

E-JOURNAL (2017)
6. JAHRGANG / 1

zfl

**FORUM
INTERDISZIPLINÄRE
BEGRIFFSGESCHICHTE
(FIB)**

ZENTRUM
FÜR LITERATUR- UND
KULTURFORSCHUNG

Herausgegeben von Ernst Müller

Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin
Schützenstraße 18 | 10117 Berlin
T +49(0)30 201 92-155 | F -243 | sekretariat@zfl-berlin.org

IMPRESSUM

Herausgeber

Ernst Müller, Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin (ZfL), www.zfl-berlin.org

Direktorin

Prof. Dr. Eva Geulen

Redaktion

Ernst Müller (Leitung), Herbert Kopp-Oberstebrink, Dirk Naguschewski, Tatjana Petzer, Falko Schmieder, Georg Toepfer, Stefan Willer

Wissenschaftlicher Beirat

Faustino Oncina Coves (Valencia), Christian Geulen (Koblenz), Eva Johach (Konstanz), Helge Jordheim (Oslo), Christian Kassung (Berlin), Clemens Knobloch (Siegen), Sigrid Weigel (Berlin)

Gestaltung KRAUT & KONFETTI GbR, Berlin

Layout/Satz Jakob Claus

Titelbild D. M. Nagu

ISSN 2195-0598

© 2017 / Das Copyright liegt bei den Autoren.

INHALT

4 EDITORIAL

Ernst Müller

BEITRÄGE

ZUKUNFTSWISSEN

6 PROTENTION, PRÄVENTION UND FUTUROLOGIE

ASPEKTE VON ZEIT UND ZUKÜNFTIGKEIT IN DER PHILOSOPHIE HANS BLUMENBERGS

Herbert Kopp-Oberstebrink

20 DER SPRINGENDE PUNKT DER INTERPOLATION

HANS BLUMENBERGS KONZEPTION DER EPOCHENSCHWELLE IM KONTEXT SEINER BEGRIFFS- UND METAPHERNGESCHICHTE

Rüdiger Zill

31 AHNEN UND AHNDEN

ZUR HISTORISCHEN SEMANTIK DES VORGEFÜHLS UM 1800

Stefan Willer

41 (IN-)SECURITY

SICHERHEIT UND NICHTVERFÜGBARKEIT

Sandra Pravica

49 EMERGENZ UND ZUKUNFT

Tatjana Petzer

BEGRIFFE IM RAUM – RAUMBEGRIFFE

58 WAS IST ›DER WESTEN‹?

ZUR SEMANTIK EINES POLITISCHEN GRUNDBEGRIFFS DER MODERNE

Jasper M. Trautsch

67 ZUR MIGRATION MUSIKALISCHER BEGRIFFE IM EUROPA DER FRÜHEN NEUZEIT

Sabine Ehrmann-Herfort

77 THE CONCEPT OF ›CLASSIC‹ AS AN INTERNATIONAL MARKER OF EUROPEAN ART MUSIC BETWEEN THE 18TH AND THE 19TH CENTURY

Luca Aversano

REZENSION

81 JÖRN LEONHARD, WILLIBALD STEINMETZ (HG.): SEMANTIKEN VON ARBEIT; MICHAEL S. ASSLÄNDER, BERND WAGNER (HG.): PHILOSOPHIE DER ARBEIT.

Ernst Müller

EDITORIAL

Geschichte und Zukunft, Begriffsgeschichte und Zukunftswissen bilden nur auf den ersten Blick Gegensätze. Die beiden Begriffshistoriker Reinhart Koselleck und Joachim Ritter kamen darin überein, den Bruch zwischen Vergangenheit und Zukunft als Kennzeichen der Moderne zu fassen. Im Anschluss hat vor allem Lucian Hölscher in *Die Entdeckung der Zukunft* (1999) dargelegt, dass ›Zukunft‹ keineswegs eine ahistorische Universalie, sondern ein spezifisch neuzeitliches, an das Konzept der Geschichte gebundenes Phänomen ist. Koselleck selbst hatte in seinem Buch *Vergangene Zukunft* die These entwickelt, dass das historische Bewusstsein – und die Begriffsgeschichte ist selbst eines ihrer Momente – aus der Asymmetrie zwischen Vergangenheitserfahrung und Zukunftserwartung erwächst. Begriffen, denen ein Zukunftshorizont eingeschrieben ist und die damit immer auch ›Vorgriffe‹ sind, den Bewegungsbegriffen der modernen Gesellschaft also, ist die Zukunftsdimension dabei auf eine wenigstens doppelte Weise eingeschrieben: zum einen als säkulare Geschichtsphilosophie, zum anderen als rationale Voraussicht (Prognostik). Nach der Krise der Geschichtsphilosophie und des utopischen Gesellschaftsdenkens scheint allein die zunehmend technokratische Prognostik übrig zu bleiben. Schon Koselleck hatte Bedingungen der Prognostik (im Bereich der Politik und der wissenschaftlich-technischen Revolution) im Blick gehabt, die sich angesichts zunehmender Zukunftsrisiken heutiger Gesellschaften verstärken. Dabei geht es weniger darum, gesellschaftliche Krisen und Zukunftsrisiken zu verhindern, als sie durch Antizipation und technokratische Planspiele zu managen: seien es ökonomische Krisen, militärische Bedrohungslagen, politische Unruhen und Revolutionen, technische Pannen, ökologische und Naturkatastrophen oder Flüchtlingsbewegungen. Gerade in diesen Bereichen ist das Zukunftswissen, wie nicht zuletzt Koselleck selbst betont hat, zugleich

situativ und politisch-pragmatisch: ›Die Prognose ist ein bewußtes Moment politischer Aktion‹, ein ›Integrationsfaktor des Staates.‹

Zukunftswissen und Begriffsgeschichte ist der Schwerpunkt dieser Ausgabe des FIB. Vielleicht ist es ein Zeichen der Gegenwart, dass die sich wechselseitig bestimmende Trias Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft sowie die im Zentrum klassischer Begriffsgeschichte stehende Epochenproblematik heute keineswegs mehr so einfach gedacht werden kann. Als ein Einstieg stehen zwei Beiträge zu Hans Blumenberg, für den Probleme der Zeit und Zeitlichkeit sowie der Epochenschwellen ebenso problematisch waren wie der geschichtsphilosophische und der technokratische Begriff der Zukunft. Herbert Kopp-Oberstebrink zeigt ausgehend von Blumenbergs kleiner Begriffsgeschichte zur ›*Futurologie*‹, wie dessen Begriffe der *Protention* und *Prävention* aus der Auseinandersetzung mit dem phänomenologischen Zeithorizont Husserls, Heideggers Begriff der Sorge sowie der Anthropologie Arnold Gehlens erwachsen. Rüdiger Zill verdeutlicht, wie für Blumenberg Epochenschwellen unsichtbar bleiben und wie er die Verbindung des Nochnicht oder des Nichtmehr durch den mehrdeutigen Begriff der Interpolation zu fassen versucht.

In mehreren Beiträgen geht es um die Genese und Reflexion des begrifflichen Instrumentariums, mit dem Zukunft gedacht wird oder in das Zukünftigkeit einfließt. Die Verhandlungen um das Auseinandertreten von *Ahndung* und *Ahnung* (und Letzteres wird erst um 1800 zu einem eindeutig auf Zukunft abzielenden Wort) verfolgt Stefan Willer in einem wortgeschichtlichen *close reading* und vornehmlich an einer Auseinandersetzung zwischen Herder und Kant. Über die theoriegeschichtliche Verquickung der Begriffe *Sicherheit* und *Unverfügbarkeit* behandelt Sandra Prativa. Ausgehend von Thomas Hobbes zeigt sie, wie

sich durch den Aufschub der Verfügbarkeit staatlicher Sicherheit für den Sicherheitsbegriff eine Zeitachse ergibt, die auch den Ausgangspunkt aktueller theoretischer Debatten bildet. Dem Zukunftswissen gehört schließlich auch der Begriff der *Emergenz* zu, dessen interdisziplinäre Geschichte Tatjana Petzer entfaltet. Eine ihrer Thesen ist, dass der Emergenzdiskurs immer schon Zukunftswissen über Komplexität und spontane Ordnungsbildungsprozesse generiert hat. Emergenztheorien wollen das Wissen um emergentes Verhalten der Natur für die Zukunftsforschung und Gesellschaftsplanung operierbar machen, und zwar als konstitutives Prinzip des Wachstums und damit als Parameter für zukünftige Entwicklungsmodelle.

Die Beiträge im zweiten Teil der Ausgabe haben es im weiteren Sinne mit der Diachronie zwischen transnationalen Räumen zu tun. Jasper M. Trautsch untersucht die Begriffsgeschichte des politischen Begriffs des *Westens* und zeichnet dabei die unterschiedliche Genese von vier Bedeutungsebenen vornehmlich seit dem 19. Jahrhundert nach. Zwei Beiträge aus der Musikwissenschaft erweitern die disziplinäre Spannweite des FIB noch einmal: Sabine Ehrmann-Herfort resümiert den aktuellen Stand der begriffswissenschaftlichen Forschung in der Musikwissenschaft und untersucht ausgehend davon Migrationsprozesse musikalischer Gattungsbegriffe (*Kantate, Madrigal, Oper*) in unterschiedlichen kulturellen Räumen. Der Beitrag von Luca Aversano thematisiert die Entstehung des Begriffs Klassik in der Musikgeschichte und seinen Transfer zwischen der deutschen, italienischen, englischen und französischen Sprache. Die Ausgabe wird beschlossen durch die Rezension zweier neuerer Bände zur Geschichte des Arbeitsbegriffs.

Ernst Müller

PROTECTION, PRÄVENTION UND FUTUROLOGIE

ASPEKTE VON ZEIT UND ZUKÜNFTIGKEIT IN DER PHILOSOPHIE HANS BLUMENBERGS

Herbert Kopp-Oberstebrink

Wann genau die Geburtsstunde wissenschaftlicher Disziplinen schlägt, ist in der Regel nicht ohne Weiteres bestimmbar. Umso bemerkenswerter sind die Ausnahmen von dieser Regel. In einem für Historiker bedeutsamen Fall stand am Anfang eine Frage, die mit Hilfe einer thematischen Verschiebung Entlastung von den Zumutungen der Historie verhiß: »Der in Düsseldorf geborene Hans-Kelsen-Schüler John H. Herz – zuletzt Politologe für Internationale Beziehungen in New York – zitiert einen Brief vom 29. Oktober 1942, den ihm von Emigration zu Emigration der Freund Ossip K. Flechtheim geschrieben hatte, den Plan zu einer »neuen Wissenschaft« – nach gut neuzeitlichem Muster – vorschlagend: »*Was hältst Du davon, wenn ich statt auf die Vergangenheit mich auf die Zukunft werfen würde?*« Der der Vergangenheit offenbar überdrüssige Forscher soll dabei sogleich einen Namen für die neugeborene Wissenschaft im Sinn gehabt haben: »*Als Namen würde ich »Futurologie« vorschlagen.*«¹ Flechtheim folgte diesem Einfall und konnte wenig später erste Arbeiten aus dem Reich der noch jungen Disziplin vorstellen, die von der intellektuellen Community seiner Zeit bereitwillig aufgenommen wurde.²

Wenn der Verfasser der kleinen Begriffsgeschichte zur »Futurologie« am Ende resümiert, deren Name habe »gut gesessen und trotzdem nicht viel geholfen«, so wird deutlich, dass er die wissenschaftlichen Aspirationen der neuen Disziplin bei aller Finesse ihrer Namengebung für verfehlt hielt.³ Doch war damit Blumenbergs Interesse an der Sache, am Projekt interdisziplinär-wissenschaftlicher Arbeit an empirisch-historischem Material zur Gewinnung von Zukunftsaussagen oder am Projekt theoretischer Arbeit am Zukünftigen, an Zukünftigkeit überhaupt, erledigt?⁴ Wohl kaum, darauf deuten seine Variationen desselben Themas in einer ganzen Reihe verwandter Texte hin, und nicht nur sie.⁵ Denn fasst man den thematischen Rahmen, in dem Blumenbergs Erzählung zu lokalisieren ist, etwas weiter, dann lassen sich *Futurologie* und verwandte Begriffsprosa als Indiz für die anhaltende Beschäftigung des Philosophen mit

1 Hans Blumenberg: »Futurologie«, in: ders., *Begriffe in Geschichten*, Frankfurt a. M. 1998, S. 60–61, hier S. 61. Blumenbergs Quelle für diese Anekdote ist John Hermann Herz: *Vom Überleben. Wie ein Weltbild entstand. Autobiographie*, Düsseldorf 1984, S. 282.

2 Vgl. Ossip K. Flechtheim: »Teaching the Future. A Contribution to the Intellectual and Moral Growth of the Participants«, in: *The Journal of Higher Education* 16 (1945), S. 450–456. Zum Gesamtzusammenhang vgl. Mario Kessler: *Ossip K. Flechtheim. Politischer Wissenschaftler und Zukunftsdenker (1909–1998)*, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 158–173; zur Geschichte der transnational und interdisziplinär angelegten Zukunftswissenschaften vgl. die

grundlegende Arbeit Elke Seefried: *Zukünfte. Aufstieg und Krise der Zukunftsforschung 1945–1980*, Berlin 2015.

3 Blumenberg: »Futurologie« (Anm. 1), S. 61.

4 Zu den Methoden der Zukunftsforschung aus ihrer eigenen Perspektive vgl. Rolf Kreibich: *Die Zukunft der Zukunftsforschung. Ossip K. Flechtheim – 100 Jahre, Arbeitsbericht des Instituts für Zukunftsstudien und Technologiebewertung* Berlin, 32 (2009), (pdf) https://www.izt.de/fileadmin/downloads/pdf/IZT_AB32, (6.7.2017), S. 1–22, hier S. 19, wo vier methodisch verschiedene Zugänge unterschieden werden, darunter das »explorative analytisch-empirische Vorgehen« und das theoretisch ausgelegte »normativ-prospektive Vorgehen«. Für Blumenberg dagegen war und blieb die Futurologie ihrer Angewiesenheit auf historisches Material wegen eine prinzipiell historische Disziplin, vgl. Blumenberg: »Futurologie« (Anm. 1), S. 61.

5 Vgl. Blumenberg: »Alles über Futurologie. Ein Soliloquium«, in: ders.: *Ein mögliches Selbstverständnis. Aus dem Nachlaß*, Stuttgart 1997, S. 29, sowie die ebd., S. 185–207, versammelten Texte zum Thema.

dem Verhältnis von Zeit und Zeitlichkeit verstehen, einem der großen Themen der Philosophie, insbesondere der Philosophie des 20. Jahrhunderts spätestens nach Heideggers *Sein und Zeit*.

Dass Hans Blumenberg als Denker von Zeitlichkeit gelesen werden kann, von Zeitlichkeit in ganz verschiedenen Dimensionen, ist bei einiger Vertrautheit mit seinen Publikationen nicht neu. In dieser Hinsicht kulminiert seine theoriegeschichtliche Arbeit in Untersuchungen zum Verhältnis von *Lebenszeit und Weltzeit* (1986). Signifikant für Blumenbergs Umgang mit der Zeit ist, dass er sie oft nur indirekt zum Gegenstand seiner Überlegungen macht. So wird im eingangs zitierten Narrativ Zeit nur in wissenschafts- oder theoriegeschichtlicher Perspektivierung auf die Neuerfindung Futurologie und damit in der Verengung auf lediglich *eine* zeitliche Dimension, die der Zukunft, thematisch. Der Grund der indirekten Thematisierung von Zeit dürfte darin zu suchen sein, dass Blumenberg sich in eine Tradition stellt, in der Zeit lediglich als Horizont fungiert und insofern der »anthropologischen Zuständigkeit entzogen ist«.⁶ Diskutiert werden zumeist also Phänomene oder Theoreme, sofern sie innerhalb dieses Horizontes erscheinen. Dass die Berufung auf diese Tradition den Antritt des Erbes Husserls und Heideggers bedeutet, gerät gerne aus dem Blick, da Blumenberg alles daran setzt, für ihn relevante Teile der Husserlschen Phänomenologie theoriegeschichtlich auszubuchstabieren, während Heidegger in die Rolle des Antagonisten gerät.

Der Einsatz temporal konnotierter Begriffe, Kategorien und Metaphern versteht sich für die theoriegeschichtlichen Werke im engeren Sinne gewissermaßen von selbst. Sind die historischen Darstellungen doch immer mit Reflexionen auf Verfahren der Theoriegeschichtsschreibung und auf Temporalkonzepte, wie die der Kontinuität, des Anfangs und des Endes oder der Epoche und Epochenschwelle, durchsetzt. Exemplarisch hierfür ist *Die Legitimität der Neuzeit*.⁷

Betrachtet man die beiden gegenwärtig noch immer leitenden Paradigmen der Blumenberg-Forschung, Metaphorologie⁸ und philosophische Anthropologie,⁹ dann scheint freilich der Versuch, Hans Blumenberg als Philosophen von Zeit und Zeitlichkeit zu thematisieren, nicht gerade nahezuliegen. Beide, die Frage nach der Leistungsfähigkeit der Metaphern und ihrem Verhältnis zum Begriff ebenso wie die auch nach vielen Veröffentlichungen zum Thema vorsichtig zu beurteilende Frage, ob philosophische Anthropologie tatsächlich die Basis der philosophischen Arbeit Blumenbergs sei, blenden das Thema von Zeit und Zeitlichkeit weitgehend aus. Damit freilich kommen sie mit dem Gros der Forschung zu Blumenberg überein, bemerkenswerterweise auch mit der Fraktion, die den Phänomenologen Blumenberg für sich entdeckt hat.¹⁰ Doch liegen die Aspekte von Temporalität und Temporalisierung – hier: der Aspekt der Zukunft – quer zu diesen und anderen Paradigmen der Forschung. Dadurch bieten sie die Chance, unterschiedliche Dimensionen der Blumenbergschen Arbeiten – Phänomenologie, Anthropologie, Metaphorologie, Theoriegeschichte, Technik – als solche

6 Hans Blumenberg: »Dasein oder Bewußtsein«, in: ders., *Beschreibung des Menschen*, aus dem Nachlass hg. von Manfred Sommer: Frankfurt a. M. 2006, S. 9–47, hier S. 43.

7 Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1966. Zu Blumenbergs Verschränkung von materialer Theoriegeschichtsschreibung (etwa der Säkularisierung) und methodologischen Reflexionen, die einerseits einen auf das Werk bezogenen selbstreflexiven Status haben, andererseits aber die Ansprüche darüber hinausgreifender Theorie machen, vgl. vom Vf.: »Umbesetzung«, in: Robert Buch/Daniel Weidner (Hg.): *Blumenberg lesen. Ein Glossar*, Berlin 2014, S. 350–362.

8 Hier wären vor allem die Arbeiten Anselm Haverkamps zu nennen, vgl. etwa ders.: »Das Skandalon der Metaphorologie. Prolegomena eines Kommentars«, in: ders./Dirk Mende (Hg.): *Metaphorologie. Zur Praxis von Theorie*, Frankfurt a. M. 2009, S. 33–61, sowie als eine Art Summe seiner Forschungen und zugleich Arbeit am Detail des Textes ders.: »Kommentar«, in: Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie. Kommentar von Anselm Haverkamp unter Mitarbeit von Dirk Mende und Mariele Nientid*, Frankfurt a. M. 2013, S. 191–468.

9 Dieses Paradigma reicht von der Auffassung, philosophische Anthropologie in der Traditionslinie Scheler – Plessner – Rothacker – Gehlen fungiere als eine Art Basistheorie der Arbeiten Blumenbergs, wie sie Joachim Fischer: »Philosophische Anthropologie in der Philosophie nach 1945: Hans Blumenberg und Odo Marquard«, in: Gérard Raulet/Guillaume Plas (Hg.): *Philosophische Anthropologie nach 1945. Rezeption und Fortwirkung*, Nordhausen 2014, S. 151–171, oder in ders.: *Philosophische Anthropologie. Eine Denkrichtung des 20. Jahrhunderts*, Freiburg/München 2008, S. 435–441, exponiert hat, bis hin zur Identifikation des Blumenbergschen Philosophierens mit philosophischer Anthropologie wie beispielsweise bei Rolf Mengert: *Hans Blumenbergs interdisziplinär fundierte Anthropologie*, Berlin 2015 (pdf, <http://d-nb.info/1093404167/34>). Zu beachten ist, dass Fischer zur Markierung des Paradigmas das Attribut in »Philosophische Anthropologie« mit großem Anfangsbuchstaben schreibt; eine Praxis, der die vorliegenden Ausführungen sich nicht anschließen.

10 Vgl. die im Einzelnen sehr instruktive Studie von Nicola Zambon: *Das Nachleuchten der Sterne. Konstellationen der Moderne bei Hans Blumenberg*, München/Paderborn 2017, die auf den Spuren Manfred Sommers meint, Blumenbergs Werk zwischen den Koordinaten von Phänomenologie und Anthropologie lokalisieren zu können, mal als »anthropologische Phänomenologie«, ein andermal als »phänomenologische Anthropologie« (S. 21).

miteinander in Zusammenhang zu bringen und sie nicht gegeneinander auszuspielen oder sie jeweils zu verabsolutieren, wie das derzeit in der Forschung geschieht, die meint, den Metaphorologen Blumenberg oder den Phänomenologen oder auch den Vertreter der philosophischen Anthropologie ausmachen zu können.

Die folgenden Ausführungen werden das am Beispiel von Zukunft und Zukünftigkeit skizzenhaft versuchen. Sie setzen in dem Areal an, von dem Blumenberg eine ganze Reihe von Begrifflichkeiten und Denkfiguren entlehnt und historisch seinen Ausgang genommen hat, der Phänomenologie Husserls. Im Mittelpunkt steht dabei die für sämtliche Diskussionen um Zukunft und Zukünftigkeit zentrale Denkfigur der Protention. Sie wird in ihren begrifflichen Zusammenhängen, Problemen und Dimensionen entwickelt (1–4). Sodann wird Blumenbergs Kritik der Futurologie dargestellt (5). Mit dem Konzept der Prävention soll schließlich der von der Protention abgeleitete Modus thematisiert werden, in dem metaphorologische und anthropologische Aspekte zusammengeschlossen sind (6). Abschließend wird die Konzeption der Prävention in den Kontext der philosophischen Anthropologie Gehlens und der Existenzialanalyse Heideggers gestellt (7).

1. RETENTION UND PROTENTION ALS BEWUSSTSEINSTHEORETISCH GEWENDETE ZEITMODI

Blumenbergs intensive Lektüre der *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins* von 1905 rückt mit *Retention* und *Protention* Begriffe in den Vordergrund, denen auch im Kontext anderer Theorien ein Nachleben beschieden war, etwa im Neukantianismus Ernst Cassirers.¹¹ Beide Begriffe bezeichnen irreduzible Grundformen der Zeitlichkeit von Erfahrung. So ist die Retention ein auf die Vergangenheit gerichteter Modus, die Protention ein Vorgehen auf Kommendes.¹² Husserl fasst sie im

Zusammenhang der phänomenologischen Zeittheorie auch als »Vorher« und »Nachher«, die beide um einen Gegenwartspunkt, das »Jetzt« gruppiert sein sollen.¹³ Beide Modi sind also ganz offenkundig aufeinander bezogen und in ihrer symmetrischen Anlage zu erläutern. Doch gerade diese Symmetrie ist Blumenberg zufolge problematisch; sie erweist sich in seiner erläuternden Erschließung als Asymmetrie. Aus dem kritischen Kommentar zu Husserls Auffassung soll die Spezifik beider Konzepte überhaupt erst sichtbar werden.

Für Blumenberg wird dieses Begriffspaar zur Basis sämtlicher weiterer Überlegungen zu Vergangenheit und Zukunft. Damit *beginnt* seine Auseinandersetzung mit Dimensionen und Modi von Zeit und Zeitlichkeit in systematischer Hinsicht zwar scheinbar auf dem Terrain Husserlscher Begriffe. Doch sie reicht weit darüber hinaus, wie zu zeigen sein wird, in Theoriegeschichte, Phänomenologie, Anthropologie, Metaphorologie, Kulturphilosophie und Philosophie der Technik. Sind Protention und Retention bei Husserl von vornherein in eine phänomenologische Zeittheorie eingespannt, so dienen sie Blumenberg als immer wieder neu ausgedeuteter Ausgangspunkt, als Basis, für einzelne, höherstufige temporale Konzepte wie Zukunft, Naherwartung, Prävention oder Endzeit; Konzepte, die alles andere als phänomenologisch sind. Bereits die Abgrenzung, dass die Herkunftsregion dieser Begriffe bei Husserl das Zeitbewusstsein – also eine Region des Bewusstseins – ist, wird vom Verfasser von *Weltzeit und Lebenszeit* eingerissen, wenn er erklärt, zu den bleibenden und folgenreichen Errungenschaften der Husserlschen Phänomenologie selbst gehöre, dass sie die »faktische Trennbarkeit von Bewußtsein und Zeitbewußtsein [...] aufgehoben« habe: »Jedes Bewußtsein ist seinem Wesen nach und damit unerläßlich immanentes Zeitbewußtsein. Kein Schritt, den die Phänomenologie getan hat, ist wichtiger als dieser.«¹⁴ Blumenberg selbst unternahm in der Folge den Versuch, auch diesen bewusstseinsphilosophischen Ansatz in Richtung der oben genannten Bereiche noch zu überschreiten. Dies wird wenigstens ansatzweise zu zeigen sein.

11 Edmund Husserl: *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins* (1905), hg. von Martin Heidegger: Halle an der Saale 1928, S. 390–405 u. S. 410–414. Vgl. Ernst Cassirer: »Geschichte (1936)«, in: ders.: *Nachgelassene Manuskripte und Texte*, Bd. 3: *Geschichte. Mythos*, hg. v. Klaus Christian Köhnke/Herbert Kopp-Oberstebink/Rüdiger Kramme, Hamburg 2002, S. 3–174, hier: S. 85; vgl. ders.: *Philosophie der symbolischen Formen* (1929), Bd. 3: *Phänomenologie der Erkenntnis*, Darmstadt 1977, S. 189–221.

12 Vgl. dazu Klaus Held: *Lebendige Gegenwart. Die Frage*

nach der Seinsweise des transzendentalen Ich bei Edmund Husserl, entwickelt am Leitfaden der Zeitproblematik, Den Haag 1966, S. 39–45.

13 Zur Beschreibung von Protention und Retention im Zusammenhang der phänomenologischen Zeittheorie vgl. Edmund Husserl: *Gesammelte Schriften*, Bd. 5: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, hg. v. Elisabeth Ströker, Hamburg 1992, S. 183.

14 Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt a. M. 1986, S. 303.

Der Grund für die Identifikation von Bewusstsein und Zeitbewusstsein ist zugleich der Ausweis für die Leistung der Retention, in Blumenbergs nahe an Husserls *Vorlesungen* geführter Lesart: »Retention gehört notwendig zum Wesen des Bewußtseins. Durch sie wird das Zeitbewußtsein konstituiert, und ohne dieses wäre das Bewußtsein um seine kapitale Bestimmung durch ›Intentionalität‹ gebracht.«¹⁵ Nach Husserl erfolgt die Konstitution eines Gegenstandes im Bewusstseinsstrom in einer Reihe sogenannter »Urimpressionen«, die »in der Retention zusammengehalten, aufgebaut, zwar nicht abgeschlossen, aber identifizierbar gemacht« werden. Solcherart sollen Gegenstände aus »Komplexionen von Urimpressionen« gebildet werden.¹⁶ Da bei Husserl Bewusstsein prinzipiell als intentionales, als Bewusstsein von Etwas gedacht wird, lässt sich die Retention als »Grundart der Intentionalität« bezeichnen.¹⁷

2. PROTENTION – AUSSICHT OHNE ZUKUNFT

Adoptionen des Retention/Protentions-Theorems, etwa bei Cassirer, tendieren dazu, Retention und Erinnerung ihrem Gehalt nach ebenso als Synonyme zu verstehen wie Protention und Erwartung. Diese Neigung, Retention und Erinnerung ineinander verschwimmen zu lassen, findet sich schon bei Husserl, etwa wenn er die Retention als »primäre Erinnerung« bezeichnet und in der Konsequenz Erinnerung als »Wiedererinnerung« versteht.¹⁸ Blumenberg insistiert jedoch ganz entschieden auf der Differenz von Retention und Erinnerung. Sein Argument zugunsten der Differenz beider baut auf dem unterschiedlichen epistemischen Status von Erinnerungen und Retentionen auf: Erinnerung gehöre nicht zum Wesen des Bewusstseins, sondern werde von ihm als »Faktum« behandelt, das seinerseits »als Erlebnis wie andere Erlebnisse im Bewußtseinsstrom« beschreibbar sei. Mit Husserl ließe sich hier von thematischer Vergegenwärtigung von Vergangenen sprechen, die

Retention dagegen soll »unthematisch« sein. Blumenberg argumentiert hingegen anders: Erlebnisse oder Fakten als Gegenstände des Bewusstseins sind abgegrenzt und positiv bestimmbar, die Retention als Operation des Bewusstseins folgt dagegen dem Modell des Stromes und ist unabgeschlossen. Retention lässt sich somit als Bedingung der Möglichkeit der Erinnerung verstehen. Blumenbergs als »freie Variation« gekennzeichnetes, weiterreichendes Gedankenexperiment, es ließe sich auch ein Bewusstsein ohne Erinnerung denken, gehört zu den Argumentationsmustern, die den Primat auf Möglichkeitsbedingungen oder, Husserlsch gesprochen, auf Konstitutionsbedingungen setzen.¹⁹

Das Kriterium von Abgrenzung versus Unbestimmtheit kommt auch zur Anwendung, wenn Blumenberg die Differenz von Protention und Erwartung geltend macht: »Deskriptiv ist [...] die Protention von der Erwartung zunächst so zu unterscheiden, wie die Retention von der Erinnerung: Beide verfallen oder verfließen unabgegrenzt ins Unbestimmte, Erinnerung wie Erwartung ›liegen‹ insular oder episodisch in diesem Unbestimmten [...].«²⁰ In der Deutung Blumenbergs werden die iterativen Prozesse als so grundlegend angesetzt, dass der Zeitbegriff durch sie überhaupt erst konstituiert wird: »Die Protention gehört so wesentlich zur Zeitkonstitution und damit zum Bewußtsein als intentionalem ›Organ‹ wie die Retention.«²¹ Damit bewegt er sich auf einer Linie mit dem Selbstverständnis Husserls. Auch den »Begriff der Zeit, der in Theorien aller Art, aber auch in der verschärften Praxis mit Auszeichnung vorkommt«, haben wir nur durch das Zusammenspiel von Retention und Protention, wie Blumenberg ausführt.²² Zur Reichweite dieser Überlegung gehört, dass die Protention nicht nur Möglichkeitsbedingung der Zeit, sondern auch ihrer Dimensionen, mithin auch der Zukunft, ist. Signifikant für Blumenbergs philosophischen Umgang mit der Zeit und ihren Dimensionen ist, dass sein Erkenntnisinteresse nicht auf diese selber, sondern auf die Möglichkeitsbedingungen beider gerichtet ist.

15 Blumenberg: »Retention und Erinnerung«, in: ders.: *Zu den Sachen und zurück*, aus dem Nachlaß hg. von Manfred Sommer, Frankfurt a. M. 2002, S. 207–208, hier S. 207. Da es sich bei diesem Band um eine Sammlung einzelner nachgelassener Texte handelt, wird im Folgenden auch je einzeln auf sie verwiesen. Vgl. Husserl: *Vorlesungen* (Anm. 11), S. § 32, S. 425.

16 Blumenberg: »Retention und Erinnerung«, in: ders.: *Zu den Sachen und zurück*, S. 207.

17 Klaus Held: »Retention«, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer, *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 8, Darmstadt 1992, Sp. 931–932, hier Sp. 931.

18 Husserl: *Vorlesungen* (Anm. 11), S. 401–403 u. S. 408–412.

19 Zur doppelten intentionalen Struktur der Erinnerung und ihrer Gegenläufigkeit vgl. Blumenberg: »Reines Bewußtsein ohne Erinnerung?«, in: ders.: *Zu den Sachen und zurück* (Anm. 15), S. 215–223, hier S. 220–221.

20 Blumenberg: »Naherwartung«, in: ders.: *Zu den Sachen und zurück* (Anm. 15), S. 209–214, hier S. 209.

21 Ebd. Zum Ganzen vgl. auch Guillermo Ferrer: *Protentionalität und Urimpression. Elemente einer Phänomenologie der Erwartungsintentionen in Husserls Analyse des Zeitbewusstseins*, Würzburg 2015.

22 Ebd.

Im Ausgang von den *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins* muss die Anordnung von Retention und Protention als strikt symmetrisch und das Verhältnis beider Begriffe als streng korrelativ erscheinen. Weshalb aber kann dann die Protention als »das Stiefkind der Phänomenologie« erscheinen, wie Blumenberg betont?²³ Es hat den Anschein, so argumentiert er weiter, dass »die Zeitkonstitution im phänomenologischen Verstande nur durch die Retention fundiert«, die Protention also überflüssig sein könnte.²⁴ Damit weist Blumenberg auf die seiner Deutung nach bereits bei Husserl angelegte *Asymmetrie* im Verhältnis von Protention und Retention hin. Dabei geht es ihm in erster Linie nicht um eine innersystematische Reparatur; es geht ihm auch nicht um »Arbeit an der Phänomenologie«.²⁵ Blumenberg wollte offenbar durch seine Insistenz auf Differenz und Asymmetrie die *Funktion* beider Begriffe – und im weiteren Verlauf des von ihnen abhängenden begrifflichen Gefüges – so bestimmen, dass sie für die eigene theoretische Arbeit anschlussfähig wurden. Sein theoriegeschichtlich fundiertes Programm – will man den Versuch wagen und es aus mitunter heterogen erscheinenden Elementen erschließen – läuft darauf hinaus, aus bewusstseinstheoretisch gewendeten und teilweise emendierten Theorieelementen der Phänomenologie Grundoperationen »eines Bewußtseins überhaupt« zu konstituieren, die dann in Korrespondenz mit anthropologischen, metaphorologischen, technik- und kulturphilosophischen Theoremen gebracht und von diesen gestützt werden.²⁶

Zu den spezifischen Leistungen der Protention gehört, dass mit ihr die Modalität der Möglichkeit ins Spiel kommt: »Protention gibt es, weil es für jede Gegenwart, für jede Urimpression, mehr als *eine* Möglichkeit gibt – nicht: geben muß –, zugleich aber nicht *alles* möglich sein darf [...].«²⁷ Protention wird an dieser Stelle mit dem Ausdruck »Aussicht« wiedergegeben. »Sinnlos« wäre die Aussicht auf Möglichkeiten, so Blumenberg, wenn dem Bewusstsein »alles Mögliche [...] bevorstände.«²⁸ Die Tabuisierung, dass »nicht alles möglich sein darf [Hervorh.

v. Vf.]«, legt den Gedanken nahe, hier werde auf dem Boden einer philosophisch-theologischen Denkfigur argumentiert. Denn methodisch wird an dieser Stelle offenbar anhand der Denkfigur der *freien Variation* ein göttliches Bewusstsein imaginiert, dem alles Kommende präsent wäre. Menschliches Bewusstsein wäre mit solcher Omnipräsenz nicht nur überfordert, sie kommt ihm in philosophischer und theologischer Tradition auch nicht zu. Damit gewinnt Blumenberg nicht nur Einsicht in das zentrale Funktionsmerkmal der Protention, die Einschränkung der Aussicht auf Möglichkeiten. In phänomenaler Hinsicht formuliert er dies so: »Die Protention umfaßt das Phänomen, dass immer *mehr* möglich ist als wirklich werden kann.« Es erschließt sich vielmehr ein weiteres Phänomen, dem Blumenberg »Wesentlichkeit« zuschreibt und das er die »Enge des Bewußtseins« nennt: »Aus der Enge ergibt sich die Potentialität der Protention, aus dieser wiederum der notwendige Ausschluß von Möglichkeiten in einem ständigen Prozeß der Einhaltung von ›Verengung‹ auf die ›Enge‹ der aktuellen Gegenwart hin.«²⁹ Wie die Retention wird auch die Protention *kontinuistisch* und *prozessual* gedacht. Dabei ist sie offenbar zureichend nur in räumlichen Metaphern von »Enge« oder »Verengung« oder im Modell des »Trichters« fassbar, eines Trichters, der »nicht ›genau‹ mit einer Spitze in die Gegenwart [mündet], sondern mit einem ›Stumpf‹.« Denn Protention bricht beim Übergang in die Jetztzeit der Wirklichkeit »mehr als *eine* Möglichkeit zugunsten der Wirklichkeit ab«, es ist noch immer »ein ›Bündel‹ von Möglichkeiten, das gekappt wird«. Doch dieses »Bündel« war zuvor durch Reduktion aus einer weitaus größeren Fülle der Möglichkeiten gewonnen worden. In dieser, auf Potentialitäten vorgreifenden, immer weitergehenden Einschränkung – unphänomenologisch gesprochen: Reduktion – besteht die Funktion der Protention.

3. BEWUSSTSEINSTHEORETISCHE, ANTHROPOLOGISCHE UND THEORIEGESCHICHTLICHE ASPEKTE DER PROTENTION

Die Protention als iterativer Prozess verläuft stetig, vor allem aber unmerklich. Sie zeigt sich phänomenal nur im Falle ihres Misslingens, wenn der »Vorgriff als enttäuschter« bemerkbar wird. Denn die Protention ist, wie gezeigt, eine Art von Hilfsprogramm im Störungsfalle des Bewusstseins, sie ist »Bedingung seiner [des Bewusstseins] Stetigkeit bei Störbar-

23 Blumenberg: »Naherwartung« (Anm. 20), S. 209.

24 Ebd., S. 210.

25 Zambon: *Das Nachleuchten der Sterne* (Anm. 10), S. 91 (Überschrift zu Teil II der Arbeit), differenzierter S. 21.

26 Blumenberg: »Dasein oder Bewußtsein« (Anm. 7), S. 42. Dieses Bewusstsein braucht noch nicht einmal ein menschliches zu sein, im Gegenteil: das Zeitbewusstsein im Sinne Husserls soll kein »mögliches anthropologisches Spezifikum« aufweisen.

27 Blumenberg: »Naherwartung« (Anm. 20), S. 211.

28 Ebd.

29 Ebd.

keit.«³⁰ Und die Störbarkeit des Bewusstseins ist für Blumenberg ein Faktum.³¹ Der von ihm eingehend diskutierte Fall der Störbarkeit des Bewusstseins zeigt freilich ebenso einige Charakteristika seiner weit über den Husserlschen Begriff der Protention hinaus entwickelten Konzeption wie auch Probleme.

Blumenberg verhandelt den Aspekt der Störfähigkeit in mindestens drei Dimensionen, in einer bewusstseinstheoretischen, einer anthropologischen und einer theoriegeschichtlichen. Die Attestierung der Störbarkeit des Bewusstseins durch Blumenberg erfolgt bereits in der grundlegenden Dimension, der bewusstseinstheoretischen, und das liegt vom Modell des Funktionszusammenhangs her ja auch nahe. Deshalb muss das Bewusstsein »auch ohne anthropologische Rücksicht daraufhin betrachtet werden, wie es *als störbare* wesensmäßig bestehen kann.«³² Und in dieser Dimension tritt die Protention als (selbst)regulierendes und stabilisierendes Moment des Systems Bewusstsein auf: »Die Protention ist Bedingung seiner [i.e. des Bewusstseins] Stetigkeit bei Störbarkeit. [...] Das Bewußtsein zerbricht nicht, weil das Überraschende sich als das Dennoch-Mögliche herausstellt.« Damit wird – so ließe sich als weiterführende These festhalten – das Bewusstsein als selbstregulierendes System verstanden, und es wäre einer Untersuchung wert, in welchem Ausmaß Blumenbergs sogenannte »Phänomenologie« aus einer Makroperspektive systemtheoretisch angelegt ist.³³ Das ist eine Überlegung, die das gesamte Konzept der *Selbsterhaltung*, die hier als Selbsterhaltung des Bewusstseins ins Spiel käme, betrifft.³⁴

Blumenbergs Konzeption der Protention erscheint als hochgradig mit heterogenen Theoriemotiven besetzt. Sie greift so weit über den entsprechenden Begriff Husserls hinaus, dass sie als dessen Umbesetzung

erscheinen muss. Das wird umso deutlicher, wenn man die anthropologische Dimension der Protention betrachtet, die Blumenberg selbst thematisiert. Hier sollen die Kategorien von *Zuträglichkeit* und *Abträglichkeit* zum Tragen kommen, wenn es heißt: »das Bewußtsein [...] läßt [...] das Angebot an Gegenständlichkeit auf Zuträgliches und Unzuträgliches absuchen [...].«³⁵ Zuträglichkeit und Abträglichkeit sind jedoch Begriffe, die nicht mehr in der Schicht basaler Bewusstseinsvorgänge zu lokalisieren sind, denn sie setzen ein lebendes Gebilde oder gar einen lebendigen Organismus sowie den Gedanken der Selbsterhaltung voraus. Diesen Registerwechsel zeigt Blumenberg selbst an, wenn er in einem weiteren nachgelassenen Text zum Phänomen der Aufmerksamkeit, das immerhin der Katalysator für die selbstregulierende Funktion der Protention ist, bemerkt: »Das Phänomen der Aufmerksamkeit kann nur an einem Bewußtsein auftreten, das keinen geregelten Dienstbetrieb für die Lebenserhaltung kennt.«³⁶ Dieser kategoriale Sprung, der mit einem Mal anthropologisch erst noch auszuweisende Leistungen wie die Lebenserhaltung auf einen bewusstseinsphilosophisch gegründeten Erkenntnisapparat aufpfropft, zeigt aufs deutlichste an, dass Blumenberg gerade keine »Arbeit an der Phänomenologie« leistet.³⁷ Er zielt vielmehr darauf ab, aus dem Kontext der Husserlschen Phänomenologie entnommene, bewusstseinstheoretisch reduzierte Theorieelemente in einen Zusammenhang mit teils biologischen, teils anthropologischen und theoriegeschichtlichen Konzepten zu bringen.

Ergibt sich daraus die mittlerweile als Blumenbergs philosophisches Programm viel beschworene und von ihm selbst ins Spiel gebrachte »phänomenologische Anthropologie«? Falls man so weit gehen und Blumenbergs Husserl-Exegesen und -Adaptionen selbst schon für Phänomenologie halten möchte – vielleicht. Das hängt letztlich davon ab, wie stark der Wunsch danach ist, endlich festlegen zu können und damit zu wissen, womit man es im Falle dieses umfänglichen

30 Blumenberg: »Naherwartung« (Anm. 20), S. 213.

31 Ebd. Aus der Perspektive der Intentionalität spricht Blumenberg von »Ablenkung« – gleichfalls als von einem »Faktum« –, das »durch Unterbrechungen einer Intention zugunsten einer anderen« entstehe, s. Blumenberg: »Auffallen und Aufmerken«, in: ders.: *Zu den Sachen und zurück* (Anm. 15), S. 199.

32 Ebd.

33 Zur Theoriebeziehung Luhmann – Blumenberg unter dem Aspekt der Kontingenz vgl. den instruktiven Beitrag von Rüdiger Campe: »Contingencies in Blumenberg und Luhmann«, in: *Telos* 158 (2012), S. 81–99.

34 Zur Frage der Selbsterhaltung vgl. Hans Blumenberg: »Selbsterhaltung und Beharrung. Zur Konstitution der neuzeitlichen Rationalität«, in: Hans Ebeling (Hg.): *Subjektivität und Selbsterhaltung. Beiträge zur Diagnose der Moderne*, Frankfurt a. M. 1976, S. 144–207.

35 Blumenberg: »Naherwartung« (Anm. 20), S. 212–213.

36 Blumenberg: »Auffallen und Aufmerken«, in: ders.: *Zu den Sachen und zurück* (Anm. 14), S. 182–206, hier S. 182.

37 Zambon: *Das Nachleuchten der Sterne* (Anm. 9), S.

91. Ob die Begrifflichkeit des »Aufpfropfens« auch für theoriegeschichtliche Rezeptionsverfahren im Anschluss an die Überlegungen von Uwe Wirth: »Original und Kopie im Spannungsfeld von Iteration und Aufpfropfung«, in: Gisela Fehrmann/Erika Linz/Eckhard Schumacher/Brigitte Weingart (Hg.): *Originalkopie. Praktiken des Sekundären*, Köln 2004, S. 18–33, fruchtbar gemacht werden kann und welche Konsequenzen dieses Modell haben könnte, bedarf eingehender methodologischer Reflexion.

und proteischen Werkes eigentlich zu tun hat: mit Anthropologie? Phänomenologie? Anthropologischer Phänomenologie? Oder doch lieber phänomenologischer Anthropologie? Philosophiegeschichte? Oder am Ende doch nur mit Geistesgeschichte oder, schlimmer noch, geistreich-gelehrter Fabulierkunst? Egal, welche weiteren Optionen hier als möglich erscheinen, egal, wofür man sich entscheidet oder auch nicht entscheidet, die Schubladen sollten nicht zu rasch geschlossen werden. Die Texte müssen auf ihre differentiellen und heterogenen Schichten hin ausgelotet werden. Auch das lehrt die Passage aus dem Manuskript »Naherwartung«. Denn Blumenberg stellt die Protention hier in einen weiteren, den anthropologisch konnotierten Kategorien von »Zuträglichkeit« und »Unzuträglichkeit« auf den ersten Blick geradewegs entgegengesetzten Zusammenhang. Zwar ist der Bezug auf Theorie und Theoriegeschichte, den Blumenberg herstellt, zunächst nur negativ, wenn es heißt, das Bewusstsein könne sich »reines« Zuschauertum nicht leisten.³⁸ Das erscheint fragwürdig, denn kaum eine Beschreibung könnte zur Existenz des homo theoreticus besser passen als die des »reinen Zuschauertums«.³⁹ Doch wenig später führt Blumenberg mit der Umbesetzung ein entscheidendes Element, das er im Zusammenhang der Methodologie seiner Theoriegeschichtsschreibung geprägt hat, in die Operationsmodi ein, die bei der Protention zum Zuge kommen sollen.⁴⁰ Protention im Sinne Blumenbergs kann nur dann ihre bewusstseinsstabilisierende Funktion ausüben, wenn im Falle der gestörten Erwartung all das, was zwar erwartet wurde, was aber nicht eingetreten ist, zugunsten des Eintretenden gelöscht und ersetzt wird: das Überraschende »war im ›Bündel‹ der Protention, und deshalb kann es *anstatt* eines anderen Vorgezogenen akzeptiert werden.«⁴¹ Das Modell dieser Ersetzung ist die Umbesetzung: »Das Instrumentarium zur Korrektur des Vorgriffs ist das der ›Umbesetzung‹: dieses statt jenem.«⁴²

Umbesetzung diene ja auch als *modus operandi* zur Einführung von Neuem, von neuen Theorien oder Antworten in der Theoriegeschichtsschreibung. Ein

schwacher Nachhall davon findet sich in der Erwähnung des Momentes der »Überraschung«, dass dieses eingetreten ist und nicht jenes. Den Aspekt der »Überraschung« hat Blumenberg aus den Überlegungen seines Schülers Manfred Sommer adoptiert, auf den er an dieser Stelle verweist. Sommer bemerkt hinsichtlich der misslungenen Protention: »Dann sind wir zwar überrascht, aber doch nicht über alle Maßen.«⁴³ Das klingt tröstlich, die Adoption von Sommers Überraschungs-Motiv vermag indessen nicht zu überzeugen und scheint mehr einer gewissen Konvergenz mit dem Moment der Innovation in der Umbesetzung geschuldet zu sein. Denn Sommers Wendung, wir seien »doch nicht über alle Maßen« überrascht, ist ja nur dann sinnvoll, wenn man annimmt, das Bewusstsein wäre im Prinzip »auf alles gefaßt«.⁴⁴ »[A]uf alles gefaßt« sein führt aber Blumenbergs Theorem vom »Bündel der Protention« ad absurdum, denn dieses basierte ja auf dem Kompositum *eines* erwartbaren Inhalts, der in einen Hof *einer gewissen Anzahl* anderer, etwas weniger erwartbarer Inhalte eingebunden ist.

4. PROTENTION ZWISCHEN PRAKTISCHER LEBENSERHALTUNG UND THEORETISCHER NEUGIERDE

Die Frage nach der Störung offenbart noch in einem viel weitergehenden Sinne konzeptuelle Probleme, die sich möglicherweise nicht nur auf das Theorem der Protention beschränken, sondern darüber hinausgreifen. Blumenberg argumentiert nicht nur in theoriegeschichtlichen Zusammenhängen funktionalistisch, sondern versteht auch das Bewusstsein funktionstheoretisch. Vom Ganzen des Funktionszusammenhanges, als den das Bewusstsein hier offenbar verstanden werden soll, stellt sich aber die Frage: »Was gewinnt das Bewußtsein?« Gemeint ist mit dieser bilanzierenden Frage: was gewinnt es *durch die Protention*? Blumenbergs Antwort ist klar: »Es gewinnt die Elastizität des Umgangs mit einer ›Welt‹, die ihm nicht gestattet, an einem einzigen Gegenstand im intentionalen Vollzug zu verweilen [...]«⁴⁵ Doch diese Antwort erscheint als problemträchtig, denn sofort erheben sich Fragen mit weitreichenden Konsequenzen: Ist die Einschränkung der Verweil-

38 Blumenberg: »Naherwartung« (Anm. 21), S. 212.

39 Vgl. hierzu Blumenberg: *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Theorie*, Frankfurt a. M. 1987, passim.

40 Zur Konzeption der Umbesetzung als zentralem Stück der Blumenbergschen Theoriegeschichtsschreibung vgl. vom Vf.: »Umbesetzung« (Anm. 7), S. 350–362. Nach verschiedenen Vorarbeiten kam diese Konzeption erstmalig in *Die Legitimität der Neuzeit* zum Einsatz, in erweiterter Ausarbeitung auch in deren zweiter Auflage von 1988.

41 Blumenberg: »Naherwartung« (Anm. 21), S. 213.

42 Ebd.

43 Ebd.; Vgl. Manfred Sommer: »Gegenwart des Augenblicks und Evidenz der Erinnerung«, in: Dieter Henrich/Rolf Horstmann (Hg.): *Metaphysik nach Kant? Stuttgarter Hegelkongreß 1987*, Stuttgart 1988, S. 381–392, hier S. 387.

44 Blumenberg: »Naherwartung« (Anm. 21), S. 213.

45 Ebd., S. 212.

dauer reizgesteuert, wird sie durch die Welt induziert? Oder ist sie ein Bewusstseinsereignis?

Damit sind zwei Fragenkomplexe angesprochen: zum einen die Frage nach der *Aufmerksamkeit*, denn sie und ihre Wechsel sind es, die in Blumenbergs Beschreibung zum Gegenstandswechsel führen sollen, und zum anderen vom Ganzen des Bewusstseins als eines Funktionszusammenhangs her die Frage nach dem *Störfall*. Bemerkenswert ist im Falle des »unterschätzten Phänomens« der Aufmerksamkeit, dass recht unklar bleibt, inwiefern das Bewusstsein durch eine Verlagerung der Aufmerksamkeit überhaupt gestört werden sollte.⁴⁶ In Blumenbergs Darstellung liegen endogene Faktoren der Störung auf der einen und Umwelt- oder bewusstseinsexterne Faktoren auf der anderen Seite im Konflikt. Denn gewiss müssen Gegenstände oder Dinge von sich selbst her etwas mitbringen, was die Aufmerksamkeit auf sie lenkt; der Gegenstand ist keine tabula rasa. Doch bleibt die Aufmerksamkeitsverlagerung letztlich selbst eine innere Angelegenheit des Bewusstseins, auch wenn der äußere Gegenstand, der den Aufmerksamkeitswechsel hervorruft, diesen nur in einem komplexen Wechselspiel mit dem Bewusstsein erreicht.

Als einen solchen bewusstseinsimmanenten Grund stellt Blumenberg die Störbarkeit denn zunächst auch dar, gleichsam als eine Art Webfehler im System. Denn was als störend aufscheint, soll letzten Endes »die *Passivität* der Affektion [Hervorhebung v. Vf.]« sein, in Husserls Terminologie die »passive Synthesis«, in anderen Worten: die Ausgeliefertheit an die von außen kommenden Eindrücke. Dadurch würde dem Bewusstsein die »Selbstverfügung« entzogen.⁴⁷ Deskriptiv ließe sich dieser Sachverhalt am ehesten noch im Modell einer Art von Kränkung des Bewusstseins fassen, und die »Enttäuschung« gehört tatsächlich zum Vokabular, mit dem Blumenberg den Vorgang der Störung beschreibt: »der *Vorgriff* als enttäuschter« sei das, was das Phänomen der Protention seinerseits überhaupt sichtbar mache, das »Mißlingen« der Protention also. Unklar bleibt freilich auch hier, inwiefern bereits auf dieser untersten, basalsten Ebene von Wahrnehmungsvorgängen von einem »Entzug an Selbstverfügung« gesprochen

werden kann. Denn den könnte das Bewusstsein als dynamisches Gebilde auf höheren Schichten wieder ausgleichen. Der Eindruck drängt sich auf, dass Blumenbergs phänomenologisch gemeinte Deskription selbst psychologisch aufgeladen ist. Doch hierin liegt noch nicht einmal das eigentliche Problem.

Problematischer ist nämlich die oben gestellte Frage nach den externen oder endogenen Faktoren, die die Aufmerksamkeit lenken. In einem anderen Nachlassstück, auf das Bernhard Waldenfels hingewiesen hat, thematisiert Blumenberg selbst das Dilemma, in dem sich seine Argumentation befindet: Sollte »das, was Aufmerksamkeit zu »erwecken« vermochte, als [...] Beschaffenheit und Befund an den Sachen selbst« auszumachen sein? »Oder war Aufmerksamkeit ausschließlich eine Sache des subjektiven Hintergrunds, der Wendungen und Einschränkungen, die sein Interesse dem wahrnehmenden Subjekt auferlegte«?⁴⁸ Blumenberg bleibt bei der Feststellung einer »unentscheidbare[n] Doppeldeutigkeit« stehen und vermag sie nicht aufzulösen.⁴⁹ Doch diese grundlegende Ambivalenz ist gar nicht auflösbar, ihr Austrag erfolgt in unterschiedlichen Dimensionen: Ist Aufmerksamkeit lebenspragmatisch »als Nothilfe der Ökonomie eines endlichen Wesens den Sachen oktroyiert, um sie zu handlichen Sachen allererst zuzuschneiden«?⁵⁰ Folgt sie in der anthropologischen Dimension einer Logik von Lebensdienlichkeit und Selbsterhaltung? Einem solchen Bewusstsein wäre wohl tatsächlich die »Selbstverfügung« entzogen. Oder sind »Kontur und Struktur das am Gegebenen vorgefundene Regulativ der Aufmerksamkeit«⁵¹ eines Bewusstseins, das sich – wie Waldenfels formuliert hat – »von den Ansprüchen und Angeboten der Sachen selbst leiten läßt und sich der Totalität der Welt« öffnen kann?⁵² Diese Dimension mag man die »transzendentalphänomenologische« nennen, denn sie führt nahe an die Überlegungen Husserls heran. Im Zusammenhang des Blumenbergschen Denkens ist sie freilich eher die der theoretischen Einstellung, denn hier wird die Protention zur Bedingung der Möglichkeit der Neugierde, der theoretischen Neugierde. Hier werden keine Perspektiven verhandelt, die ohne Konflikt neben einander bestehen können.

46 Man wird Bernhard Waldenfels' umfangreiche, zwei Jahre nach der postumen Veröffentlichung von *Zu den Sachen und zurück* erschienene Arbeit *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*, Frankfurt a. M. 2004 als nachträglichen Beleg für die Richtigkeit von Blumenbergs Hinweis auf das »vernachlässigte Phänomen« verstehen können.

47 Ebd., S. 213.

48 Hans Blumenberg: »Auffallen und Aufmerken« (Anm. 37), S. 191–192.

49 Ebd. Vgl. dazu Waldenfels: *Aufmerksamkeit* (Anm. 46), S. 68–69.

50 Blumenberg: »Auffallen und Aufmerken« (Anm. 37), S. 182.

51 Ebd.

52 Waldenfels: *Aufmerksamkeit* (Anm. 46), S. 68.

5. THEORIEGESCHICHTLICHE VERABSCHIEDUNG EINER WISSENSCHAFTLICHEN DISZIPLIN UND DAS FUTUROLOGISCHE PARADOXON

Zurück zum Anfang. Will man Blumenbergs skeptischen Umgang mit der Futurologie angemessen verstehen, dann ist der Umweg über seine Auffassung der bewusstseinsphilosophischen Ausstattung des Menschen, seine Anthropologeme und ihre Rückführung in Theoriegeschichte unvermeidlich, blendet man einmal mögliche lebensweltlich-historische »Motivierungsrückhalte« wie Beschleunigungserfahrungen, Atomzeitalter, das Aufkommen alternativer Lebensmodelle und dergleichen mehr ebenso aus wie nichtphilosophische Theoriekontexte, beispielsweise Kosellecks zeittheoretische Überlegungen.⁵³ Denn all das bildet die *theoretische* Ausgangsbasis der komplexen Zeitbegriffe und -konzepte Blumenbergs und der Beschäftigung mit der Dimension der Zukunft. Das lässt sich an einem Detail plausibilisieren, wie etwa seiner Auffassung von »Prognose«, die begrifflich nichts Anderes sein soll als »präzisierte Erwartung«.⁵⁴ Und das wiederum bedeutet, dass Protention die Bedingung der Möglichkeit der Prognose ist. Im Falle der Grundoperation der Protention bedeutete dieser Umweg die Vergegenwärtigung eines unmerklichen Hintergrundphänomens – unmerklich auch deswegen, weil Präzision und Bestimmtheit der Prognosen das Phänomen der Protention in den Hintergrund drängen: »die Unbestimmtheit der Protention [wird] ganz und gar aufgezehrt durch die Perfektion der Prognose.«⁵⁵ Das wäre im Falle der Futurologie nicht anders gewesen, hätte Blumenbergs skeptische Beurteilung ihrer Leistungsfähigkeit und Reichweite sie nicht zu einer Art disziplinärer Totgeburt erklärt. »Gut gesessen und trotzdem nicht viel geholfen« – das war seine Bilanz der Invention Flechtheims. »Gut gesessen«, denn Blumenberg wusste um die Wirkmächtigkeit prägnanter Namen und Bezeichnungen, hatte er sich selbst doch selbst halb ernst, halb parodistisch eine Disziplin namens »Astronoetik« ausgedacht.⁵⁶

Und dennoch, die Futurologie war auch ein Faszinum für Blumenberg selbst, und offenbar nicht nur für ihn. Andernfalls hätte es keines Hinweises auf »[d]ie untergegangenen Futurologen – Warnung vor den kommenden« bedurft.⁵⁷ Futurologie hatte für Blumenberg offenbar den Statuts einer halbseidenen wissenschaftlichen Veranstaltung. Von ihrer wissenschaftlichen Dignität, ihrer Leistungsfähigkeit her erschien sie als zweifelhaftes Unternehmen, war aber tatsächlich Teilgebiet in einem Bündel von Ausgriffsversuchen des Menschen aus der Gegenwart auf seine Zukunft. Zu solchen theoretischen und praktischen Versuchen der Bewältigung des offenen Horizontes, die auf den Bedingungen der Protention aufbauen, gehören etwa Erwartung, Erwartungshorizont, Prognostik, Prophetie, Sorge.

Eine Kürzesterzählung Blumenbergs in Form eines Selbstgespräches versucht Futurologie auf ihren Kern zurückzuführen: »Wir müssen doch nicht alles machen, was wir können. / Nein, wir *müssen* es nicht. / Aber? / Aber wir *werden* es machen. / Und weshalb? / Weil wir nicht ertragen, wenn der kleinste Zweifel bleibt, *ob* wir es wirklich *können*.«⁵⁸ Dieses höchst verdichtete Narrativ rückt die Futurologie zwischen menschliche Praxis und (technische) Machbarkeit und unterwirft beides der theoretischen Neugierde, dem Zweifel. Motiviert erscheint dieser ganze technisch-theoretisch-praktische Zusammenhang aber durch eine Art von menschlicher Selbstüberhebung. Doch genau um letzteres geht es auf den zweiten und genaueren Blick: um den Schrecken von Machbarkeiten und über die Möglichkeiten wissenschaftlicher Erforschung der Zukunft. Das Zwanghafte der Modalkategorie des »Müssens« wird zunächst beruhigt durch den inexpliziten Hinweis auf die Freiheit, die macht, dass wir nicht »müssen« müssen – um dann das »Müssen« sogar noch durch die brutale Unausweichlichkeit und Faktizität des »wir werden es machen« zu überbieten. Mehr war dazu offenbar nicht zu sagen, und die Wucht dieser Kürzestgeschichte rührt auch von ihrer lakonischen Kürze her.

53 Zur nicht weiter ausgearbeiteten Konzeption des »Motivierungsrückhaltes« vgl. Hans Blumenberg: *Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit*, in: ders.: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, hg. v. Anselm Haverkamp, Frankfurt a. M. 2001, S. 193–209, hier S. 193.

54 Blumenberg: »Naherwartung« (Anm. 21), S. 210.

55 Ebd.

56 Vgl. Blumenberg: »Was ist Astronoetik?«, in: ders.: *Die Vollzähligkeit der Sterne*, Frankfurt a. M. 1997, S. 545–549; vgl. dazu auch Rüdiger Zill: »Zu den Sternen und zurück. Die Entstehung des Weltraums als Erfahrungsraum und die

Inversion des menschlichen Erwartungshorizontes«, in: Michael Moxter: *Erinnerung an das Humane*, Tübingen 2011, S. 300–326, dort ist auch weiteres erschließendes Material in Form von Briefen Blumenbergs verfügbar.

57 So die Überschrift einer Teilsammlung von Texten in Blumenberg: *Die Vollzähligkeit der Sterne* (Anm. 57), S. 421.

58 Hans Blumenberg: »Alles über Futurologie. Ein Soliloquium«, in: ders.: *Ein mögliches Selbstverständnis*, Stuttgart 1997, S. 29. Der Zeilenfall der Vorlage wird durch Schrägstriche markiert.

Die Überschrift macht das Narrativ zu einer Theoriegeschichte im Sinne der Theorieerzählung: »Alles über Futurologie« enthält die These, dass Futurologien sich auf die einzige zuverlässige futurologische Aussage reduzieren lassen, das menschlich Machbare werde geradezu zwanghaft gemacht werden. Doch diese Reduktion lässt die Futurologie als ernstzunehmende wissenschaftliche Disziplin geradezu implodieren. Denn das Narrativ führt vor, dass die Machbarkeiten menschlicher Lebenswelt sich strukturell auch in Zukunft gleich bleiben werden. Das ist die Hauptschwäche der Futurologie; sie »leidet an denselben Indifferenzmängeln wie ihre historischen Geschwister. Sie ist unfähig zu der Versicherung, es könne alles ganz anders kommen als bis anhin. Sie beruht darauf, daß das unwahrscheinlich ist.«⁵⁹ Damit hat sie ihre Legitimität als Wissenschaft eingebüßt. Futurologie verheißt Aussichten auf die konkrete Bestimmung von Möglichkeiten und kommenden Ereignissen des offenen Zukunftshorizontes und basiert selbst zugleich auf der Voraussetzung des Gegenteils dieser Verheißung. Sie ist und bleibt – ihrem Namen zum Trotz – eine historische Disziplin.

Was bleibt ist Futurologie als wenig ergiebiger Gegenstand wissenschaftsgeschichtlicher und wissenschaftssoziologischer Überlegungen, ein Gegenstand für die Geschichtsforschung, noch bevor die Disziplin selbst wirksam werden konnte: »eine kurzlebige und vor ihren prognostizierten Untergängen schon untergegangene Erfindung zur Vermehrung von Instituten und Lehrstühlen«, wie Blumenberg kritisch anmerkt. »Ihr Ursprung, so ist der Verdacht, muß ein eher psychologisch-faktischer sein: die Besetzung einer Dimension, die man anderen dadurch nicht überläßt.«⁶⁰ Sie steht in dieser Perspektive freilich zugleich unter einem Verdacht, den Blumenberg auch auf die Interdisziplinarität und deren Hochkonjunktur in der intellektuellen und Wissenschaftsgeschichte der Bundesrepublik seit den 1960er Jahren richtete: »Manche akademischen Disziplinen haben sich nur deshalb von anderen getrennt und institutionell verselbständigt, um nach einiger Zeit der Ausbildung ihrer Methodik und Nomenklatur das Bedürfnis zu bekunden und wiederum zu institutionalisieren, mit den Genossen ihrer Herkunft ins Verhältnis der Interdisziplinarität zu treten.«⁶¹

Eine untaugliche wissenschaftliche Disziplin, die auf falschen Voraussetzungen beruht – doch wie erklärt sich angesichts dieser einfachen theoretischen Erledigung der Futurologie, die die wissenschaftssoziologischen Überlegungen allererst auf den Plan rief, Blumenbergs Faszination durch diese Disziplin? Allem Zweifel an theoretischem Sinn und wissenschaftlicher Potentialität einer Futurologie zum Trotz, erschien sie ihrem schärfsten Kritiker als unausweichlich – nicht als Disziplin, sondern als lebensweltliches Verhältnis zu dem, was im Horizont von Zukunft begegnen mag. Konsequenterweise beschreibt Blumenberg sich selbst »[a]ls privaten ›Futurologe[n]‹« und in dieser Hinsicht als »Fossil« einer gleich nach ihrem Aufkommen wieder verschwundenen Wissenschaft.⁶² Er schrieb sie unter dem Titel einer »privaten Futurologie« weiter, einem »Bedürfnis« folgend in dem Wissen, dass »die Berufung auf ein ›Bedürfnis‹ [...] keine theoretische Rechtfertigung« darstellen kann.⁶³ Dieses lebensweltliche und damit außerwissenschaftliche Bedürfnis nach konkreten Geschichten über Zukünftiges, nach vorausgreifendem Feststellen des noch nicht Eingetretenen auf der einen Seite, und das Eingeständnis, dass dieses Bedürfnis professionell wissenschaftlich und disziplinär nicht zu realisieren ist, auf der anderen Seite, macht den Kern dessen aus, was man das »futurologische Paradoxon« nennen könnte.

6. DIE GEBURT DES BEGRIFFS AUS DEM GEISTE DER PRÄVENTION

Blumenbergs 1975 an der Universität Münster gehaltene und 2007 aus dem Nachlass veröffentlichte

62 Hans Blumenberg: »Ein Futurum (Stand: 1990)«, in: ders.: *Ein mögliches Selbstverständnis* (Anm. 58), S. 185.

63 Blumenberg: »›Futurologie‹« (Anm. 1), S. 60. Der Umstand, dass Blumenberg für seine sogenannten »privaten Futurologien« sowie den Großteil seiner Kritik an Futurologie als wissenschaftlicher Disziplin die Form von *lebensweltlichen Theoriegeschichten* im Sinne eines Narrativs oder einer anekdotischen Prosaerzählung verfasste, müsste unter dem Aspekt der Frage nach dem Verhältnis von Theorie, Lebenswelt und ihren Reflexionsformen eigens erörtert werden. Der hier gewählte Ausdruck »Theoriegeschichten« für Blumenbergs Prosastücke soll einerseits im Hinweis auf den Plural die narrative Verfasstheit dieser Stücke betonen, der Bezug auf »Theorie« dagegen soll deutlich machen, dass die in diesen Stücken thematisierten Phänomene auch Gegenstände der Theorie(geschichte) sein können und oftmals sind. Das Attribut »lebensweltlich« reflektiert den Aspekt, dass die Perspektive der Stücke die der Lebenswelt ist. Aufschlussreich dazu Paul Fleming: »On the Edge of Non-contingency. Anecdotes and the Lifeworld«, in: *Telos* 158 (2012), S. 21–35, sowie Rüdiger Zill: »Minima historia. Die Anekdote als philosophische Form«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 8 (2014) 3, S. 33–46.

59 Hans Blumenberg: »Futurologie« (Anm. 1), S. 60–61, hier S. 60.

60 Ebd.

61 Ebd.

Vorlesung zur *Theorie der Unbegrifflichkeit* setzt beim anderen ihrer selbst an: bei einer Theorie des Begriffs. So heißt es eingangs, der Begriff sei »zwar kein Surrogat, aber er ist zur Enttäuschung der auf ihn gesetzten Erwartungen nicht die Erfüllung der Intentionen der Vernunft, sondern nur deren Durchgang, deren Richtungsnahme.«⁶⁴ Der Versuch, die »Identität zwischen Vernunft und Begriff« aufzubrechen, der eine entscheidende Voraussetzung für die Möglichkeit einer Metaphorologie darstellt, führt Blumenberg zu dem, was er eine »anthropologische Theorie des Begriffs« nennt. Eine solche Theorie erschien ihm als »ein dringendes Desiderat«, denn nur eine »anthropologische Theorie des Begriffs« erlaube die »funktionale Betrachtung [...] der Leistung des Begriffs.«

Was das bedeuten soll, welche Auffassung von »Funktion« und »funktional« hier vorausgesetzt wird, bleibt zunächst unklar. Eine konstitutive Funktion im Sinne Husserls ist offenbar nicht gemeint.⁶⁵ Funktionale Betrachtungen von Begriffen in der Philosophie gibt es spätestens in der Folge Kants, etwa bei Frege oder Cassirer, um nur zwei prominente Beispiele zu nennen.⁶⁶ Wie eine weitere Passage nahelegt, meint das gesuchte anthropologische Verständnis des Begriffs offenbar ein genealogisches, im Sinne einer Paläoanthropologie von früheren Lebensformen und -stufen des Menschen ausgehendes, das zweifellos an Gehlens »Urmensch und Spätkultur« erinnert: »Es besteht der merkwürdige Sachverhalt, daß zwar der Begriff ein Produkt der Lebensform von Jägern und Nomaden ist, aber die Theorie, die als Inbegriff der Leistungen von Begriffen erscheint, die urbane Seßhaftigkeit und Arbeitsteilung zur Voraussetzung hat.«⁶⁷ Die Vermutung liegt nahe, dass das gesuchte

funktionale Verständnis ein pragmatisch-instrumentelles meint.⁶⁸ Und dieser These zu Blumenbergs »merkwürdige[m] Sachverhalt« ist eine Vermutung zur Seite zu stellen, die sich aus der ersten These herleitet: es wäre denkbar, dass an dieser Stelle in genealogischer Perspektive für die anthropologische Dimension der Blumenbergschen Arbeiten die *Philosophie der Technik* von Ernst Kapp subkutan präsent ist, eine Arbeit, die genau dasjenige instrumentelle Sprachverständnis exponiert, das in Begriffen bloße Werkzeuge sieht.⁶⁹ An dieser Stelle muss freilich der schlichte Hinweis auf Kapps kulturalistische Technikphilosophie genügen – ein Werk, das Blumenberg immerhin nachweislich bekannt war.

An Blumenbergs großer These erscheint zunächst als »merkwürdig« nicht das, was Blumenberg als »merkwürdigen Sachverhalt« ausgibt – die Beziehung von Begriff und Theorie –, sondern die selbstverständliche Annahme, der Begriff sei »ein Produkt der Lebensform von Jägern und Nomaden«. Das mag intendiert gewesen sein, doch was meint Blumenberg damit? Und weshalb der Begriff, und nicht etwa die Metapher? Blumenberg erläutert diesen Zusammenhang an einem Beispiel, das verdiente, in den Katalog Blumenbergscher Urszenen aufgenommen zu werden:⁷⁰ »Die Falle ist eine Handlung in Abwesenheit sowohl des Beutetiers als auch, zeitlich versetzt, des Jägers. Die Falle handelt für den Jäger in dem Augenblick, in dem er selbst abwesend, das Beutetier aber anwesend ist, während die Herstellung der Falle die umgekehrten Verhältnisse erkennen läßt. Sie ist dinglich gewordene Erwartung. Insofern ist die Falle der erste Triumph des Begriffs.«⁷¹

Einmal mehr bleibt die Frage offen, weshalb die Falle der »erste Triumph des Begriffs [Hervorhebung v. Vf.]« sein soll. Denn wie immer die steinzeitliche Gerätschaft zum Einfangen von Tieren bei gleichzeitiger Abwesenheit des Fängers geheißen haben mag, ob es einen Namen dafür gegeben haben mag oder

64 Hans Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit*, Frankfurt a. M. 2007, S. 10.

65 Vgl. Edmund Husserl: *Ding und Raum. Vorlesungen 1907*, hg. von Ulrich Claesges, Den Haag: 1973, S. 279 u. 282. Vgl. dazu Horst Gronke: *Das Denken des Anderen. Führt die Selbstaufhebung von Husserls Phänomenologie der Intersubjektivität zur transzendentalen Sprachpragmatik*, Würzburg 1999, S. 167.

66 Vgl. Gottlob Frege: »Funktion und Begriff« (1891), in: ders.: *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*, hg. u. eingeleitet v. Günther Patzig, 5. Aufl., Göttingen 1980, S. 17–39, oder ders.: »Was ist eine Funktion?«, ebd., S. 81–90; vgl. Ernst Cassirer: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* (1910). Frege wird hier stellvertretend für ein Denken genannt, das mathematischem Denken abkünftige Funktionsbegriffe stehen, der Cassirers zudem an die Tradition des Neukantianismus erinnern.

67 Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit* (Anm. 64), S. 10. Zu Blumenbergs Bezug auf Paläoanthropologie vgl. Barbara Merker: »Geschichte[n] der Paläoanthropologie«, in: Cornelius Borck: *Hans Blumenberg beobachtet. Wissen-*

schaft, Technik und Philosophie, Freiburg/München 2013, S. 111–125.

68 Vgl. Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit* (Anm. 64), S. 12, wo der Begriff als »Instrument« bezeichnet wird.

69 Ernst Kapp: *Grundlinien einer Philosophie der Technik. Zur Entstehungsgeschichte der Cultur aus neuen Gesichtspunkten*, Braunschweig 1877, S. 278–306; zu Kapp vgl. Hans Blumenberg: *Theorie der Lebenswelt*, aus dem Nachlaß hg. v. Manfred Sommer, Berlin 2010, S. 185.

70 Vgl. Merker: »Geschichte[n] der Paläoanthropologie« (Anm. 67), S. 116–120, wo mit dem »Biotopwechsel« und dem »Steinwurf« zwei Urszenen markiert werden.

71 Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit* (Anm. 64), S. 13–14.

mehrere hundert, eins ist sicher: »Falle« wird jener Begriff oder jenes Wort nicht gewesen sein. Diese Frage wird Blumenberg jedoch auch an keiner anderen Stelle beantworten. Es steht zu vermuten, dass es sich hierbei um eine Folgelast aus noch zu benennenden aufgenommenen Traditionsbeständen handelt. Entscheidend an diesem Gedankenspiel, wohl einem weiteren Fall von »freier Variation«, ist der Gedanke der *Abwesenheit*, der »räumlichen und zeitlichen Entfernung« vom Gegenstand. Dessen Präsenz wird ersetzt durch den Begriff, der – so Blumenberg – »die ganze Skala der sinnlichen Erreichbarkeit des Gegenstandes« vertritt: »Man könnte sagen, die Vernunft sei der Inbegriff solcher Leistungen auf Distanz, die Integration dessen, was im Begriff als Ersetzung der Gegenwärtigkeit schon liegt.«⁷² Und daraus schließt Blumenberg, dass der »Begriff [...] aus der *actio per distans*, aus dem Handeln auf räumliche und zeitliche Entfernung entstanden [ist].«⁷³

»Actio per distans« – damit hat Blumenberg das zentrale Theorem der anthropologischen Dimension seiner Arbeiten erreicht. Entscheidend ist der doppelte Ursprung des Begriffs innerhalb seiner anthropologischen Theorie. Er soll zum einen aus einem pragmatistischen oder handlungstheoretischen Motiv, der »actio per distans«, entstanden sein. Zugleich aber ist der Gegenstand, den er vertreten soll, ein Stück »dinglich gewordene Erwartung [Hervorhebung v. Vf.]« und wäre ohne den durch Protention konstituierten Vorgriff gar nicht möglich. Auch wenn es Blumenberg hier um konzeptualisierendes Denken geht, so ist es doch einigermaßen überraschend, mit welcher Selbstverständlichkeit die Konstanz epistemischer Funktionen des menschlichen Bewusstseins oder der Vernunft auf dem heutigen Stand in eine frei imaginierte Urszenenvergangenheit projiziert wird.

Wollte man dem ausführlichen Katalog der anthropologischen »Definitionssays«, den Blumenberg zusammengestellt hat, seine eigene Kürzestdefinition dessen, was den Menschen ausmacht, hinzufügen, dann würde diese lauten: der Mensch ist das Wesen, das zur »actio per distans« fähig ist.⁷⁴ Fragt man danach, was ihn zur »actio per distans« befähige, so ist die Antwort in einer zweiten Formel zu suchen, die sich der Sache nach aus der oben bereits angeführten »dinglich gewordenen Erwartung« ergibt: der Mensch sei das »präventive Wesen« – in Blumenbergs

Worten: »Der Begriff ist das Instrument nicht so sehr eines der Erinnerung fähigen als eines auf Prävention eingestellten Wesens: es sucht zu bewältigen, was noch gar nicht unmittelbar ansteht.«⁷⁵ Damit wird die Protention zur Grundoperation der Begriffsbildung, wenn es heißt: »[...] in der Begriffsbildung haben wir es weitgehend nicht mit dem Gegenwärtigen zu tun, sondern mit dem Abwesenden, Entfernten, Vergangenen oder Zukünftigen.«⁷⁶ Das Szenario, innerhalb dessen die Protention wirksam werden soll, ist der sogenannte Biotop-Wechsel, das Verlassen des Urwaldes und die Besiedelung der Savanne:

»Die neue distanzierte Optik des entlaufenen Waldbewohners macht etwas möglich, was es unter den obsolet gewordenen Bedingungen [i.e. des Lebens im Urwald] nicht gab und nicht zu geben brauchte: in der Zeit vorgeifendes Verhalten, präventive Handlungen im Spielraum von Flucht, Versteck und Rüstung. Wenn die Vernunft als wissenschaftliche der einst darin kulminieren wird, zukünftige Ereignisse mit höchster Exaktheit vorherzusagen, exekutiert sie nur die genuine Anfangsleistung des Bewußtseins im Komplex seiner Präventionen. Vernunft ist ganz wesentlich ein Organ von Erwartungen und der Ausbildung von Erwartungshorizonten, ein Inbegriff präventiver Dispositionen und provisorisch-antizipatorischer Einstellungen. Darin bleibt sie sich gleich vom ersten bis zum letzten ihrer irdischen Tage.«⁷⁷

7. STEINERNE BEGRIFFE, HÖLZERNE EISEN – HEIDEGGER UND GEHLEN

Wie man aus dem Bericht seines Schülers Manfred Sommer weiß, verzichtete Blumenberg darauf, seine Überlegungen zu der Dimension, die Husserl aus seiner Phänomenologie ausgeschlossen hatte und die es für ihn in eine Theoriegeschichte des Menschen wieder hereinzuholen galt, als »anthropologische Phänomenologie« zu bezeichnen.⁷⁸ Er wählte die be-

72 Ebd., S. 9.

73 Ebd., S. 11.

74 Die »Definitionssay« in Blumenberg: *Beschreibung des Menschen* (Anm. 6), S. 512–516.

75 Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit* (Anm. 64), S. 12.

76 Ebd., S. 33. In einer sehr viel schwächeren Variante heißt es im selben Text: »Schon theoretisch leistet der Begriff schließlich nichts anderes, als die Verfügbarkeit des Gegenstandes potentiell bereitzuhalten, abrufbar zu machen« (ebd., S. 28). Das erscheint als eine radikal verkürzte Leistung des Begriffs, die dessen kategorialen und epistemischen Potentialen kaum gerecht wird.

77 Hans Blumenberg: »Existenzrisiko und Prävention«, in: ders., *Beschreibung des Menschen* (Anm. 6), S. 550–622, hier S. 560–561.

78 Manfred Sommer: »Nachwort des Herausgebers«, in: Blumenberg: *Beschreibung des Menschen* (Anm. 6), S. 897–911, hier S. 897.

scheidenere Bezeichnung einer »Beschreibung des Menschen.« Auch wenn manche seiner Interpreten ihm in dieser Enthaltbarkeit nicht folgen wollen, steht zu vermuten, dass Blumenberg genau wusste, was er tat, als er auf einem Blatt notierte: »Beschreibung des Menschen« ersetzt den Titel »Phänomenologische Anthropologie«.⁷⁹ Zu klar und eingehend hatte er selbst dargelegt, dass das reine Bewusstsein oder das »Bewußtsein überhaupt«, das Husserl sein Leben lang in all seinen Denkopoperationen zu fixieren suchte, als »anthropologisches Spezifikum«, als menschliches, »entqualifiziert« war.⁸⁰ Doch nicht alleine aus der Einsicht in das hölzerne Eisen einer sogenannten »anthropologischen Phänomenologie« verzichtete Blumenberg, sondern wohl auch, weil er der Phänomenologie als Gesamtprojekt kritisch gegenüberstand und »[d]ie Namengebung »Anthropologie« für »so dubios wie »Ökophologie« hielt: »ein Sammel-surium von einschlägigen Stücken der Biologie, von Evolutionismus, von Genetik.«⁸¹

Dennoch ist der theoriegeschichtliche Sachverhalt kaum bestreitbar, dass Blumenberg den Beitrag der »Denkrichtung« philosophische Anthropologie für unverzichtbar hielt für ein theoriegeschichtliches Projekt, das eine Beschreibung des ganzen Menschen geben wollte.⁸² Es dürfte sich deshalb um keinen Zufall handeln, dass Blumenbergs instrumentell anmutendes Theorem von der Entstehung des Begriffs und dessen Formation in unmittelbarer historischer Nähe zu einer intensivierte Auseinandersetzung mit der Philosophischen Anthropologie steht. Eine der wichtigsten Referenzen für seine Überlegungen in diesem Feld ist zweifelsohne Arnold Gehlen und dessen 1956 erstmals erschienene Arbeit *Urmensch und Spätkultur*.⁸³ Gehlens »Philosophie der Institutionen« bildet ein Kernstück der Blumenbergschen Überlegungen zur Anthropologie. Gehlen, der sich, wie schon eine Generation früherer Kollegen, auf die Schimpansenversuche von Wolfgang Köhler bezieht, macht den Werkzeuggebrauch zu einem Ausgangspunkt seiner Institutionenlehre:

»Eine gelegentliche Verwendung vorgefundener Dinge als Mittel kommt zwar schon bei Anthropoi-

den vor, doch kennzeichnet die Herstellung von Werkzeugen recht scharf die Grenze tierischer und menschlicher Fähigkeiten. [...] Wird [...] ein Stein behauen, so wird seine Eignung zu einer bestimmten Verwendung herausgeholt. Dabei sind schon gewisse *Prozesse der Abstraktion* [Hervorhebung v. Vf.] im Spiel, die mindestens vorschweben müssen, gleichgültig, ob sie wortfähig sind oder nicht. Nämlich gesetzt, man wolle aus dem Feuerstein eine Klinge absprengen, so muss *konzipiert* [Hervorhebung v. Vf.] sein: der Vorgang oder das Entwurfs- oder Wirkungsschema des »Schneidens überhaupt«, der »Schneidewirkung überhaupt«. Es muss ferner ein künftiges Interesse oder Bedürfnis nach diesem Arbeitsgang bewußt sein und an dem, was dabei herauskommt: Etwa an der Ablösung eines Felles vom Tierkadaver. Dies alles tritt zwischen das Primärbedürfnis, z. B. dem nach Nahrung, und seine Erfüllung.«⁸⁴

Diese Passage enthält all die Elemente, die in Blumenbergs sogenannter »anthropologischer Theorie des Begriffs« entscheidend sind: Abstraktionsprozesse im Sinne einer Proto-Begriffsbildung, Konzeptualisierung, antizipierendes Vorgehen auf eine künftige Handlung und instrumentelles Denken. Der kategoriale Umweg, den Gehlen zwischen das von ihm so genannte »Primärbedürfnis« und dessen schließliche Realisierung legt, entspricht konzeptuell weitgehend den Überlegungen Blumenbergs zur anthropologischen Dimension.

Auch wenn Gehlen sich auf die philosophische Durchdringung von Ergebnissen der Wissenschaften beruft, so ist und bleibt der Argumentationsgang, den er über Abstraktionsprozesse, über ein Interesse oder Bedürfnis nach dem Arbeitsgang, das Interesse am Resultat und dem Primärbedürfnis nach Nahrung führt, hochgradig spekulativ. Blumenbergs scharfe Wendung gegen die »Berufung auf ein »Bedürfnis« als theoretischer Rechtfertigung,⁸⁵ hinderte ihn aber offenbar nicht daran, mindestens einige Elemente der Gehlenschen Spekulation in den theoretischen Zusammenhang einer anthropologischen Theorie des Begriffs für übertragbar zu halten. Damit ist die Annahme eines womöglich primären Konzipierens gemeint, ganz gleich, ob mit Begriff oder ohne, eines von Antizipationen geleiteten Konzipierens, bei dem weder das zu schaffende Werkzeug gegenwärtig zu sein brauchte, noch auch das, wozu es eingesetzt

79 Ebd.

80 Blumenberg: »Dasein oder Bewußtsein« (Anm. 6), S. 42.

81 Ebd., S. 16.

82 Vgl. Joachim Fischer: *Philosophische Anthropologie* (Anm. 9), zu Blumenberg S. 435–441.

83 Arnold Gehlen: *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen* (1956), 3., verbesserte Auflage, Frankfurt a. M. 1975.

84 Ebd., S. 11.

85 Blumenberg: »Futurologie« (Anm. 1), S. 60.

werden sollte. Damit ist aber auch die Instrumentalisierung dieses Vorgangs als Teil eines größeren Instrumentalisierungsprozesses, nämlich der Herstellung eines Werkzeuges zu einem weiterführenden Zweck, gemeint.

Es sind genau diese beiden Momente, für die Gehlen zusammenfassend die prägnante und später vielzitierte Formel fand, die für Blumenbergs Überlegungen leitend gewesen sein muss – so jedenfalls die These der vorliegenden Überlegungen: »Schon die paläolithischen Werkzeuge sind [...] ›steinerne Begriffe‹ [Hervorhebung v. Vf.], sie schließen die Bedürfnisse und Gedanken der Menschen mit den Sachbedingungen zusammen.«⁸⁶ Wenn Gehlen die Wendung »steinerne Begriffe« in Anführungszeichen setzt, so heißt das nicht, dass diese Formel ein Zitat wäre, vielmehr kennzeichnet er hiermit seine Metapher.

Auch Gehlen kommt nicht ohne den Bezug auf Zukünftigkeit aus. Doch bleibt sein Hinweis auf ›Künftigkeit‹ blass. Blumenbergs Prägung des Terminus ›Prävention‹ dagegen transformiert einmal mehr einen Zeitbegriff, in diesem Fall zu einem Handlungsbegriff mit temporalem Index: »Prävention ist Einstellung auf alles, was in einem gegebenen Horizont möglich ist. Dann ist die Angst Index für die Unfähigkeit zur Prävention [...]«.⁸⁷ Doch war die Prävention mit dieser Totalisierung nicht überfordert? Ist eine Einstellung »auf alles, was in einem gegebenen Horizont möglich ist«, überhaupt denkbar? Galt es nicht noch als notwendige Einschränkung der Protention, die Bedingung der Möglichkeit auch der Prävention ist, sie könne keinesfalls *alles* vorwegnehmen? Nahelegend ist, dass die Erwähnung der »Angst« in der Passage auf den totalisierenden Modus aus einem anderen Theoriezusammenhang verweist, der in der Philosophie Heideggers eine zentrale Rolle spielt: die Zeit war bei Heidegger lediglich der »Horizont der Sorge«, wie Blumenberg betont.⁸⁸ Denkbar ist, dass sich erweisen ließe, dass Blumenberg bei der Invention seines futurischen anthropologischen Zentralbegriffs »Prävention« dieser Traditionslinie doch nicht entkommen ist und lediglich einen Deckbegriff für Heideggers »Sorge« geprägt hat.

86 Gehlen: *Urmensch und Spätkultur* (Anm. 83), S. 12.

87 Blumenberg: *Existenzrisiko und Prävention* (Anm. 6), S. 560–561.

88 Ebd., S. 43.

DER SPRINGENDE PUNKT DER INTERPOLATION

HANS BLUMENBERGS KONZEPTION DER EPOCHENSCHWELLE IM KONTEXT SEINER BEGRIFFS- UND METAPHERNGESCHICHTE

Rüdiger Zill

»Lawrence Sterne hat sich auf humoristische Weise um das von Biographen kaum je gelöste Problem herumgedrückt, wann denn – und woran erkennbar – die Kindheit ihres Helden geendet habe, um ihn erwachsen sich selbst zu überantworten. Sternes Shandy erreicht diesen ›Problembereich‹ vor lauter Digressionen erst gar nicht. Biographen und Autobiographen gehen darin am entschiedensten auseinander, daß jene am meisten von dem der Welt schuldig bleiben müssen, was diese am wenigsten dürfen: die zumeist unbelegbare Schwelle zwischen Kindheit und ›Jugend‹ – oder wie immer stilgebunden die Nachkindheit benannt werden mag – flüchtig zu überschreiten. Der Autobiograph muß als ›Erlebnis‹ beschreiben können, was der Biograph allenfalls als Abreise oder Flucht aus Gewahrsam oder Nest registrieren kann, um das eigentliche Leben als dokumentierten Niederschlag von Handlungen oder ›Werken‹ beginnen zu lassen.«¹

1983 veranstaltete die ursprünglich von Hans Blumenberg maßgeblich mitbegründete Forschungsgruppe *Poetik und Hermeneutik* ihr zwölftes Kolloquium, in dem es explizit um den Themenkomplex »Epochenschwelle und Epochenbewußtsein« ging.² Sie nahm damit ein Thema auf, das schon einige Jah-

re früher im fünften Kolloquium dieser Gruppe unter dem weiteren Blickwinkel von *Geschichte – Ereignis und Erzählung* verhandelt wurde. Wenige Monate zuvor hatten aber schon Hans Ulrich Gumbrecht und Ursula Link-Heer ein Kolloquium *Epochenschwellen und Epochenstrukturen* organisiert.³ Beide Treffen fanden eine große Resonanz bei ihren Teilnehmern. Das Thema scheint eine neue Dringlichkeit erhalten zu haben. Ein Grund mag gewesen sein, dass das ältere Bewusstsein eines mehr oder weniger doch kontinuierlichen Fortschritts durch eine Konzeption von Brüchen, prominent etwa in Thomas S. Kuhns *The Structure of Scientific Revolutions* von 1962⁴ und Michel Foucaults *Les Mots et les choses* von 1966⁵ postuliert, abgelöst worden ist. Auch Hans

1 Hans Blumenberg: *Matthäuspassion*, Frankfurt a. M. 1988, S. 138.

2 Reinhart Herzog, Reinhart Koselleck (Hg.): *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein*, München 1987 (Poetik und Hermeneutik XII). Das Kolloquium fand vom 26.–30.09. 1983 am inzwischen traditionell gewordenen Tagungsort Bad Homburg statt.

3 Man traf sich vom 4.–16.4.1983 im ebenfalls traditionellen Dubrovnik. Am Rande sei bemerkt, dass Gumbrecht eine gewisse ödipale Motivation für diese Themenwahl freimütig zugibt: Er wollte den alten Herren von »Poetik und Hermeneutik« ein Schnippchen schlagen und ihnen zuvorkommen (vgl. Petra Boden, Rüdiger Zill: *Poetik und Hermeneutik im Rückblick. Interviews mit Beteiligten*, Paderborn 2017, S. 362 f.), das erklärt natürlich nicht die Bereitwilligkeit der Teilnehmer, sich diesem Thema auch zu widmen.

4 Auf Deutsch erschienen als Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a. M. 1967. Die Aufnahme des Bandes in die prominente Reihe Suhrkamp Theorie wurde wohl nicht zuletzt von Hans Blumenberg vermittelt. Jedenfalls macht Blumenberg den Verleger Siegfried Unseld später noch mehrmals darauf aufmerksam, er habe ihm den Band am 2. Februar 1966 beim Abendessen empfohlen, vgl. Hans Blumenberg an Siegfried Unseld: 15.9.1977 und 27.1.1980, DLA Marbach, A: Blumenberg.

5 Auf Deutsch erschienen als Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a. M. 1971. Ob Blumenberg diesen Band kannte, ist unklar. Allerdings hat er den Denker Foucault – anders als Kuhn – generell nicht geschätzt. Vgl. Hans Blumenberg an Siegfried Unseld: Brief vom 21.3.1978, DLA Marbach,

Blumenberg hatte sich schon in den sechziger Jahren intensiv mit Epochenschwellen auseinandergesetzt. Allerdings folgt sein Denken keiner ungewöhnlichen Periodisierung wie Foucault oder auch Reinhart Koselleck, für den die Sattelzeit der entscheidende Umbruch wird;⁶ Blumenberg schließt sich vielmehr der überkommenen Einteilung in Antike, Mittelalter und Neuzeit an.

Dennoch beziehen sich Koselleck und Reinhart Herzog in ihrem gemeinsam verfassten Exposé zur Vorbereitung des 12. Kolloquiums von *Poetik und Hermeneutik* ganz wesentlich auf Blumenberg,⁷ nicht ohne dann später aber in dem auf das Kolloquium zurückblickenden Vorwort zum Band die kritische Distanz zu ihm zu protokollieren:

»Während das Beschreibungsmodell Kosellecks vom Auseinandertreten von Erfahrung und Erwartung (insbesondere in der Applikation auf die Neuzeit) nicht in Frage gestellt wurde, in manchen Vorlagen auch Anwendung fand, wurden Blumenbergs Exemplifizierungen epochaler Umbesetzungsvorgänge mehrfach bestritten, bezeichnenderweise vornehmlich am Fall der Metapher von der ›Epochenschwelle‹ und ihrer begrifflichen Implikate (Barner, Jauß), während Kuhns Thesen zum Paradigmawechsel (außer bei Haverkamp) kaum Beachtung fanden.«⁸

Blumenberg – soviel kann man immerhin daraus schließen – blieb im Positiven wie im Negativen einer der Stichwortgeber in der Debatte um Epochenbrüche und Epochenbewusstsein.⁹

Nicht nur für die Geschichte im Allgemeinen, sondern speziell auch für die Begriffsgeschichte ist die Frage nach dem Epochenwandel von besonderem Interesse. Kosellecks These war es ja, dass Begriffe sich in Epochenumbrüchen so stark wandeln, dass die alten Bedeutungen anders als die neuen für heutige Leser eine besondere Übersetzungsleistung erfordern.¹⁰ Auch für Blumenberg ist jene Art eines auf den ersten Blick nicht ersichtlichen Bedeutungswandels, der sich in seinem zentralen Begriff »Umbesetzung« bündelt, von besonderer Bedeutung.¹¹

Die Frage, die sich daran anschließt, ist, ob Blumenbergs explizite Überlegungen zum Phänomen der Epochenschwelle – vor allem in der *Legitimität der Neuzeit* – sich auch in seinen anderen begriffs- und metapherngeschichtlichen Studien niederschlagen bzw. in welchem Verhältnis beide Theorieelemente zueinander stehen. Dieser Frage widmen sich die folgenden Anmerkungen. Sie versuchen beide Bereiche in Blumenbergs Denken aufeinander zu beziehen, ihre Kohärenz zu untersuchen und sie in eine produktive Spannung miteinander zu bringen.

FUNKTION STATT MORPHOLOGIE

Die Figur des Epochenwandels erscheint bei Blumenberg am prominentesten natürlich im Titel des dritten Bands seiner großen, einflussreichen Studie über *Die Legitimität der Neuzeit* von 1966. Schon 1958 aber verweist er in der Einleitung zu seiner Sammelrezension »Epochenschwelle und Rezeption« auf die neue Relevanz der Epochenwende, die neue Bevorzugung des Diskontinuierlichen gegenüber dem Kontinuierlichen:

A:Blumenberg.

6 Vgl. Reinhart Koselleck: »Einleitung«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe* Bd. 1, Stuttgart 1972, S. XV.

7 Vgl. Reinhart Herzog, Reinhart Koselleck: »Epochenschwelle und Epochenbewußtsein. Exposé zum XII. Kolloquium«, in: Boden/Zill: *Poetik und Hermeneutik im Rückblick* (Anm. 3), S. 505–511, hier S. 506. Persönlich hatte Blumenberg sich längst aus dem Kreis zurückgezogen. Das letzte Kolloquium, an dem er teilgenommen hatte, war das siebente, das sich 1974 dem Komischen widmete.

8 Reinhart Herzog, Reinhart Koselleck: »Vorwort«, in: dies.: *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein*, München 1987, S. VII–X, hier S. VIII.

9 Dazu eine kleine rezeptionsgeschichtliche Anmerkung: Sowohl zu Gumbrechts Dubrovnik-Kolloquium wie zu dem der Forschungsgruppe *Poetik und Hermeneutik*, erschienen die entsprechenden Sammelbände; der eine 1985, der andere 1987, also deutlich nach der überarbeiteten Fassung von Blumenbergs *Legitimität der Neuzeit*. Wenn man in diesen Bänden nach den Zitationsspuren Blumenbergs sucht, macht man die überraschende Entdeckung, dass dort, wo überhaupt Bezug auf ihn genommen wird, in mehr als der Hälfte der Fälle, die alte Fassung von 1966 angegeben wird. So hat – um nur zwei prominente Beispiele zu geben

– Hans Robert Jauß seine Lektüre zwar aktualisiert, aber Karlheinz Stierle, dessen Beitrag immerhin »Renaissance – Die Entstehung eines Epochenbegriffs aus dem Geist des 19. Jahrhunderts« heißt, begnügt sich mit einem Hinweis auf die Erstausgabe. Für alle zukünftigen Autoren sollte das ein Warnhinweis sein: Man wird nicht zweimal rezipiert, nicht einmal, wenn man Blumenberg heißt; Überarbeitungen wirken allenfalls in der nächsten Generation.

10 Vgl. Koselleck: »Einleitung« (Anm. 6), S. XV.

11 Zum Begriff der Umbesetzung vgl. Herbert Kopp-Oberstebrink: »Art. Umbesetzung«, in *Blumenberg lesen. Ein Glossar*, Hg. v. Robert Buch und Daniel Weidner, Berlin 2014, S. 350–362 und Elizabeth Brient: »Reoccupation as a Rhetorical Transaction: A Case Study in the Epochal Transition from Late Antiquity to the Christian Middle Ages«, in: Melanie Möller (Hg.): *Prometheus gibt nicht auf. Antike Welt und modernes Leben in Hans Blumenbergs Philosophie*, Paderborn 2015, S. 187–201.

»Manchem philosophisch Mitdenkenden sind die Fragen, mit denen die Philosophie der letzten Jahre und Jahrzehnte alltäglich-vertraulichen Umgang hatte, als zu groß bewußt geworden. Zu diesen Fragen gehört auch die nach der ›Geschichte‹. Den Bedenklichen, die sich von der Frage, was denn Geschichte sei, überfordert finden, ohne sich ihrer akuten Dringlichkeit entziehen zu können, darf man vielleicht empfehlen, nach Wegen zu suchen, sich das Monumentalproblem en detail zu akkommodieren. Da ist es ein Fingerzeig, wie sich das Interesse historischer Disziplinen aller Art zu eben der Zeit, da die Philosophie sich die Frage nach der Geschichte en gros aufwarf, in charakteristischer Weise verschoben hat. Das Forschungsinteresse hat seinen Brennpunkt mehr und mehr von den Phasen ›klassischer‹ Ausprägung historischer Formationen weg auf die Zonen des Übergangs, des Abbaus und der Neubildung verlagert. Die Epochenschwellen haben den Blick auf sich gezogen, und das nicht zufällig.«¹²

Blumenbergs Rezension setzt sich mit vier Autoren auseinander, die alle die Wende von der Antike zum Mittelalter thematisieren. Wenn er aber dennoch von »Epochenschwellen« im Plural spricht, wird er auch schon an den Umbruch vom Mittelalter zur Neuzeit gedacht haben, eben jenen, den er dann selbst in der *Legitimität* im Blick hat, der aber auch schon 1962 in einer anderen Sammelrezension im Zentrum steht, nämlich in »Die Vorbereitung der Neuzeit« – einer Besprechung von vier Studien Anneliese Maiers.¹³ Die Rede von Epochenschwellen im Plural bedeutet aber auch, dass Blumenberg beginnt, seine Aufmerksamkeit nicht nur auf *konkrete* historische Umbrüche zu richten, sondern ebenso auf das *generelle* Phänomen solch eines Epochenwandels überhaupt.

Er besteht in diesem Zusammenhang darauf, dass man solche Wandlungsprozesse nicht aus den Augen verlieren dürfe. Das aber geschehe sowohl bei zu großer als auch bei zu kleiner Distanz zum Gegenstand. Blumenbergs Kritik an Autoren wie Carl Schneider, dessen 1954 erschienene *Geistesgeschichte des antiken Christentums* er in »Epochenschwelle und Rezeption« an erster Stelle bespricht, ist, dass sie die Epochenschwellen einebnen. Sie suchen Vorläufer einer epochalen Idee in früheren Jahrhunderten und

finden so morphologische Analogien, deren Stellenwert sie aber falsch einschätzen. Entscheidend ist aber, die jeweiligen Aussagen aus ihrem Kontext zu verstehen:

»Methodisch bedeutet das die Aufgabe einer funktionalen Interpretation der Aussagen statt einer nur morphologischen. Zwar ist eine gegebene Sprache immer schon ein Sinnhorizont, innerhalb dessen vor-geprägt ist, was gesagt werden kann; aber ebenso gilt doch, daß Sprache ihrerseits dem Bedeutungswandel ausgesetzt ist unter dem Druck dessen, was gesagt werden muß. Unter diesem Gesichtspunkt scheint mir Begriffsgeschichte eine unabdingbare Voraussetzung für Geistesgeschichte zu sein, die an Schneiders Werk zu reklamieren nicht nur ein auf Abrundung bedachtes Desiderat bedeutet, sondern den Kern dessen berührt, was es heißt, eben ›Geschichte‹ zu schreiben.«¹⁴

Zu beachten sind hier also die Umbesetzungen, die an einem Begriff vorgenommen werden und die ihn damit in einem anderen Kontext völlig anders situieren. Eine ähnliche Argumentationsfigur findet sich auch bei Blumenbergs Kritik am Konzept der Säkularisierung.¹⁵

Das Kritikmuster ist allerdings nicht ganz neu. Ähnlich argumentiert schon Anneliese Maier gegenüber naiven Wissenschaftshistorikern wie Pierre Duhem. Das schätzt Blumenberg an ihr; dennoch findet er ihre Methode in anderer Hinsicht defizitär. Maier verfährt ihm zu kleinteilig. Blumenberg beklagt, über all die Details habe sie das Vereinigende, das, was die Epoche ausmache, aus dem Blick verloren. So wie Schneider aus zu großer Distanz urteilt und keine Unterschiede mehr sieht, schreibt Maier aus zu geringer Distanz und sieht dadurch nur noch Unterschiede.

ZEUGEN DES WANDELS STATT HEROEN DES BRUCHS

Als 1966 die erste Fassung der *Legitimität der Neuzeit* erscheint, finden sich in deren abschließen-

12 Hans Blumenberg: »Epochenschwelle und Rezeption«, in: *Philosophische Rundschau* 6 (1958), S. 94–120 [Sammelbesprechung zu A.-J. Festugiere, Hans Jonas, Carl Schneider und Martin Werner], hier S. 94.

13 Hans Blumenberg: »Die Vorbereitung der Neuzeit«, in: *Philosophische Rundschau* 9 (1962), S. 81–133.

14 Blumenberg: »Epochenschwelle und Rezeption« (Anm. 12), S. 101 f.

15 Vgl. Hans Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit, Erneuerte Ausgabe*, Frankfurt a. M. 1988, S. 11–134 (Erster Teil: Säkularisierung – Kritik einer Kategorie des geschichtlichen Unrechts). Zur Vorgeschichte und Kontextualisierung dieser Debatte siehe jetzt Ernst Müller, Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2016, S. 156–168.

dem vierten Teil »Cusaner und Nolaner: Aspekte der Epochenschwelle« erste, wenn auch noch knappe grundlegende Überlegungen zu diesem Begriff. In der einige Jahre später erscheinenden überarbeiteten und wesentlich erweiterten Fassung des Gesamtwerks in Einzelbänden werden diese Reflexionen vertieft; der für das Folgende entscheidende vierte Teil wird 1976 als ein separater dritter Band gedruckt (nun mit umgestelltem Titel).¹⁶ Die einleitende Passage dieses Teils trägt zum ersten Mal den programmatischen Titel »Die Epochen des Epochenbegriffs«.

In diesem dritten Band der *Legitimität der Neuzeit* nähert sich Blumenberg dem Thema »Epoche« zunächst selbst begriffsgeschichtlich. Die Bedeutung, mit der wir das Wort heute benutzen, sei das Ergebnis einer metonymischen Verschiebung. Denn »Epoche« habe zunächst keinen Zeitraum, sondern einen Zeitpunkt gemeint. Der Begriff leitet sich vom griechischen *epoché*, dem Moment des Einhaltens, auch dem Wendepunkt, her. Für die Stoa ist er das Moment der Urteilsenthaltung (so kennen wir es noch – oder wieder – aus Husserls Philosophie).

»Für die astronomische Fachsprache war es der ausgezeichnete Beobachtungspunkt eines Gestirns, sein Durchgang durch den Zenit, seine größte Nähe oder Ferne zu einem anderen Stern; astrologisch eine Position oder Konstellation von überlieferter Bedeutung. Die Distanzen zu definierbaren Punkten ließen sich der Zeitbestimmung dienstbar machen; aber eben nicht diese Zeiträume, sondern ihre Ausgangspunkte waren im strikten Sinne »Epochen« zu nennen. Sie bleiben es in der Anwendung auf die historische Chronologie, die ein Schema diskreter Ereignispunkte voraussetzt, um die zwischen ihnen liegenden Zuständlichkeiten als »Niederungen« der Ereignislosigkeit zu vernachlässigen.«¹⁷

Nach diesem Verständnis wäre also die uns heute geläufige Begriffsprägung »Epochenwende« noch völlig unsinnig, weil tautologisch. Die Epoche ist die Wende. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird der Begriff von dem Begrenzenden, dem Punkt, auf das Begrenzte, den Zeitraum, übertragen. Hat sich mit dieser metonymischen Verschiebung auch sachlich etwas verändert? Gibt es nicht dennoch

diesen Punkt, diese Grenze, an der nun zeiträumlich verstandene Epochen aneinanderstoßen und damit eine begriffliche Leerstelle, die gefüllt werden müsste? Oder gibt es diesen Punkt überhaupt nicht, und damit auch nicht den Bedarf am Begriff? Man kann in dieser Verschiebung eine terminologische List sehen, die noch nicht bei ihrer Entstehung, aber zwei Jahrhunderte später das Phänomen bezeichnet, das Hans Blumenberg diagnostiziert. Denn genau darin sieht er das Problem: Diese Grenze, der Punkt, von dem aus das Neue denn nun begonnen und sich vom Alten abgesetzt hat, ist gar nicht eindeutig identifizierbar: »Es gibt keine Zeugen von Epochenumbrüchen. Die Epochenwende ist ein unmerklicher Limes, an kein prägnantes Datum oder Ereignis evident gebunden.«¹⁸ Damit ist nicht nur die Epoche, sondern auch ihre Grenze zeiträumlich, ein Übergangsfeld, keine scharf gezogene oder scharf zu ziehende Linie, sondern eine Art Niemandsland, etwas, das wir heute, in einer Zeit präziser Abgrenzungen ungewöhnlich finden mögen, dass aber durchaus in der Begriffs- und Metapherngeschichte des Terminus »Grenze« selbst ursprünglich enthalten war.¹⁹ Aber auch wenn diese Grenze nicht scharf zu ziehen ist, so darf man sie doch nicht ganz auflösen, denn

»in einer differentiellen Betrachtung markiert sich eine Schwelle, die als entweder noch nicht erreichte oder schon überschrittene ermittelt werden kann. Deshalb bedarf es, wie es hier für die Epochen-schwelle der Neuzeit geschehen soll, der Vernehmung wenigstens zweier Zeugen: des Cusaners, der noch vor dieser Schwelle steht, des Nolaners, der sie bereits hinter sich gelassen hat; des Kardinals, der sich durch seine Sorge um den bedrohten Bestand seines Systems auf die Schwelle bezieht, des Ketzers, der sie im triumphierenden Rückblick schon überschritten zu haben gewiß ist.«²⁰

Es gibt also ein eindeutiges Davor und ein ebenso eindeutiges Danach: Die eine Position wird vom Bischof Nikolaus von Kues eingenommen, die andere von dem Ketzer Giordano Bruno. Interessant ist, dass Blumenberg hier nicht von Akteuren redet, sondern von »Zeugen«, und man darf die juristische Bedeutung des Wortes ruhig mithören, spricht Blumenberg doch selbst immer davon, dass sie »vernommen« werden müssen, »vernommen« natürlich auch im

16 1988 erscheint die Untersuchung noch einmal neu, nun wieder zusammengefasst in einem Band, der die Kennzeichnung »Erneuerte Ausgabe« trägt und noch einmal in einigen Details, wenn auch nur leicht korrigiert ist. Nach dieser Ausgabe wird im Folgenden zitiert.

17 Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit* (Anm. 15), S. 533.

18 Ebd., S. 545.

19 Vgl. Rüdiger Zill: Art. »Grenze«, in: Ralf Konersmann (Hg.): *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, Darmstadt 2007, S. 135–146, insbes. 135 f.

20 Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit* (Anm. 15), S. 545.

schwachen Sinne von »gehört«, von »wahrgenommen«, aber durchaus auch im stärkeren von »eingenommen«; es geht nicht nur um ein Vernehmen, sondern explizit um »Vernehmungen«.

Wer, möchte man bei so viel Zeugen fragen, sind eigentlich die Täter? Das ist die alte Frage danach, wer Subjekt der Geschichte sei. Und Blumenberg beantwortet sie fast marxistisch: »Die Differenz zwischen dem Subjekt der Geschichte, das sie soll ›machen‹ können, und seinem Objekt, das von ihm soll ›gemacht‹ sein, läßt sich nun auch so zuspitzen: Der Mensch macht zwar die Geschichte, aber er macht nicht die Epoche.«²¹ Mit dem auch unserem Sprachgebrauch noch geläufigen »Epoche machen« ist schon die neue Bedeutung des Begriffs gemeint, dennoch klingt die alte noch ein wenig nach. In Blumenbergs Satz, dass der Mensch zwar die Geschichte, aber nicht die Epoche mache, tritt nun der Anspruch auf, dass das Heroische des Epochemachens sogar in doppelten Sinne veraltet ist. Wenn kein Punkt mehr angebbar ist, dann auch kein einzelner Akt. Epochemachen ist nun ein Prozess, der seiner eigenen Logik folgt und der nachzuweisen wäre.²² Dennoch ist er nicht völlig abgelöst von Handlungen:

»Die Handlung steht im Horizont ihrer geschichtlichen Möglichkeiten; aber auch ihre Wirkung ist nicht das beliebig zufällige Ganz-Andere. Auch sie steht in einem Spielraum der Wechselwirkung des Gleichzeitigen und Ungleichzeitigen, der integrierenden und destruierenden Interdependenz. Die Epoche ist der Inbegriff aller Interferenzen von Handlungen zu dem durch sie ›Gemachten‹. In diesem Sinne der nicht eindeutigen Zuordnungsfähigkeit von Handlungen und Resultaten gilt, daß die Geschichte ›sich macht‹. An den Figuren erfassen wir eher die Resultate als die Faktoren.«²³

Wenn die Figuren aber »eher die Resultate als die Faktoren« sind, dann ist es auch nur konsequent, von Cusanus und Bruno, Blumenbergs Repräsentanten von Jenseits und Diesseits der Grenze, als Zeugen und nicht als Akteuren zu sprechen. »Keiner von beiden hat Epoche gemacht«; das Dominanzverhältnis von Akteur und Prozess hat sich verkehrt. Wenn aber der eigentliche Akteur ohnehin der Prozess wäre, wo wendet sich dann die Epoche?

Der Punkt ist nun gerade nicht eindeutig zu benennen. Wenn wir es doch immer wieder tun wollen, wenn wir es an Kopernikus oder Luther oder Descartes knüpfen wollen, dann liegt das an unserem Bedürfnis nach Prägnanzbildung. Man sucht die *eine* Figur, die *eine* Tat, um doch noch der Illusion zu genügen, Einzelne könnten Geschichte machen:

»Man glaubt der Versicherung gewahr zu werden, daß die Geschichte sich nicht von selbst und nicht von ungefähr macht, wenn man Luther das Hämmerchen zum Thesenanschlag erheben sieht. Dem Prägnanzbedürfnis aller, die Subjekte der Geschichte sein möchten, Genüge zu verschaffen, kann freilich nie genug getan werden; es entstanden da seit je allzu kräftig geschnittene Bilder.«²⁴

Prägnanzbildung dient also der Mythenkonstruktion; sie hält näherer Betrachtung aber nicht stand. Für einen Bruch gibt es nicht nur keine Täter, sondern nicht einmal Zeugen.²⁵

Um den Wandel in den Blick zu bekommen, kann man nur das Davor und das Danach fixieren: die Figuren der Zeugen des Nochnicht oder des Nichtmehr. Die Epochenschwelle selbst bleibt unsichtbar, kann nur durch ein künstliches Verfahren evoziert werden. Sie »wird nicht mit ihnen oder an ihnen erfaßt, sondern durch Interpolation zwischen ihnen.«²⁶

»Interpolation« ist ein Wort von einiger Suggestionskraft, ähnlich wie das von den »Interferenzen von Handlungen«; es erscheint den Lesern wahrscheinlich unmittelbar evident, was Blumenberg hier will. Bei näherer Betrachtung aber, löst sich diese Evidenz auf. Denn die Frage ist: Was genau tut man, wenn man interpoliert?

Die Frage führt zu einem anderen Strang in Blumenbergs Werk, einem Thema, an dem er fast zur selben Zeit gearbeitet hat: der Metaphorologie.

21 Ebd., S. 554.

22 Vgl. ebd., S. 269.

23 Ebd., S. 554.

24 Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit* (Anm. 15), S. 536 f., zu Prägnanz und Bedeutsamkeit vgl. a. Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos* (1979), Frankfurt a. M. 1984, Kap. III, vgl. dazu auch Angus Nicholls: *Myth and the Human Sciences. Hans Blumenberg's Theory of Myth*, New York, Milton Park 2015, S. 20 f.

25 Vgl. Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit* (Anm. 15), S. 545.

26 Ebd., S. 555.

INTERPOLATION ALS PRINZIP DER BEGRIFFSGESCHICHTE

Der Metaphorologe bedient sich, wenn er von »Interpolation« redet, selbst einer Metapher, aber welcher Metapher? Aus welchem Bedeutungsrahmen bezieht der Fokus »Epochenschwelle« hier seine kulturellen und theoretischen Implikationen? Naheliegend wäre zunächst der philologische Gebrauch von »Interpolation«, wonach ein schadhafter Text sinnvoll ergänzt wird. Hier geben Grammatik und Hermeneutik einige sinnvolle Varianten vor, deren Auswahl gleichwohl auf eine gewisse Kreativität der Interpreten angewiesen ist.²⁷

»Interpolation« ist aber auch ein mathematisches Verfahren. Und das führt zu einer anderen Passage, in der Blumenberg das Wort zwar nicht gebraucht, aber ein Prozedere beschreibt, das exakt diesem mathematischen Verfahren entlehnt zu sein scheint.

In den *Paradigmen zu einer Metaphorologie* beschreibt er 1960 sein methodisches Vorgehen:

»In den bisherigen Untersuchungen zur Wahrheitsmetaphorik haben wir historische Längsschnitte gelegt oder – um die Defizienz unseres Materials herauszuheben (die freilich nur an der unüberschreitbaren Defizienz jeden historischen Materials gemessen werden kann): – haben eine Reihe von Punkten angegeben, durch die eine Kurve mag gezogen werden können.«²⁸

In den ersten Kapiteln der *Paradigmen* nimmt Blumenberg wieder auf, was er schon in einigen anderen Aufsätzen aus den fünfziger Jahren getan hat: Er schreibt die Geschichte der Wahrheitsvorstellungen und zeigt ihre langsame historische Veränderung von etwas, das auf uns als passive Betrachter kommt, zu etwas, das die Akteure selbst erarbeiten. Schon in dem frühen Aufsatz »Technik und Wahrheit« entwirft Blumenberg auf wenigen Seiten eine Entwicklung, die sich klar und kontinuierlich vor den Augen des Lesers entfaltet.²⁹

Natürlich kann man in Aufsätzen dieser Art nur skizzenhaft verfahren, erst recht, wenn es sich lediglich um *Paradigmen* handeln soll, in denen es in erster Linie um den Umriss einer Methode, für die eine inhaltliche Begriffs- und Metaphernanalyse immer nur die Funktion eines Beispiels haben, geht. Daher die salvatorische Klausel von der »Defizienz unseres Materials«, die zwar auch »die Defizienz jeden historischen Materials« ist. Aber man hat doch den Eindruck, dass hier über die Defizienz, die dem gewählten Zweck geschuldet ist, hinaus allenfalls die empirische gemeint ist: ein Mangel der Überlieferung etwa. Blumenberg weiß dennoch um die problematische Ambivalenz seiner Methode: »Dieses Verfahren ist, auch unabhängig von der faktischen Dichte des vorgelegten Materials, ebenso anfechtbar wie unüberspringbar im Zuge der Ausbildung einer Metaphorologie.«³⁰

Was dabei aber nicht zum Thema wird, ist, dass genau in der Formulierung der »faktischen Dichte« ein Problem grundsätzlicher Art steckt, das eine nähere Betrachtung des metaphernspendenden Verfahrens zeigt. Denn sie impliziert, dass es sie im Prinzip gibt und so idealiter auch zum Gegenstand einer »dichten Beschreibung« werden könnte. Das legt auch die Metapher der Interpolation nahe.

Eine naturwissenschaftliche Untersuchung nimmt stichprobenartig Messungen vor, trägt sie in ein Koordinatensystem ein und verbindet die so entstandenen Punkte durch eine Linie. Nehmen wir ein noch einfacheres praktisches Beispiel. Durch gelegentliche Messungen der Körpertemperatur rekonstruieren Ärzte eine Fieberkurve. Sie gehen dabei aber natürlich von einer analogen, das heißt kontinuierlichen Entwicklung aus. (Die Punkte, durch die hier eine Linie gezogen wird, sind damit in der Regel keine Wendepunkte, also keine Epochen im alten Sinn, sondern Wegmarke innerhalb einer »Epoche« im neuen Sinn.) Die Form dieser Entwicklung lässt sich bestenfalls sogar mathematisch darstellen, als Funktion, das heißt, sie lässt sich interpolieren.

Die Kurve, die so oder so durch diese Punkte gezogen wird, ist zwar nicht entstanden, weil de facto an jedem der möglichen Punkte eine Messung vorgenommen worden ist. Es hätte aber solch eine

27 Wenn Blumenberg zum Beispiel auch in *Arbeit am Mythos* gelegentlich von »Interpolation« spricht, dann ist damit immer diese Bedeutung des Begriffs gemeint; vgl. Blumenberg: *Arbeit am Mythos* (Anm. 24), S. 217 und 333.

28 Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, urspr. in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 6 (1960), S. 7–142, im Folgenden zitiert nach der separaten Neuausgabe: Frankfurt a. M. 1998, hier S. 49.

29 Vgl. Hans Blumenberg: »Technik und Wahrheit«, in: *Épistémologie/Epistemology, Actes du XIème Congrès Internati-*

onal de Philosophie, Bruxelles, Louvain 1953, S. 113–120, jetzt auch in ders., *Schriften zur Technik*, Berlin 2015, S. 42–50.

30 Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (Anm. 28), S. 49.

Messung vorgenommen werden können. Stellen wir uns einen am Patienten befestigten Sensor vor, der unaufhörlich die Körpertemperatur registriert und protokolliert.

Hier wird deutlich, dass die Analogie zur geistesgeschichtlichen Entwicklung bei aller Suggestionskraft problematisch wird. Wenn Blumenberg im ersten Kapitel der *Paradigmen* die Wahrheitsvorstellungen von Aristoteles, der Stoa, der Patristik, von Thomas von Aquin, Kepler, Vico und David Hume skizziert, suggeriert die Abfolge auf den ersten Blick durchaus eine Entwicklung, die wir uns aufeinander aufbauend und damit auch vielleicht gerichtet vorstellen mögen. Durch die von jenen Autoren markierten historischen Punkte lässt sich aber streng genommen keine Linie ziehen, denn das würde bedeuten, dass zwischen diesen Autoren noch andere Autoren zu finden wären, die sich buchstäblich in diese Entwicklung einreihen. Es wäre also nur eine Frage philologisch-historischer Akribie, die Zwischenbereiche zu füllen. Ein absoluter Leser, vielleicht ein Kollektiv, könnte sein Leben in Bibliotheken verbringen, um minutiös jeden Befund zu erheben. Natürlich ergäbe sich noch das praktische Problem der Überlieferung. Mancher Text mag im Laufe der Zeit verloren gegangen sein. Unterstellen wir also großzügig noch einen Zeitreisenden, der jedem Autor unmittelbar zum Zeitpunkt der Textproduktion über die Schulter sehen kann.

Die Absurdität solch einer Vorstellung ist offensichtlich. Allein die Frage: »Was wäre denn die kleinste Einheit der Begriffsverschiebung?« ist nicht zu beantworten. Anders als das Steigen und Fallen von Temperaturen sind Metaphern- oder Begriffsgeschichten keine analogen Entwicklungen, sondern eine Abfolge diskreter Ereignisse, auch wenn diese das Ergebnis von »Interferenzen von Handlungen« sein mögen und so keinem potenten Autor zuzurechnen wären.

Das gilt nun auch, wenn die Interpolation sich nicht auf eine kontinuierliche verlaufende Linie bezieht, sondern wie im Falle der Epochenschwellen auf eine Wende, denn auch diese scheinbar diskontinuierliche Bewegung lässt sich nur über das sie begrenzende Kontinuierliche erschließen.

Blumenbergs suggestive Metapher der Interpolation bezieht ihre Kraft also daraus, dass sie zwei literale Bedeutungen des Begriffs, den textwissenschaftlichen und den mathematischen, amalgamiert und beide so sich gegenseitig aufladen lässt. Gleichzeitig legt die mathematische Bedeutung eine Präzision

nahe, die Blumenberg an anderer Stelle selbst kritisiert. Im Aufsatz »Beobachtungen an Metaphern«, in dem er sich stärker als in den *Paradigmen* auch der Metaphorologie als Kritik fehlgeschlagener Begriffsbildungen widmet,³¹ erwähnt er das Beispiel eines psychotherapeutischen Gutachters bei einem Hearing des Strafrechtsausschusses des Deutschen Bundestags, der zum Ausdruck bringen wollte, dass der größte Teil der menschlichen Existenz der Erkenntnis noch verborgen bleibe, und diese Feststellung mit der Metapher vom Eisberg, bei dem sich sechs Siebtel seiner Substanz unsichtbar unter der Wasseroberfläche befänden, plausibilisierte. Hier werde, so Blumenbergs Kritik, etwas, von dem wir nichts Sicheres wissen, scheinbar quantifiziert und damit eine mathematische Präzision unterstellt, die lediglich eine »Suggestion von Evidenz« erzeuge.³²

Ganz ähnlich ergeht es ihm nun selbst mit der Metaphorik der Interpolation. Sie suggeriert eine Kontinuität zwischen den punktuellen Befunden – und sei es auch einer Wendung –, die nicht belegbar ist. Vielmehr überbrückt die Distanz zwischen den Autorenpunkten weniger eine Linie als vielmehr eine Absetzbewegung: Der Punkt ist das Ergebnis eines Sprungs. Mehr noch: In den Punkten verstecken sich Autoren, also Akteure, deren Begriffe intern und extern in einer Vielzahl von Bezügen verwoben sind, die sich nicht alle einfach auf diese scheinbar bruchlose Linie projizieren lassen. Der nächstliegende dieser internen Bezüge ist schon das Bedeutungssystem, in dem die einzelnen Begriffe in der Philosophie eines Autors situiert sind. Das weiß natürlich auch Blumenberg, deswegen gesteht er zu, dass zu jedem der Punkte solch eines Längsschnitts auch Querschnitte hinzukommen müssen. Die Diachronizität ist streng genommen eine Abfolge von Synchronizitäten.

Auch hier herrscht also wieder das Funktionalitätsprinzip. Konkrete Bedeutungen erhalten Begriffe oder Metaphern aus dem internen Spannungsfeld des Systems, in dem sie stehen. Darüber hinaus ließe sich aber auch nach externen Einflüssen auf die Bedeutungsvielfalt fragen: Nimmt ein Autor den vorangegangenen auf, übernimmt er seinen Begriff,

31 Vgl. dazu Rüdiger Zill: »Wie die Vernunft es macht. Die Arbeit der Metapher im Prozeß der Zivilisation«, in: Franz Josef Wetz, Hermann Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens. Nachdenken über Hans Blumenberg*, Frankfurt a. M. 1999, S. 164–183, insbes. S. 174–176.

32 Hans Blumenberg: »Beobachtungen an Metaphern«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 15 (1971), S. 161–214, hier S. 199 f.

antwortet er vielleicht mit einem im selben Wort versteckten Gegenbegriff, oder kennt er seinen zeitlich unmittelbaren Vorgänger vielleicht gar nicht, sondern greift auf einen gemeinsamen Vorgänger zurück? Sind sie Autoren desselben zum Beispiel disziplinären Diskurses? Und überhaupt: Wie bewusst verwendet er den Begriff?

ZWEI ASPEKTE DER BEGRIFFSGESCHICHTE

Worum es in diesem Prozess der Begriffsgeschichte gehen kann, ist mindestens zweierlei: die sehr bewusste Entwicklung von Denkmöglichkeiten oder die Verschiebungen einer eher unbewussten allgemein verbreiteten mentalen Grundstimmung.

Die Geschichte sich sukzessive erweiternder Denkmöglichkeiten ist im Grunde eine Art Avantgardenforschung. Bestimmte Autoren machen entscheidende Entwicklungsschritte in der Geschichte eines Begriffs, verschieben seine Bedeutung, erweitern seine Möglichkeiten. Nachfolger können darauf aufbauen, dem Resultat widersprechen oder es ignorieren und den Begriff in eine andere Richtung weiterentwickeln. Diese Entwicklung muss man gerade nicht hegelianisch verstehen, nicht teleologisch; sie kann sogar Abzweigungen, Wendungen, Verluste verzeichnen. In ihr kann es auch Varianten geben, die sich erst spät oder auch überhaupt nie durchgesetzt haben. Aber es geht um Denkmöglichkeiten. Was Begriffs- und Metaphernhistoriker unternehmen, ist, so verstanden, Spitzenforschung, eine Art Logik des Geistes.

So legitim dieses Programm wäre: Blumenberg will doch – zumindest auch – etwas anderes. Er will in seinen Metapherngeschichten den Geist einer Zeit einfangen, Vorstellungen, die das Denken einer Epoche insgeheim organisieren. Nicht umsonst nimmt er im dritten Kapitel der *Paradigmen*, in dem er sein Programm, dass die Punkte jedes Längsschnitts durch Querschnitte ergänzt werden müssen, exemplarisch erläutern will, Laktanz zum Untersuchungsgegenstand. Was diesen Autor dazu prädestiniert, ist in den Augen von Blumenberg eben gerade seine Zweitrangigkeit. Laktanz eignet sich für diese Aufgabe, weil er ein für seine Epoche typischer Autor ist, nicht weil er ein einzigartiger Denker gewesen wäre. Denn: »Das Erstrangige fordert Maßstäbe singulärer Immanenz und läßt sich nicht als bloße Ausdrucksobjektivation

betrachten.«³³ Das ist aber durchaus bei den nachrangigen Autoren möglich: »Geister wie Laktanz haben genügend ›Saugfähigkeit‹, um die Nährlösung des Geschichtsstromes aufzunehmen ...«³⁴.

Viel liegt hier daran, wie man »Nährlösung des Geschichtsstroms« versteht. Blumenberg gibt dazu wenig Hilfestellung, die über das selbst Metaphorische dieser Wendung hinausgeht. Naheliegend wäre hierin eine »Begriffsgeschichte als Kulturgeschichte«³⁵ zu sehen, also eine Rekonstruktion von in einer Zeit weithin geteilten Bedeutungsnuancen, die sich gerade nicht nur in herausgehobenen philosophischen oder theologischen Texten finden, sondern vor allem auch in anderen Textgattungen. Das sind zum Beispiel Texte, die einen stärkeren Gebrauchsscharakter haben, die – um mit Blumenberg zu reden – »bloße Ausdrucksobjektivationen« eines allgemeinen Zeitgeists sind und damit nicht unbedingt das Resultat einer Reflexion, die ihre Begriffe stark durchgearbeitet hat. Blumenberg nennt das auch den Spielraum, »in dem jene neuen Entwürfe überhaupt erst möglich wurden, und innerhalb dessen die Affinitäten für ihre Wirkung und ihre Mittel zu ihrer Formulierung entstanden.«³⁶

So würden sich zwei unterschiedliche Bereiche der Begriffsgeschichte ergeben, die gleichzeitig aber aufeinander angewiesen sind: Denn theoretische Spezialbildungen brauchen die Bedeutungsvoraussetzungen des allgemeinen Sprachgebrauchs ebenso wie sie diesen selbst dann auch prägen können.

Bei Blumenberg finden sich beide Bereiche angedeutet, dann aber auch wieder verwischt, denn Laktanz soll am Ende beides leisten. Er soll eben jene »Nährlösung des Geschichtsstroms« aufnehmen, hat aber gleichzeitig »doch auch die Authentizität zu eben den neuen Kristallisationen, die im Sinnhorizont ihrer Zeit den Problemen und Bedürfnissen korrespondieren.«³⁷ Jene neuen Kristallisationen sind bedeutend genug, um »wiederum agierend in den Geschichtsstrom eintreten« zu können. Allerdings – und nun macht

33 Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (Anm. 28), S. 30.

34 Ebd.

35 Vgl. Heinz Dieter Kittsteiner: *Die Entstehung des modernen Gewissens*, Frankfurt a. M. 1991.

36 Hans Blumenberg: *Die Genesis der kopernikanischen Welt*, Frankfurt a. M. 1975, S. 198; vgl. dazu auch: Jürgen Goldstein: *Nominalismus und Moderne. Zur Konstitution neuzeitlicher Subjektivität bei Hans Blumenberg und Wilhelm von Ockham*, Freiburg, München 1998, S. 42–46.

37 Blumenberg: *Paradigmen, Paradigmen zu einer Metaphorologie* (Anm. 28), S. 30.

Blumenberg eine erneute Einschränkung – »ohne ihm eine Wendung zu geben.«³⁸

Im Sinne solch eines »Geschichtsstroms« ist es wohl auch zu verstehen, wenn es in der Einleitung zu den *Paradigmen* heißt: »der historische Wandel einer Metapher bringt die Metakinethik geschichtlicher Sinnhorizonte und Sichtweisen selbst zum Vorschein.«³⁹ Auch hier schon geht es um die untergründige »Nährlösung der systematischen Kristallisationen«, eine Art Unbewusstes der Epoche also, die darin aber *gleichzeitig* – auch hier wieder die ambivalente Figur – einen Geist zeigt, der sich »in seinen Bildern selbst voraus ist.«⁴⁰

AUTONOMIE DER WISSENSCHAFT

Aber die Figur von den »Nährlösungen des Geschichtsstroms« reibt sich noch mit einer anderen Diagnose von Hans Blumenberg selbst. Nicht nur Autoren und ihre Begriffe vor und nach einer Epochenwelle sind nicht ohne weiteres zu vergleichen; auch die Epochenwandel ihrerseits sind von unterschiedlicher Relevanz. Denn der Umbruch vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit ist anders als etwa der von der Spätantike zum Mittelalter; er hat eine neue Qualität, und das aus zwei Gründen. Erstens ist die Neuzeit unter allen möglichen Epochen eine herausgehobene, weil sie die erste war, die sich selbst als Epoche – wenn dann wohl auch *avant la lettre* – verstanden hat. Für sie war klar, dass mit ihr etwas Neues geschieht – und zwar etwas qualitativ anderes, fundamental Neues. Von nun an regiert die Vernunft.⁴¹

Blumenberg beschreibt nicht nur die Verschiebung im Selbstverständnis der Zeit, er teilt die Diagnose auch, allerdings aus anderen Gründen. Denn mit der frühen Neuzeit treten Wissenschaft und Lebenswelt, oder wie es Blumenberg in einigen Aufsätzen aus den frühen sechziger Jahren nennt: »Weltmodell« und »Weltbild« auseinander. Die Wissenschaft wird autonom.

Dadurch löst sie sich nicht nur von ihrer Herkunft, von ihren ursprünglichen Motiven, sondern auch von deren Verankerung in der Lebenswelt. Wissenschaft bringt nun »die Notwendigkeiten und Gesetzmäßig-

keiten ihres Fortschreitens an sich selbst hervor. Und wenn sie so etwas wie ein sinnhaftes Ganzes ist [...], dann übernimmt sie nicht diesen Sinn aus einer hinter ihr oder über ihr liegenden Sphäre umfassender Sinngebungen, sondern erzeugt und erweckt und erhält diesen Sinn ständig selbst in der Lebendigkeit ihres Handelns.«⁴²

Wenn das aber der Fall ist, so werden die Bedeutungskontexte von Begriffen sich noch einmal verschieben. Begriffe beziehen dann immer weniger ihren Sinn aus einem allgemeinen Geschichtsstrom, dafür mehr aus ihrer Funktion für diese sich abkoppelnden Diskussionen innerhalb einzelner Wissenschaften. Sie sind also weniger ein Teil allgemeiner Kulturgeschichte, als vielmehr sie ungleich stärker bewusst reflektierten Spezialterminologie wissenschaftlicher Disziplinen. Auch hier gilt dann das Prinzip der Funktionalität, aber nicht im Rahmen einzelner Werke oder Autoren, sondern einer mehr und mehr Autonomie gewinnenden Wissenschaftsdisziplin.

Das müsste dann auch Folgen für die Konzeption einer Metaphorologie haben. Denn Blumenbergs Metaphorologie und seine Konzeption des Epochenwandels sind keinesfalls als unterschiedliche, nicht aufeinander beziehbare Phasen innerhalb seines Werks entstanden. Auch wenn Blumenberg nach der Publikation der *Paradigmen* die Arbeit an der *Legitimität der Neuzeit* und der *Genesis der kopernikanischen Welt* privilegiert, so entstehen doch zunächst parallel im kleineren Rahmen weitere Arbeiten zur Metaphorologie, die danach dann auch im größeren Umfang fortgesetzt werden.⁴³

42 Hans Blumenberg: »Weltbilder und Weltmodelle«, in: *Nachrichten der Giessener Hochschulgesellschaft* 30 (1961), S. 67–75, hier 70, jetzt auch in: ders.: *Schriften zur Technik* (Anm. 29), S. 126–137, hier 130.

43 In der Tat setzt er, was in der Blumenberg-Diskussion zu wenig bewusst ist, seine metaphorologischen Studien auch in den sechziger und siebziger Jahren kontinuierlich fort. Ende der siebziger Jahre hat er mit dem Suhrkamp Verlag verabredet, seine *Paradigmen* völlig neu zu schreiben, und zwar angesichts begrenzter Arbeitszeit in einer Abfolge von Einzelleistungen, die am Ende in einen großen Band zusammengefasst werden sollten. Daraus ist als erstes Ergebnis *Schiffbruch mit Zuschauer* entstanden, dem ziemlich bald die *Lesbarkeit der Welt* folgte. Gedacht war noch an einen dritten Band, von dem es zunächst hieß, er solle *Die nackte Wahrheit* zum Thema haben, später sind auch die *Quellen* im Gespräch. Wir wissen, solch ein dritter Band ist zu seinen Lebzeiten nie erschienen. Das Manuskript zu *Quellen, Ströme, Eisberge* ist inzwischen von Ulrich von Bülow und Dorit Krusche ediert worden. Auch ein Text zur nackten Wahrheit existiert, er hat allerdings die Marbacher Archivmauern noch nicht recht verlassen. Vgl. ausführlicher dazu: Rüdiger Zill: »Nackte Wahrheiten. Zur Metaphorologie

38 Ebd.

39 Ebd., S. 13.

40 Ebd.

41 Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit* (Anm. 15), S. 545.

Die in den folgenden Jahren und Jahrzehnten entstandenen Studien sind aber vor allem die praktische Erfüllung seines Programms, weniger dessen theoretische Weiterentwicklung. Eine prominente Ausnahme ist natürlich der »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«. Diese theoretischen Reflexionen werden aber, anders als noch in den *Paradigmen*, in das Nachwort zu *Schiffbruch* mit Zuschauer ausgelagert. Dieses Nachwort ist auf den ersten Blick zwar viel anspruchsvoller – so etwa mit der Forderung, die Metaphorologie zu einer Theorie der Unbegrifflichkeit auszuweiten –, in detail aber eher unpräziser, und am Ende steht es seltsam unverbunden neben den inhaltlichen Studien.

DER VERLUST DER LINIE

Vergegenwärtigen wir uns rückblickend noch einmal die drei verschiedenen Kontexte, die Blumenberg im Rahmen seiner funktionalen Methode ins Spiel gebracht hat: die Epoche, das System der Wissenschaften und das Werk eines einzelnen Denkers.

Im dritten Band der *Legitimität der Neuzeit* geht es um die Epoche als einem übergreifenden System, um das Denken des Mittelalters, das von verschiedenen Autoren im unterschiedlichen Maße ausgearbeitet wird. Sie alle teilen gewisse herrschende Gedanken und bleiben daher innerhalb jener epochalen Vorprägung. Irgendwann ist dieses übergreifende System jedoch ausgereizt. Nikolaus von Kues will das mittelalterliche Denken retten, treibt es dadurch aber auch an seine Grenzen, de facto bereitet er damit seine Auflösung vor. Irgendwann ist das System in seinem Rahmen nicht mehr veränderbar und bricht zusammen.⁴⁴

der Theorie der Unbegrifflichkeit bei Hans Blumenberg«, erscheint in: Wolfgang Müller-Funk, Matthias Schmidt (Hg.): *Blumenbergs Schreibweisen. Methodische und kulturanalytische Perspektiven im Ausgang von Hans Blumenberg*, 2017.

44 Elizabeth Brient hat allerdings darauf aufmerksam gemacht, dass selbst in diesem Zusammenhang die Chronologie aufeinanderfolgender Autoren nicht einfach auf das Gesamtwerk zu beziehen ist, bestimmte Bereiche zum Beispiel in Cusanus' und Brunos Denken von unterschiedlicher Modernität sind, also in der einen Hinsicht noch zum Mittelalter, in der anderen schon zur Neuzeit gehören. Blumenbergs »Interpretation wäre also dahingehend zu nuancieren, dass ein Denker, je nachdem wonach gefragt wird, auf unterschiedliche Seiten der Epochenschwelle verortet werden kann.« (Elizabeth Brient: Art. »Epochenschwelle«, in: *Blumenberg lesen* (Anm. 7), S. 72–86, hier 82) Folgt man dieser Überlegung, macht es das Verfahren der Interpolation noch einmal fragwürdiger.

Es ist dieser dialektische Gedanke, der den Hegel-Verächter Blumenberg von dem Hegel-Feind Foucault trennt. Denn Foucault geht immer nur von Episteme-Brüchen aus, ohne die dahinter liegende Dynamik in den Blick zu nehmen. Die große Stärke von Blumenbergs Konzeption der Schwelle ist es, dass sie die Bewegungen und Spannungen miteinbezieht. Die fundamentale Veränderung ist darin nicht nur als Bild des Ergebnisses, sondern als Prozess selbst, als Umbrechen und als Wirken der Faktoren gezeigt, auch wenn diese Faktoren bei ihm immer nur geistesgeschichtliche bleiben. Blumenbergs Bruch als Brechen ist allerdings auch kein Brechen als Moment, als »Revolution« im Kuhn'schen Sinne. Es ist ein längerfristiger Umbauprozess, dessen Vorher und Nachher aufzeigbar sind, der aber keinen exakten Moment schlagartiger Transformation mehr kennt. Deshalb ist diese Transformation für ihn auch weniger ein Bruch als vielmehr eine Schwelle.

Der zweite bedeutungsgestaltende Kontext, die Wissenschaft, konstituiert sich erst mit der Neuzeit als ein autonomes System eigener Bedeutungs-generierungen. Dieser Anfang steht im Mittelpunkt des Blumenberg'schen Interesses, weniger die möglichen Brüche innerhalb ihrer Entwicklung. Dadurch kommen aber die Konsequenzen der theoretisch diagnostizierten Autonomisierung in der weiteren Arbeit an den metaphorologischen Studien kaum in den Blick, so nicht nur ihre Eigenlogik, sondern auch etwa mögliche Widersprüche zu lebensweltlichen Erfahrungen. Blumenberg deutet das nur an, wenn er vor der Vermischung von Weltmodell und Weltbild warnt. Denn wenn wissenschaftliche Welterklärungen die Funktion eines allgemeinen Weltbilds übernehmen, erfahren sie eine Veränderung, die selbst nur auf eine metaphorische Übertragung beruht, aus ihrer Ursprungssphäre einmal mehr einen irreführenden Anspruch an Präzision und Gültigkeit mit importieren.

Beide übergreifenden Kontexte treten aber in den Studien zur Geschichte der Unbegrifflichkeit auch in den siebziger und achtziger Jahren zurück. Prominent bleibt allenfalls der dritte Kontext, der traditionell philosophiegeschichtliche Blick auf die Einbindung von Begriffen und Metaphern in individuelle Denksysteme.

Dabei orientieren sich diese Studien zunächst immer noch am Ideal der Linie, die durch die Punkte zu ziehen wäre.⁴⁵ Blumenberg bemüht sich dabei, die

45 Thomas Meyer bringt das für *Die Lesbarkeit der Welt* auf den pointierten Satz: »Trotz allen Widerstands von Seiten

Punkte dichter zu setzen und die sie bedingenden Querschnitte immer detaillierter darzustellen. Natürlich machen sich auch in Blumenbergs Metapherngeschichten die stärkeren Veränderungen an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit bemerkbar, aber von Umbruch oder gar Epochenschwelle ist hier nicht die Rede.

Im Laufe der Zeit scheinen Blumenberg selbst Zweifel an diesem Vorgehen gekommen zu sein. Die inhaltlichen Passagen verlieren mehr und mehr an Kontur, gerade auch durch ihre Reichhaltigkeit an Detail, und auch das Organisationsprinzip verunkelt sich durch die Umwege der Argumentation. Zum Teil reihen Blumenbergs Texte ihr Material noch am historischen Zeitstrahl auf, siehe etwa die *Lesbarkeit der Welt*, oft durchbrechen sie ihn schon, nehmen wir nur den *Schiffbruch mit Zuschauer*, am Ende sind die Manuskripte so voll von Rück- und Quersprüngen, dass die Verknüpfungen nur schwer noch nachvollziehbar werden.⁴⁶ So entsteht in den Büchern zur Metaphorologie nicht selten eine chronologische Reihe von starken Einzelstudien, deren Verbindung oft unausgesprochen bleibt – oder vielleicht auch bleiben muss.

Denn gleichzeitig wächst ohnehin Blumenbergs Misstrauen gegen »Ausdruckobjektivationen« und »Geschichtsströme«. Dies sind Wendungen, die sich beim späten Blumenberg nicht mehr finden. Das betrifft vor allem auch das ganze Feld der Unter- und Hintergrundmetaphorik (die ja auf die Wissenschaft bezogen schon im Aufsatz »Weltbilder und Weltmodelle« zurückgewiesen werden). Er merkt nun, dass er damit in eine intellektuelle Nachbarschaft gerät, die er zunehmend verabscheut, nämlich die Tiefenhermeneutik Freuds.⁴⁷

Bei allem bleibt Blumenbergs Blick auf die Begriffs- und Metapherngeschichte am Ende doch immer ein geistesgeschichtlicher. Die Praxis, die diese Begriffe und ihre Geschichte einbindet, ist stets nur eine der Theorie. Aber lässt sich denn bei jenen philosophisch hoch verdichtenden Theorien, den metaphysischen, kosmologischen, anthropologischen Spekulationen,

die Blumenberg als Philosophiehistoriker untersucht, überhaupt eine andere Praxis finden?

Zumindest in den technikphilosophischen Überlegungen ist bei ihm solch eine Praxis selbst angedeutet. Blumenberg steht hier Ende der sechziger Jahre an einer Weggabelung. Der eine Weg würde stärker in die Technik- und Sozialgeschichte führen. Diese Ansätze entwickelt er aber nicht weiter; stattdessen schlägt er den anderen Weg ein, der ihn zur Wiederaufnahme seiner anthropologischen Interessen führt.⁴⁸ So bleiben die Fragen, die den Rahmen für die Umbesetzungen bilden, letztlich stark anthropologisch-spekulativ. Verallgemeinert findet sich das in seinen Vorlesungen der siebziger Jahre, die inzwischen als zweiter Teil der *Beschreibung des Menschen* erschienen sind.

Gegen diese Entwicklung würde es sich lohnen, die Elemente aus Blumenbergs Denken der sechziger Jahre noch einmal wieder aufzunehmen und stärker miteinander in Beziehung zu setzen. Die Theorieelemente seiner begriffs- und metapherngeschichtlichen Studien aus dieser Zeit sollten nicht aufgegeben werden, weil Blumenbergs zunehmend skeptischer werdender Gestus sich immer mehr von ihnen abgewandt hat und auch gegenüber einigen geschichtsphilosophischen Restbeständen darin selbst kritisch geworden ist. Unter der Voraussetzung seiner späten Skepsis lassen sich diese frühen Elemente durchaus neu lesen und rekonfigurieren. Das hieße auch die springenden Punkte seiner Metapherngeschichte als »Interferenzen von Handlungen«, also als Elemente von Praktiken zu begreifen, die in einem Spannungsfeld von wissenschaftlichen, philosophischen und (ideen)politischen Kräften Einfluss zu nehmen versuchen und dabei manchmal auch zu unerwarteten Ergebnissen kommen.

der Autoren erzählt Blumenberg eine Geschichte der zunehmenden Auflösung« der Lesbarkeit der Welt. Thomas Meyer: Art »Lesbarkeit«, in: *Blumenberg lesen* (Anm. 7), S. 177.

46 Das charakterisiert vor allem das Manuskript zur nackten Wahrheit.

47 Vgl. dazu Rüdiger Zill: »Zwischen Affinität und Kritik. Hans Blumenberg liest Sigmund Freud«, in: Cornelius Borck (Hg.): *Hans Blumenberg beobachtet. Wissenschaft, Technik und Philosophie*, Freiburg 2013, S. 126–148.

48 Vgl. dazu Rüdiger Zill: »Von der Atommal zum Zeitgewinn: Transformationen eines Lebensthemas. Hans Blumenbergs Projekt einer Geistesgeschichte der Technik«, in: *Jahrbuch Technikphilosophie* III (2017), Baden-Baden 2016, S. 291–313.

AHNEN UND AHNDEN ZUR HISTORISCHEN SEMANTIK DES VORGEFÜHLS UM 1800

Stefan Willer

Wörter, deren Bedeutung auf die Zukunft abzielt, sind oft auf charakteristische Weise zusammengesetzt: prognosis, provisio, praedictio, forecast, Vorsehung, Prävention. Die Fülle solcher Komposita mit pro-, prae-, vor-, fore- scheint darauf hinzudeuten, dass Zukunftserkenntnis für ihre sprachliche Realisierung auf Präfixbildung angewiesen ist. Daneben gibt es aber zahlreiche Fälle von scheinbar einfachen, jedenfalls unzusammengesetzten Ausdrücken für die Beschäftigung mit Zukunft: Wörter wie das deutsche Verb ›ahnen‹. Übersetzt man es (sowie seine substantivierte Form ›Ahnung‹ und sein Verbalabstraktum ›Ahnung‹) in andere europäische Sprachen, ist man wieder auf die besagten pro- und prae-Komposita verwiesen: lat. praesentire/praesensio, ital. presentire/presentimento, frz. pressentir/pressentiment, engl. to have a presentiment. (Auch im Deutschen lässt sich die Futurität durch ein Präfix hervorheben: ›vorahnen‹, ›Vorahnung‹.) Hinzu kommen weitere Ausdrücke des vagen Vermutens: sospettare, se douter, to sense. Von zentraler Bedeutung ist allemal der Aspekt des Fühlens und Spürens, eines ›dunklen‹ Erkennens, das sich unterhalb der Gewissheitsschwelle vollzieht und daher auch als ›natürliches Erkennen‹ (Wolfram Högrefe) aufgefasst wird.¹ Mit speziellem Bezug auf Probleme des Zukunftswissens meint ›ahnen‹ also das Vermögen und die Wirkweise eines *futurischen Sensoriums*.

Auch in dem einfachen Wort ›ahnen‹ öffnen sich aber Komplikationen, für die symptomatisch die Nähe zu einem anderen deutschen Verb steht: ›ahnden‹. Was es mit dieser Nähe auf sich hat, wie sie sich sprachgeschichtlich herleiten oder etymologisch beglau-

bigen lässt, ob ›ahnen‹ und ›ahnden‹ zwei distinkte Bedeutungen haben oder ob sich die lexematische Ähnlichkeit zu einer begrifflichen Identität auflösen lässt: Diese Fragen waren in einer historisch wichtigen Phase des Diskurses um Zukunftserkenntnis umstritten. Die besagte Phase ist die oft beschriebene Sattelzeit der Jahrzehnte um 1800, in denen sich nach Reinhart Koselleck der Status von Zukünftigkeit wesentlich änderte.² Die folgende Darstellung argumentiert allerdings nicht mit Blick auf eine Metahistorik im Koselleck'schen Sinn, sondern beschränkt sich auf die Nachzeichnung einer kurzen Debatte, die unmittelbar an der Wende zum 19. Jahrhundert über die Bedeutung und den angemessenen Gebrauch von ›ahnen‹ und ›ahnden‹ geführt wurde. Genauer in den Blick genommen werden drei Fußnoten, in denen Johann Gottfried Herder und Immanuel Kant ihre Einschätzungen zur Gleichheit oder Ungleichheit der Wörter austauschten. Die Passagen entstammen Texten der Jahre 1797 bis 1799 – zweien von Herder, einem vom Kant – die auch sonst einschlägige Positionsbestimmungen zu Problemen der Zukunftserkenntnis vornehmen.

*

Zur wort- und begriffsgeschichtlichen Situierung ist vorwegzuschicken, dass sich in eben dieser Zeit um 1800 die beiden Wörter – oder, je nach Betrachtungsweise, die beiden Varianten ein und desselben Wortes – in einem historisch spezifischen Verhältnis gegenseitiger semantischer Beeinflussung befanden.

1 Vgl. Wolfram Högrefe: *Ahnung und Erkenntnis. Brouillon zu einer Theorie des natürlichen Erkennens*, Frankfurt a.M. 1996.

2 Vgl. Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1989. Vgl. auch Lucian Hölscher: *Die Entdeckung der Zukunft*, 2. Aufl., Göttingen 2016, S. 53–88 (»Die Periode der Entdeckung 1770–1830«).

Schon wenige Jahrzehnte später war im allgemeinen Sprachgebrauch weitgehend jene Eindeutigkeit hergestellt, die bis heute zwischen ›ahnen‹ und ›ahnden‹ herrscht. Für diesen Wandel stehen die entsprechenden Einträge im ersten Band des *Deutschen Wörterbuchs*, in denen Jacob Grimm im Jahr 1854 eine in jüngster sprachhistorischer Vergangenheit erzielte Disambiguierung beider Wörter als Zugewinn an semantischer Klarheit befürwortet. So heißt es unter AHNDEN: »wir unterscheiden heute vorthellhaft zwischen ahnden vindicare und ahnen praesagire«, wobei etwas später im selben Eintrag die Differenzierung als noch im Prozess befindlich gekennzeichnet, aber um so mehr eingefordert wird: »da die unterscheidung zwischen ahnden und ahnen jetzt fast durchgedrungen ist, verdient sie beibehaltung.« Unter AHNEN bekräftigt Grimm: »In allem fall ist uns der unterschied zwischen ahnen und ahnden seit ihrem häufigen gebrauch für zwei ganz abweichende bedeutungen jetzt beinahe unerlässlich.«³

Unabhängig von der Brauchbarkeit ist aber zu fragen, »ob sich der unterschied historisch rechtfertigen lasse«.⁴ Diese Historizität betrifft sowohl die Wortformen als auch die Wortbedeutungen. Was die Formen angeht, nennt Grimm etliche Belege für die alt- und mittelhochdeutschen Vorgänger von AHNDEN (ahd. anadôn, mhd. anden). Hingegen lasse sich AHNEN im Althochdeutschen nicht auffinden, im Mittelhochdeutschen sei es »nicht ganz zu leugnen, wenn schon höchst selten«.⁵ Daraus folgt, dass die Geschichte von ›ahnen‹ deutlich jünger ist als die von ›ahnden‹. Mit dieser Formgeschichte überlagert sich die Bedeutungsgeschichte in vielfältiger Weise. Grimm ist bestrebt, in der Vielfalt Ordnung zu schaffen, vor allem indem er ›ahnden‹ auf zwei Artikel verteilt: erstens im Sinne von »ulcisci, punire«, zweitens im Sinne von »mente praesagire«. Diese zweite lateinische Definition steht auch am Anfang des Artikels AHNEN, so dass sich eine präzise Bedeutungsgleichheit von ›ahnden‹₂ und ›ahnen‹ zu ergeben scheint. Sie verdankt sich aber ja gerade der neu gewonnen Differenzierung des mittleren 19. Jahrhunderts und lässt sich nicht ohne weiteres auf die Bedeutungsgeschichte projizieren.

Daher verhalten sich Grimms einzelne Befunde sperrig und teils widersprüchlich zueinander. Der erste Artikel AHNDEN leitet die Bedeutung des Bestrafens aus dem direkt vorangehenden Substantiv AHND mit der Grundbedeutung »spiritus, animus, zelus« ab. Dieses gewinne im Alt- und Mittelhochdeutschen (anado, ande) die spezifischere »bedeutung von animus und θυμός [thymos] = impetus, ira, eifer und unwill«⁶, woraus dann der althochdeutsche verbale Ausdruck »unreht andôn, punire injustitiam« und auch das mittelhochdeutsche »anden« abgeleitet sei. Demgegenüber erscheine im Neuhochdeutschen das Verb ›ahnden‹ »im sinne des strafens, rächens anfangs sehr selten und LUTHER kennt es überhaupt nicht«; auch die frühneuzeitlichen Lexikographen und Grammatiker »HENISCH, SCHOTTEL, STIELER wissen von keinem ahnden, anden vindicare«. Erst vergleichsweise spät, nämlich »im laufe des 18 jh. wird es ganz gewöhnlich zu sagen: das böse, den frevel, den schimpf ahnden«. Es gibt also zwischen dem Mittelalter und dem 18. Jahrhundert eine – von Grimm allerdings nicht erläuterte – Lücke in der Bedeutungsgeschichte, zumindest aber im historischen Material.

Was die zweite Bedeutung von AHNDEN im Sinne des Gespürs und Vorgefühls betrifft, so hat sie »das ahd. anadôn, so viel wir wissen, nie, das mhd. anden kaum«. Auch die frühe Neuzeit scheint keine Befunde zu ergeben; die von Grimm versammelten Belege beginnen erst bei Klopstock. Ähnliches gilt für AHNEN, wobei Grimm darauf hinweist, dass es bereits »häufiger seit dem 16.17 jh.« nachzuweisen sei. Die eigentlich interessante Phase ist dennoch die des gleichzeitigen Gebrauchs beider Formen für dieselbe Bedeutung. Unter AHNDEN ist vermerkt: »in den älteren schriften und ausgaben GÖTHES scheint überall ahnden, ahndung u.s.w. zu stehn, wo die späteren dafür ahnen, ahnung setzen«. Für das Wort AHNDUNGSVOLL – einen »lieblingsausdruck GÖTHES«, den Grimm mit einer Fülle von Goethe-Zitaten belegt – präzisiert er, »dass alle älteren ausgaben immer ahndungsvoll schreiben, ahnungsvoll erst in der von 1817 bei des dichters lebzeiten und mit seinem willen beginnt«. Etwas anders steht es mit dem gleichfalls ausschließlich Goethe zugeschriebenen AHNEVOLL: »dies blieb auch in den neueren GÖTHISCHEN ausgaben stehn [...], denn ahnevoll liesz sich kaum wagen«. Am Sprachgebrauch des Autors Goethe sowie an den sich ändernden Usancen in verschiedenen Ausgaben seiner Werke lässt sich also die Doppelbelegung von ›ahnen‹ und ›ahnden‹ in den Jahrzehnten um 1800 ebenso darstellen wie der Versuch ihrer Disambiguierung.

3 Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch. Erster Band. A–Biermolke*, Leipzig 1854, Ndr. München 1999, Sp. 193 (AHNDEN) und Sp. 195 (AHNEN). Alle folgenden Zitate stammen aus den Artikeln AHND–AHNDUNGSVOLL, Sp. 192–198. Sofern das jeweilige Lemma klar ersichtlich ist, wird die Spaltenzahl nicht eigens nachgewiesen.

4 Ebd., Sp. 193.

5 Ebd., Sp. 194.

Grimms eigener Beitrag zu dieser Geschichte besteht allerdings nicht nur in der Dokumentation des Sprachgebrauchs, sondern auch in einer semasiologischen Interpretation. Sie setzt genau dort an, wo das überlieferte Material nicht für sich selbst spricht, wo es rätselhaft wirkt und wo es Lücken aufweist. So schreibt Grimm unmittelbar im Anschluss an den Befund der Abwesenheit von ›ahnden‹ im Sinne von »*mente praesagire*« in den mittelalterlichen Sprachstufen, man dürfe diese Bedeutung dennoch »*als die ursprüngliche aufstellen und wiederum von anadomens ableiten*«. ⁶ Diese Formulierung ist charakteristisch für das flexible Vorgehen von Grimm als Lexikograph: Da er immer auch als Sprachhistoriker und -theoretiker argumentiert, kann er sich dort, wo es an Belegen fehlt, ans hypothetische ›Aufstellen‹ und ans historische ›Ableiten‹ machen. An dieser Stelle greift er erneut auf den Artikel AHND und die dort genannte »*bedeutung von animus und θυμός*« zurück, die er nun mit »*mens*« weiter anreichert. ›Ahnden ist also deshalb »*ursprünglich*« zu nennen, weil es als integrale Bezeichnung für den Zusammenhang von Seele, Gemüt und Geist fungiert. Es ist aber nochmals zu betonen, dass Grimm diese integrale und weitläufige Bedeutung gerade dort gewinnt, wo sie durch das historische Material nicht gedeckt ist.

Nicht von ungefähr findet nun ausgerechnet an dieser Stelle einer großzügigen semantischen Inklusion auch die zweite Bedeutung von ›ahnden‹ Aufnahme: »*wenn ahnden rächen doch eigentlich meint, seinen unmut, sein gemüt äuszern, warum sollte es nicht auch ausdrücken können im gemüt empfinden?*« Damit wird die in der doppelten Lemmatisierung von AHNDEN getroffene Unterscheidung gleich zu Beginn des zweiten Eintrags sogleich wieder kassiert – wenn auch nur in einer Frageformel. Weiter unten im selben Artikel verfährt Grimm auf ähnliche Weise, zugleich unterscheidend und un-unterscheidend: »*ahnden ist nicht eigentlich denken, auch vom goth. aha mens, ahjan cogitare nicht abstammend* [!], *doch mente praesagire, animadvertere kann allerdings übergehen* [!] *in animadvertere, reprehendere, punire.*« Woraufhin dann zum Abschluss des zweiten AHNDEN-Artikels, wie oben bereits zitiert, für die Praktikabilität der Unterscheidung von ›ahnden‹ und ›ahnen‹ plädiert wird. Unter AHNEN findet sich eine ähnliche Argumentation: Einerseits erwägt Grimm, dass sich aus der Verkürzung des mittelhochdeutschen Präteritums von ›andete‹ zu ›ante‹ nach und nach »*ein falsches praes. anen für anden erzeugt*« haben könne. Demnach

wäre also das Verb ›ahnen‹ das sprachhistorische Ergebnis eines morphologischen Fehlers. Andererseits weist er auf »*das schw[edische] ana praesagire, jag anar praesagio*« hin, das »*einem organischen ahnen zu statten käme*« – organisch, also historisch authentisch. Und schließlich betont er wiederum den pragmatisch unerlässlichen »*unterschied zwischen ahnen und ahnden seit ihrem häufigen gebrauch für zwei ganz abweichende bedeutungen*«.

★

Der ›häufige Gebrauch‹, so wie ihn Grimm selbst belegt und diskutiert, ist der der Jahrzehnte um 1800. Er betrifft, wie in den Wörterbuchartikeln betont wird, *beide* Bedeutungsaspekte, sowohl das Ahnen des Zukünftigen als auch das Ahnden des Vergangenen, und er betrifft insbesondere das Zusammenspiel beider Aspekte in ihrer spannungsvollen Differenz – oder auch in ihrer Neigung zur Indifferenz. Dafür steht exemplarisch die nun zu besprechende Herder-Kant-Debatte. Es handelt sich um kurze Ausschnitte aus späten, ja spätesten Texten beider Autoren. In dieser Zeit hatte sich das frühere Lehrer-Schüler-Verhältnis in eine distanzierte Beziehung gegenseitiger Rezensionen, Verbesserungen und teils mutwilliger Fehllektüren verwandelt. Die bekanntesten Texte in diesem Korpus – Kants Besprechungen der ersten beiden Bände von Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1785) und Herders buchlange Kant-Repliken, *Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft* (1799) und *Kalligone* (1800, zur *Kritik der Urteilkraft*) – sind in der Forschung einschlägig besprochen worden.⁷ Hingegen hat man erst ansatzweise in den Blick genommen, dass dieser Dissens auch hinsichtlich des Zukunftswissens geführt wurde und dass hier das semasiologische Problem des Ahndens und Ahnens eine zentrale Rolle spielte.⁸

7 Vgl. u. a. Hans Dietrich Irmscher: »Die geschichtsphilosophische Kontroverse zwischen Kant und Herder«, in: Bernhard Gajek (Hg.): *Hamann – Kant – Herder*, Frankfurt a.M. u. a. 1987, S. 111–192; Hans Adler: »Ästhetische und anästhetische Wissenschaft. Kants Herder-Kritik als Dokument moderner Paradigmenkonkurrenz«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 68 (1994), S. 66–76; Marion Heinz: »Herders Metakritik«, in: dies. (Hg.): *Herder und die Philosophie des deutschen Idealismus*, Amsterdam/Atlanta 1998, S. 89–106.

8 Vgl. dazu meinen Aufsatz »Zwischen Planung und Ahnung. Zukunftswissen bei Kant, Herder und in Schillers ›Wallenstein‹«, in: Daniel Weidner/Stefan Willer (Hg.): *Prophetie und Prognostik. Verfügungen über Zukunft in Wissenschaften, Religionen und Künsten*, München 2013, S. 299–324,

6 Ebd., Sp. 193.

Wie bereits bemerkt, konzentriert sich das Folgende auf drei Fußnoten, an denen sich die Debatte um Wortverwendung und historische Semantik ablesen lässt. Die erste stammt aus Herders 1797 erschienenem Essay *Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft*, der in dreißig kurzen Paragraphen einen erkenntnistheoretischen Entwurf des Zukunftswissens liefert.⁹ Angesichts der Ungreifbarkeit des Gegenstands ›Zukunft‹ interessiert sich Herder in diesem Essay für die Grauzonen des Wissens, plädiert aber in progressiver Absicht für eine »Wissenschaft der Zukunft«, mit deren Hilfe die Menschen dereinst »so gut für die Nachwelt als für sich rechnen« (290) könnten. Eine solche Wissenschaft müsse sowohl auf immanente als auch auf transzendente Zukünfte, auf die »Reisekarte unsres Lebens« (284) und auf »unser Schicksal nach dem Tode« (290), anwendbar sein. Letzteres gehöre zwar weiterhin zum Zuständigkeitsbereich des Glaubens: »Glaube muß die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode allein bleiben; demonstrierte Wissenschaft kann sie nie werden.« (294) Doch ist der auf das Jenseits gerichtete Zukunftsglaube für den Theologen Herder nicht das ganz Andere des diesseitigen Zukunftswissens, sondern eng auf dieses bezogen. Er sieht im jenseitigen Leben dieselben »Naturgesetze«, »Kräfte« und »Triebe« am Werk wie im diesseitigen, so dass man den »Keim der Zukunft« mit hinübernehme (290 f.). An der Basis des Zukunftswissens liegt daher ein konsequent kausales Denken, das zugleich als genealogisches Argument vorgetragen wird: »Die Zukunft ist eine Tochter der Gegenwart, wie diese der Vorzeit. Zwei Sätze liegen vor uns, um den dritten zu folgern.« (286)

In dieser Auffassung von Kausalität als Genealogie fügt sich Herders Zukunftsdenken in das auch andernorts, vor allem in den *Ideen*, von ihm vertretene ›genetische‹ Prinzip.¹⁰ Demgegenüber ist aber

festzuhalten, dass nach Herders eigenen Worten ein solcher genealogischer Zukunfts-Syllogismus nicht strikt deduktiv umsetzbar ist, sondern immer mit Verfahren der Vermutung und der Konjektur zu tun hat. So heißt es im unmittelbaren Anschluss an das zuletzt Zitierte: »Wer jene beiden [Sätze] recht versteht, recht anschauet, und sodann *richtig* aus ihnen folgert, hat keinen übeln Gebrauch von seiner Vernunft gemacht, die eben ja die Fähigkeit ist, *den Zusammenhang der Dinge einzusehen*, und wie Eins im Andern steckt, Eins durchs andre wird, zu schließen oder zu erraten.« (286 f.) An eben dieser Stelle fügt Herder eine lange Fußnote zu den Wörtern ›ahnen‹ und ›ahnden‹ ein:

»Die Deutsche Sprache mit allen ihren Schwestern hat ein sehr schickliches Wort, unsern Sinn für die Zukunft zu bezeichnen: Ahnen. Anda hieß im Gothischen ein Geist, ein wehender Hauch: (S. Ihre, Wachter, Scherz Glossarien) und es möge nun sein, daß der Geist der Zukunft auf uns, oder unser Geist auf die Zukunft hinauswirke, in beiden Fällen ist der Ausdruck angemessen und treffend. Wahrscheinlich sagte man zuerst als ein Impersonal mir ahnets! gleichsam eine halbleidende Wirkung zu bezeichnen, wie man sagt: mich verdrießt es, mich schaudert u. f. Aus diesem Ausdruck: meinem Geist, meinem Herzen ahnet Gutes oder Böses entstand die spätere active Formel: mein Geist ahnet die Zukunft. Beide Ausdrücke zeigen etwas Großes, Schweres, Dunkles an, das vor uns liegt, und wir mit einem hellen Blick nicht zu durchdringen, zu umfassen vermögen. Um so mächtiger aber wirkt auf uns diese verworrene, viel-umfassende Erkenntniß. – Dem Ahnen steht ein Wort von ganz anderm Sinn zur Seite Ahnden, d. i. zürnend verweisen, rächen und strafen. Es ist nicht zu leugnen, daß das letzte das erste beinahe verdrängt hat, und daß manche es fast für Ziererei halten, statt Ahndung, Ahnung zu gebrauchen; indessen ist dieses (Ahnung, Ahnen) in den meisten Dialekten Uraltersher und in der gemeinen Sprache das wahre. Warum sollte man nicht also, bei so verschiedenem Sinn, auch Worte bestimmt unterscheiden? wie man es gegen ein verwirrendes quid pro quo in mehreren Fällen getan hat. Auch das für und vor war bei den Alten nicht unterschieden; man hat sich aber, weil es die Logik der Sprache fordert, über ihren Unterschied

besonders S. 300–312. Daran schließen die folgenden Erörterungen an. – Urs Büttners Arbeit über den frühen Achim von Arnim (*Poiesis des ›Sozialen‹. Achim von Arnims frühe Poetik bis zur Heidelberger Romantik (1800–1808)*, Berlin/Boston 2015) enthält ein Kapitel über das »Erkenntnisprinzip ›Ahnung‹« (S. 95–125) und darin eine »kleine Begriffsgeschichte der ›Ahnung‹« (S. 113–120), die über Baumgarten und Sulzer zu Kant führt. (Büttner kündigt auf S. 113, Anm. 86 einen von mir verfassten Artikel »Ahnen« an; er ist allerdings im dort genannten Band, Benjamin Bühler/Stefan Willer (Hg.): *Futurologien. Ordnungen des Zukunftswissens*, Paderborn 2016, nicht erschienen – statt dessen nun hier.)

9 Johann Gottfried Herder: »Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft« (1797), in: ders.: *Werke*, hg. v. Martin Bollacher u. a., Bd. 8, Frankfurt a.M. 1998, S. 283–296. Weitere Nachweise mit Seitenangaben direkt im Text.

10 Vgl. Hans Dietrich Irmscher: »Gegenwartskritik und

Zukunftsbild in Herders Schrift ›Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit‹«, in: *Recherches Germaniques* 23 (1993), S. 33–44; Jost Schneider: »Herders Vorstellung von der Zukunft«, in: *German Quarterly* 75 (2002), S. 297–307.

einverstanden; warum sollte man es nicht auch bei den Wörtern Ahnen (die Zukunft dunkel vorausempfinden) und Ahnden (rächend strafen) tun dürfen?» (287)

Herder votiert also ausdrücklich für die Unterscheidung, die Grimm ein halbes Jahrhundert später für weitgehend durchgesetzt erklärt. Herders Votum von 1797 ist aber noch deutlich gegen den zeitgenössischen Sprachgebrauch gerichtet, in dem die Form ›ahnen‹ »beinahe verdrängt« worden sei und es als »Ziererei« gelte, »statt Ahndung, *Ahnung* zu gebrauchen«. Das historisch letztlich erfolgreiche ›ahnen‹ ist also – in Herders Wahrnehmung – um 1800 umstritten, ja geradezu diskreditiert, und zwar aufgrund einer sprachlichen Mode, also aus kontingenten Gründen. Dagegen führt Herder zwei Argumente ins Feld: ein historisches, wenn er schreibt, die Form ›ahnen‹ sei »in den meisten Dialekten Uraltersher« und somit »in der gemeinen Sprache das wahre«, und ein systematisches, wenn es in der »*Logik der Sprache*« liegen soll, klare Bedeutungsunterschiede auch im Wortlaut klar erkennbar zu machen.

Für Herders Konzept der Zukunftserkenntnis ist das Ahnen als ›Vorausempfindung‹, als Sensorium für das Dunkle, Undeutliche, als »*Sinn für die Zukunft*« und »verworrene, viel-umfassende Erkenntniß« von großer Bedeutung. In seiner Erklärung legt er besonderes Gewicht auf die grammatische Stellung des Wortes zwischen Passiv und Aktiv. Demnach ist die unpersönliche Formulierung »*mir ahnets!*«, die »gleichsam eine halbleidende Wirkung« anzeigt, die historisch vorgängig; erst später sei daraus die »active Formel: *mein Geist ahnet die Zukunft*« entstanden. Der »Geist« als solcher befindet sich in einem analogen Zwischenzustand, denn es ist für Herder keineswegs ausgemacht, ob »der *Geist der Zukunft* auf uns, oder *unser Geist* auf die Zukunft hinauswirke«. Gerade in dieser Ambivalenz soll ›Geist‹ dem Wort ›ahnen‹ auch etymologisch über das gotische ›anda‹ mit der Bedeutung »ein *Geist*, ein wehender *Hauch*« zugrunde liegen, wie er im Verweis auf Wörterbücher wie Wachters *Glossarium Germanicum* (1737) notiert. Mit dem evokationsreichen Geist-Konzept greift Herder auf frühere Überlegungen zurück, so wie er sie etwa knapp dreißig Jahre zuvor in seinem philosophischen Gedicht *Der Genius der Zukunft* angestellt hatte. Auch hier ist der Geist – angesprochen als Genius oder Dämon – dem Ich zugleich innerlich und äußerlich; er steht für das unverfügbar eigene »Lebenswissen«, ist aber auch

»der Götter Geschenk, Prophetengesicht! und der Ahndung / vorsingende Zauberstimme«. ¹¹

Herder hatte also früher selbst dort ›Ahndung‹ geschrieben, wo er nun, 1797, auf ›Ahnung‹ besteht. Dass ausgerechnet die reklamierte gotische Geist-Vokabel ›anda‹ das inkriminierte ›d‹ enthält, ist ihm dabei keine weitere Erwähnung wert. Jacob Grimm wiederum leitet, wie bereits gesehen, aus einer solchen Geist-Vokabel – dem alten Substantiv ›Ahnd‹ mit der Grundbedeutung »*spiritus, animus, zelus*« – zunächst gerade die Bedeutung des Rächens und Strafens ab, bevor er zu seiner verbindenden Interpretation kommt, derzufolge Rächen soviel heiße wie »*sein gemüt äuszern*« und damit letztlich mit dem undeutlichen Voraus-Gefühl, dem »*im gemüt empfinden*«, gleichbedeutend sei. ¹² Doch auch bei Herder funktioniert die Trennung des Ahnens vom Ahnden nicht so klar und deutlich, wie er behauptet. Sein Lob der klaren lexematischen Unterscheidung, seine Aversion gegen ein »verwirrendes quid pro quo« der Wörter, will nicht wirklich zu jener »verworrene[n], viel-umfassende[n] Erkenntniß« passen, für die er doch so eingenommen ist. Und auch in der Argumentation seines Essays ist das ahnungsvolle Sensorium für »etwas Großes, Schweres, Dunkles [...], das vor uns liegt«, mit dem Ahnden im Sinne von »zürnend verweisen, rächen und strafen« beim näheren Hinsehen eng verknüpft.

Inwiefern das so ist, erweist sich aus den Paragraphen, die auf die Reflexion über das ›Erraten‹ folgen. In ihnen fordert Herder die »*Einsicht in die Konsequenz der Dinge*« (287) und entwickelt ein Verständnis von Zukunft als einer »*unabwendbaren Folgezeit*« (288). Die Fußnote über ›ahnen‹ und ›ahnden‹ steht also zwischen einer eher konjekturalen und einer deutlich schicksalsbezogenen Kausallogik. Insgesamt ergibt sich daraus eine Lehre von temporaler, logischer, aber auch ethischer Konsequenz. Herder nennt die für ihn herausragende antike Personifikation des Zukunftswissens: »Wir tragen die *Nemesis* in uns.« (289) Schon in einem früheren Aufsatz hatte er betont, dass die Deutung der Nemesis als »Rach- und Plagegöttin« ein mythologisches Missverständnis sei. ¹³ Vielmehr stehe sie als Sinnbild für Vorsicht und Maßhaltung, weshalb man sie »zur Aufseherin seines

11 Herder: »Der Genius der Zukunft« (1769), in: ders.: *Werke* (Anm. 9), Bd. 3, S. 793–795, hier Vers 16 (mit dem Ausruf »Denn was ist Lebenswissen!«) und 17 f.

12 Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1 (Anm. 3), Sp. 192 f.

13 Herder: »Nemesis. Ein lehrendes Sinnbild« (1786), in: ders.: *Werke* (Anm. 9), Bd. 4, S. 549–578, hier S. 563.

Glücks und seiner Sitten« und auch zum Inbegriff der Historie machen möge: »Soll also die Geschichte der Menschheit je lehrend werden: so weihe sie der Geschichtschreiber keinem anderen als *der Nemesis und dem Schicksal*!«¹⁴ Das so verstandene ›ahn-dende‹ Schicksal ist keine von außen eingreifende, sondern eine von innen heraus wirkende Kraft; es ist immer *Das eigene Schicksal* – so der Titel eines weiteren Herder-Aufsatzes –, das aus der je individuellen »Art zu sein und zu handeln« hervorgeht.¹⁵ An diese Immanenz des Schicksals knüpft die Zukunfts-Schrift von 1797 an, wenn es heißt, die ethisch entscheidende Instanz sei »die *Nemesis* in unserm Herzen« (291). Das ›Herz‹ des Menschen und sein »innerer Sinn« (288) werden zu Schauplätzen göttlich inspirierten Zukunftswissens. So soll eine »*Ethomantie* der Menschheit« (290) entstehen, also eine Verbindung aus pragmatischer *Ethik* mit divinatorischer *Mantik*. Man kann bündig formulieren, dass Zukunftserkenntnis bei Herder bedeutet, eine *Ahnung* von künftiger *Ahnung* zu haben.

Ein Jahr nachdem Herders Zukunfts-Essay in der sechsten Folge seiner Schriftensammlung *Zerstreute Blätter* erschienen war, publizierte Immanuel Kant seine *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Dort wird das Zukunftswissen im Zusammenhang mit der Einbildungskraft abgehandelt, die ihrerseits als sinnliches Erkenntnisvermögen klassifiziert ist. Gemäß der Kapitelüberschrift geht es in dem betreffenden Abschnitt um das »Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Künftigen durch die Einbildungskraft«.¹⁶ Dabei verhält sich nach Kant die Erkenntnis des Zukünftigen symmetrisch zum Erinnerungsvermögen oder Gedächtnis. So wie dieses das Vergangene vergegenwärtigt, so werde das Künftige durch das »Vorhersehungsvermögen (provisio)« vergegenwärtigt. In *pragmatischer Hinsicht*, also mit Blick auf jeweils gegenwärtige Handlungen und Handlungsoptionen, spielt unter beiden Vermögen das der Vorhersehung die wichtigere Rolle: Alles Erinnern geschehe »nur in der Absicht, um das Voraussehen des Künftigen dadurch möglich zu machen;

indem wir im Standpunkte der Gegenwart überhaupt um uns sehen, um etwas zu beschließen, oder worauf gefaßt zu sein.« (491)¹⁷

Gemäß der Vorrede bedeutet Pragmatik eine Ausrichtung auf den Menschen als »freihandelndes Wesen« (399). Allerdings gilt die erkennbare Vorliebe des Verfassers den unscheinbaren, gewohnheitsmäßigen Alltagshandlungen und nicht zuletzt dem dazugehörigen Sprachgebrauch, weshalb sich der Text über weite Strecken wie ein kritisches Glossar liest.¹⁸

Auf den insgesamt fünf Seiten, die Kant der Zukunfts-erkenntnis widmet, liefert er zugleich ein Vokabular des Bezugs auf Zukunft. Besonders prominent sind auch hier die Vor- und Pro-Wörter, von denen viele mit Bezeichnungen der Sichtbarkeit zu tun haben. Außer »Vorhersehung« und »provisio« finden sich »Voraussehen«, »Vorsehung«, »Vorsicht«, »Aussicht« und »Prospekt«; daneben ist von »Voraussagungen« und »Vorsatz«, aber auch von »Besorgnis«, »Versprechen«, »Schicksal« und »Ahnung« die Rede. Genauer gesagt: Kant registriert, dass und wie von all dem die Rede ist, wenn es um die Erkenntnis der Zukunft geht. A propos »Ahnung« fügt er die folgende Fußnote ein, die – wenngleich ohne Nachweis und nur mit einem distanzierenden »man« – unmittelbar auf Herders Überlegungen bezogen ist:

»Man hat neuerlich zwischen etwas ahnen und ahnden einen Unterschied machen wollen; allein das erstere ist kein deutsches Wort und es bleibt nur das letztere. – Ahnden bedeutet so viel als gedenken. Es ahndet mir heißt, es schwebt etwas meiner Erinnerung dunkel vor; etwas ahnden bedeutet jemandes Tat ihm im Bösen gedenken (d.i. sie bestrafen). Es ist immer derselbe Begriff, aber anders gewandt.« (492)

Kant stimmt hier in die von Herder bemängelte Diskreditierung von ›ahnen‹ ein, wenn er behauptet, es sei »kein deutsches Wort«. Das durch das Ausscheiden dieses Wortes eine Bezeichnungslücke entstünde, wie Herder betont, sieht Kant gerade

14 Ebd., S. 568 und 576. Zu Herders vielfachen Nemesis-Bezügen vgl. Wulf Koepke: »Nemesis und Geschichts-dialektik?«, in: Kurt Mueller-Vollmer (Hg.): *Herder Today. Contributions from the International Herder Conference 1987*, Berlin/New York 1990, S. 85–96.

15 Herder: »Das eigene Schicksal«, in: ders.: *Werke* (Anm. 9), Bd. 8, S. 239–256, hier S. 241.

16 Immanuel Kant: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (1798), in: ders.: *Werke in zehn Bänden*, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 10, Darmstadt 1983, S. 397–690, hier S. 485. Weitere Nachweise mit Seitenangaben direkt im Text.

17 Anders stellt sich die Sortierung der beteiligten Vermögen in Alexander Gottlieb Baumgartens *Metaphysica* dar: Hier wird das »Vorhersehungsvermögen« (*praevisio*) als Teil der Einbildungskraft vom Vermögen der Zukunftserwartung (*praesagatio*) unterschieden; nur Letzteres wird auf die *memoria* bezogen. Vgl. Büttner: *Poiesis des ›Sozialen‹* (Anm. 8), S. 113 f.

18 Zur Rolle der Sprache und zur Fülle sprachlicher Beispiele vgl. Michel Foucault: *Einführung in Kants »Anthropologie«* (1960), übers. von Ute Frietsch, Berlin 2010, S. 87 f.

nicht, denn so wie er nur ein Wort zulässt, so statuiert er dafür auch nur einen »Begriff«, nämlich »*gedenken*«, aus dem sowohl das »Vorschweben« als auch das Strafen hervorgehe. Dieser Begriff wird in der Fußnote ausdrücklich auf die »Erinnerung« bezogen, also auf die *andere*, sozusagen rückwärtige Seite des Vorhersehungsvermögens. Im Haupttext, auf den die Fußnote referiert, ist allerdings sehr wohl von zukunftsbezogener »Ahnung« die Rede. Dort heißt es: »Wo es aber auf das Schicksal, was über uns schweben mag, nicht auf den Gebrauch unserer freien Willkür, ankommt, da ist die Aussicht in die Zukunft entweder Vorempfindung, d.i. *Ahnung* (praesensio) oder Vorhererwartung (praesagatio).« (492) Mit diesem Entweder-Oder geht eine klare Wertung einher, die durchaus zuungunsten der »Vorempfindung« ausfällt.

Schon kurz zuvor hatte Kant klargestellt, das einzig zurechnungsfähige Zukunftswissen sei das »empirische Voraussehen«. Dabei handelt es sich um ein gänzlich immanentes Wissen. Es gründet sich auf »wiederholte Erfahrungen«, aus denen die »*Erwartung ähnlicher Fälle*« abgeleitet werden kann (491). Der Anwendungsbereich eines solchen Voraussehens ist auf Alltäglichses begrenzt; letztlich scheint Kant nur das bäuerliche Wissen um das kommende Wetter zuzulassen, und selbst hier läuft das Wechselspiel von Erfahrung und Erwartung darauf hinaus, dass man kaum zuverlässige Auskünfte gewinnen kann und besser daran tut »für alle Fälle bereit zu sein« (ebd.). Ähnliches gilt nun auch für den Bezug auf »das Schicksal«: »Vorhererwartung« wäre ein »Bewußtsein des Künftigen«, das aus einer »Reflexion über das Gesetz der Folge der Begebenheiten nacheinander (das der Kausalität)« entsteht, das Kant aber gerade von der »Vorempfindung« trennt (492). Das »*Ahnden*« beschreibt er in der Fußnote selbst dort als »dunkel«, wo es sich auf Vergangenes richtet. Wo es sich auf Zukünftiges richten soll, wird es vollends obskur. Man kann demnach das Zukünftige überhaupt nicht empfinden – auch nicht »dunkel« –, sondern man kann es nur erwarten, d. h. sich nur auf möglichst bewusste Weise darauf gefasst machen.

Indem Kant innerhalb des Wortes »ahn(d)en« *nicht* unterscheidet, bringt er dort alles das unter, was er im Bereich des Zukunftswissens für empirisch-pragmatisch indiskutabel hält und sorgt somit für eine »rigide Beschneidung«¹⁹ der zukunftsbezogenen Erkenntnisvermögen: »Man sieht leicht, daß alle Ahnung ein Hirngespenset sei; denn wie kann man empfinden, was

noch nicht ist?« (492)²⁰ Es gibt also streng genommen gar keine Vorempfindungen, sondern nur fehlgehende »Urteile aus dunkelen Begriffen«. Das betrifft sowohl »Ahnungen [...] von der ängstlichen Art« als auch »frohe und kühne Ahnungen von Schwärmern« (ebd.). An die Kritik der Schwärmer schließt sich im folgenden Paragraphen auch noch die der Poeten, zumindest derjenigen, die sich »für begeistert (oder besessen) und für wahrsagend (vates) halten«. Kant geht an dieser Stelle so weit, derartige Fehleinschätzungen der Einbildungskraft als einen grundsätzlichen Mangel des dichterischen Genies auszuweisen, das sich gegenüber der es »anwandelnden inneren Sinnenstimmung [...] gleichsam nur leidend verhält« und das daher zurecht mit »Tollheit« in Verbindung gebracht werde. Begeisterung als solche ist in ihrer Passivität nah an der Pathologie, so wie in der Figur des »Verrückte[n]«, der für einen inspirierten Visionär gehalten wird, »als ob aus ihm gleichsam ein Geist rede« (494).²¹

Kants vorbehaltvolle Formulierung »gleichsam nur leidend« liest sich als direkte Zurückweisung jener »halbleidenden Wirkung«, mit der Herder, wie bereits erwähnt, den zukunftsahnenden Geist charakterisiert hatte. Bei Kant unterliegt der Geist selbst einem grundsätzlichen Vorbehalt: Er ist eben nur »gleichsam ein Geist« – und wird dabei vom *mens* und *spiritus* zum bloßen *spectrum* oder *phantasma*: zum »Hirngespenset«. Um so deutlicher ist nochmals darauf hinzuweisen, dass Kant zwischen »Ahnung« und »Ahnung« deshalb nicht unterscheidet, weil er sie beide in ein und demselben vergangenheitsorientierten Begriff des »Gedenkens« unterbringt. Für die pragmatische Zukunftserkenntnis, die sich darauf richtet, »etwas zu beschließen, oder worauf gefaßt zu sein« (491), ist jenes gedenkende Ahn(d)en funktionslos, wenn nicht gar hinderlich.

20 Kant schreibt tatsächlich »Hirngespenset«, sieht also ein mental erzeugtes *Gespenset* der Zukunft am Werk. Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch. Vierten Bandes zweite Abtheilung*, bearb. von Moriz Heyne, Leipzig 1877, Ndr. München 1999, Bd. 10, Sp. 1559: »HIRNGESPENST, *n. schreiben vornehmlich KANT und WIELAND umdeutend für das ältere und berechtigte hirngespinnst*« (dessen Bedeutung naheliegenderweise lautet: »was das hirn spinnt«, vgl. den betreffenden Artikel ebd.).

21 Damit ergibt sich nicht nur eine gewisse Distanz zur eigenen Bestimmung des Genies in der *Kritik der Urteilskraft*, sondern auch zur ästhetischen Tradition vor Kant. Vgl. die Bemerkungen zu Baumgartens *Aesthetica* und zu Sulzers Überlegungen zur »Begeisterung« bei Büttner: *Poiesis des »Sozialen«* (Anm. 8), S. 114–117.

19 Büttner: *Poiesis des »Sozialen«* (Anm. 8), S. 118.

Angesichts dieser kritischen Einrede legte Herder ein Jahr später nochmals nach, indem er eine weitere, fast mutwillig überspitzte Erklärung des Wortes ›ahnen‹ lieferte. Sie findet sich in der 1799 publizierten *Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft*, der ausführlichen Besprechung und Widerlegung von Kants erster Kritik, nahezu zwanzig Jahre nach deren erster Veröffentlichung. Nach dem Prinzip der »polemischen Anknüpfung«²² nimmt sich Herder zitierend und paraphrasierend den Kant'schen Texte vor, wobei er mit Vorliebe direkt am Wortlaut ansetzt. Die bewusste Fußnote steht innerhalb von Herders Auseinandersetzung mit dem Abschnitt über die »Amphibolie der Reflexionsbegriffe durch die Verwechselung des empirischen Verstandesgebrauchs mit dem transzendentalen«, der in der *Kritik der reinen Vernunft* als Anhang die »Transzendente Analytik« beschließt. Kant selbst arbeitet hier an einer Art von Metakritik, in dem er auf die Funktion der Begrifflichkeit als solcher reflektiert. Dabei will er eine »gewisse Mißdeutung« beheben, die oft durch »Amphibolie der Begriffe« zustandekomme.²³ Für Herder hingegen zeigt sich im genannten Abschnitt, wie Kant »den gewöhnlichen Sinn der Worte verläßt« und so selbst »zeigt [...] wovon er redet, *Amphibolie der Worte*«, was er wiederum übersetzt als »Umherwerfen derselben«.²⁴

Von der »Amphibolie der Reflexionsbegriffe« zur »Amphibolie der Worte«: Diese Veränderung steht paradigmatisch für Herders gezielt veranstaltetes *misreading*. Sie steht aber auch für ein grundsätzliches Problem nicht nur der Begriffsreflexion, sondern auch der Begriffsgeschichte. Inwieweit lassen sich Untersuchungen über Bedeutungsgründe und Bedeutungsgeschichten von Wörtern – also Etymologie und historische Semantik – begriffsgeschichtlich funktionalisieren? In welchem Verhältnis stehen Begriffe zu Wörtern? In strikt logischer Hinsicht scheint einiges für eine klare Trennung zwischen beiden zu sprechen, doch in der reflektierenden Rede über Begriffe kommt man ohne Wörter nicht aus.²⁵ Herders Kant-Metakritik

liest sich über weite Strecken als hartnäckiges, oft gewollt begriffsstutziges Wiedereinspielen der Wörtlichkeit in die Begriffsreflexion. Genau damit soll die »ganze *akritische Amphibolie der Reflexionsbegriffe*« (478) zum Verschwinden gebracht werden. Gegen Kants kritisches Projekt führt Herder die emphatische Berufung auf Sprache ins Feld: »Eben dieser Bau menschlicher Sprache von ihrem Grunde aus vernichtet Grundaus [sic] das Spielwerk eines Gegenstandlosen Verstandes a priori.« (479)²⁶ Es ist bemerkenswert, dass hier ausgerechnet das Wortspiel (vom Grunde aus – Grundaus; Verstand – gegenstandslos) herhält, um das angeblich leere »Spielwerk« der Kant'schen Philosophie zu diskreditieren. Auch die Fußnote zum Ahnen hat eine solche vorwiegend polemische und, wenn man so will, performative Funktion. Herder fügt sie an einen Absatz über die verstandesmäßige Akzeptanz von Ursache-Wirkung-Verhältnissen an, die klar erkannt, aber auch dunkel geahnt werden könnten. Die Fußnote lautet:

»Ahnen ist wie Erkennen ein Geschlechtswort. Es hieß anfangen, anheben, ein Geschlecht anfangen, gebären. Daher Ahnen, (Vorfahren) Ahnherr, Ahnfrau, ähnlich. Ähnlich ist, in dem ich das Bild der Abkunft, der Ahnen wiederfinde: so ahne ich in der Wirkung die Ursache, in der Ursache die Wirkung, im Jetzt den Abstamm aus der Vergangenheit, die Zukunft. Sehe ich die Verknüpfung deutlich, so erkenne ich, was ich geahnt habe; der Traum des Ähnlichen oder Fortwirken wird zur Wahrheit. Ganz ein anderes ists mit dem Wort Ahnden, d.i. rächen, strafen. (Ob diesem Unterschiede in der kritischen Anthropologie gleich widersprochen worden, so bestehet er doch und ist erweislich.)« (480 f.)

Kants knappe Zurückweisung in der *Anthropologie* fordert hier erneuten Widerspruch; die Berichtigung kann nicht unberichtigt bleiben. Um so stärker ist die Geste, die Herder mit der Worterklärung vollführt, in der »der Traum des Ähnlichen« zur »Wahrheit« wird. Nach Kants nüchterner Pragmatik ist das eine vollendete Schwärmerei, wenn nicht Verrücktheit, und das um so mehr, als sie sich in forciert Weise wörtlich vollzieht. Herder lässt weitere Etymologien geradezu einschießen: Das Verb ›ahnen‹ hat mit den ›Ahnen‹ und diese wiederum mit ›ähnlich‹ zu tun, und

22 So der Kommentar von Hans Dietrich Irmscher in Herder: *Werke* (Anm. 9), Bd. 8, S. 1135.

23 Kant: *Kritik der reinen Vernunft* (1781/1787), in: ders.: *Werke* (Anm. 16), Bd. 3, S. 299 (A 280, B 336).

24 Herder: *Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft* (1799), in: ders.: *Werke*, Bd. 8 (Anm. 9), S. 303–640, hier S. 474. Weitere Nachweise mit Seitenangaben direkt im Text.

25 Nicht zuletzt deshalb argumentiert die Begriffsgeschichte oft mit der weitläufigen Kategorie des »Begriffswortes« (Joachim Ritter: Vorwort, in: ders. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Basel/Stuttgart 1971 Sp. III–XII, hier Sp. x). Vgl. zu diesem Problem Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2016, S. 148 (Begriffs-

worte bei Gadamer), 485 (Begriff und Wort bei Koselleck), 834 (interdisziplinäre Begriffsgeschichte »am Leitfaden des Begriffsworts«).

26 Zu Herders Einwänden gegenüber der Sprachvergessenheit Kants vgl. Müller/Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik* (Anm. 25), S. 36 f.

noch dazu zeigt es sich im Präfix ›an-‹ der Wörter ›anfangen‹ und ›anheben‹. Auch die argumentative Anschlussstelle dieser Etymologie – der Zugang zu Ursache-Wirkung-Verhältnissen über Erkenntnisse oder Ahnungen – wird entschieden auf Wörtlichkeit bezogen, wenn es heißt, sowohl ›Ahn‹ als auch ›Erkennen‹ seien »Geschlechtswort[e]«. Sie sind es in ihren Bedeutungen (wofür ›erkennen‹ als genealogischer Ausdruck der Lutherbibel mitzubedenken ist), sie sind es aber auch in ihrer generativen Potenz, also in dem, was Herder in seiner Sprachursprungsschrift als »Geschlechterschaffung der Sprache« und »Genetalien der Rede« bezeichnet hatte.²⁷ Das bereits erwähnte ›genetische Prinzip‹ Herders wird hier, im wörtlichen Bezug *des* Ahnens auf *die* Ahnen, als eine denkbar weit reichende ›Genea-Logik‹ lesbar.²⁸

Das sequenzielle Verfahren etymologischer Ähnlichkeitsstiftung soll dieser generativen Kraft zum Ausdruck verhelfen. Ineins damit wird historische Semantik zur Sprachmagie: Das Wort ›ahnen‹ heißt »anfangen, anheben« in der Weise, dass es auf diese Bedeutungen referiert, aber zugleich *heißt* es die Wörter (bringt es sie dazu), sich quasi selbsttätig fortzusetzen: »Ahnher, Ahnfrau, ähnlich«.²⁹ Solche Sequenzen haben ihre eigene Zeitlichkeit, die von sprachhistorischen Ableitungen und Folgerichtigkeiten grundsätzlich zu unterscheiden ist. Etymologie als Verfahren neigt entschieden zur Synchronizität und Synchronisierung.³⁰ Schon die Ableitung von »Uralterher« in Herders Fußnote zu seinem Zukunfts-Essay entzieht die Worterklärung gewissermaßen der historischen Plausibilisierung und sucht statt dessen Weg über den »Bau menschlicher Sprache von ihrem Grunde aus«. Das ist selbst eine ›ahnende‹ Art der Ursachenforschung, bei der man »im Jetzt den Abstamm aus der Vergangenheit, die Zukunft« dunkel vorschweben sieht.

27 Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772), in: ders.: *Werke* (Anm. 9), Bd. 1, S. 695–810, hier S. 739.

28 Vgl. zu dieser Begriffsprägung Sigrid Weigel: *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*, München 2006, dort S. 132 f. zur ›genetischen Kraft‹ bei Herder. Vgl. auch Ohad Parnes/ Ulrike Vedder/Stefan Willer: *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*, Frankfurt a.M. 2008, dort zu Herder S. 123–125 und 130 f.

29 Solche sequenziellen Verfahren finden sich etwas später in der romantischen Sprach- und Mythenforschung – bis hin zu Jacob Grimm. Vgl. Stefan Willer: *Poetik der Etymologie. Texturen sprachlichen Wissens in der Romantik*, Berlin 2003.

30 Vgl. ebd., S. 6–11.

*

Die hier rekonstruierte Debatte ist systematisch wie historisch aussagekräftig für den Zusammenhang von Begriffsgeschichte und Zukunftswissen. In systematischer Hinsicht gilt, dass die Zukunft als epistemischer Gegenstand in spezifischer Weise abwesend ist, so dass, wo immer vom Zukunftswissen die Rede ist, das Interesse sich darauf richten muss, wie sehr hinsichtlich der Zukunft das *Wissen* und die *Rede* aufeinander verwiesen sind. Daher ist von besonderer Bedeutung, mit welchen sprachlichen Mitteln auf Zukunft referiert wird. Die semantischen und semiotischen Überlagerungen von ›ahnen‹ und ›ahnden‹ im Deutschen machen das hohe Ausmaß an Undeutlichkeit erfassbar, durch das jedes Zukunftswissen charakterisiert ist. Diese Undeutlichkeit lässt sich unterschiedlich einordnen – als Gespür, Vermutung oder Konjektur, als Imagination oder Intuition, als Wechselspiel von Erfahrung und Erwartung, von Gedenken und Voraussehen –, und sie lässt sich auch unterschiedlich bewerten. Kants Folgerung, das Zukunftswissen letztlich auf die »Erwartung ähnlicher Fälle« zu beschränken, steht exemplarisch gegen Herders Hochschätzung des dunklen Zukunftssensoriums, der schicksalhaften Kausalität und des Vertrauens auf eine dereinst zuverlässigere »*Wissenschaft der Zukunft*«.

In historischer Hinsicht könnte man weitere Stationen des philosophischen Ahn(d)ungsbegriffs verfolgen, beginnend mit Jakob Friedrich Fries' 1805 erschienener Abhandlung *Wissen, Glaube und Ahndung*, in der diese »drey Arten des Fürwahrhaltens« oder auch »der Ueberzeugung« unterschieden werden, wobei die Ahndung (mit ›d‹) ihre Anschauungsgegenstände durch »das reine Gefühl« zustandebringt.³¹ Ebenfalls zu untersuchen wäre eine parapsychologische, ›geisteswissenschaftliche‹ Spur, beginnend mit Johann Heinrich Jung-Stilling's *Theorie der Geister-Kunde* (1808). Hier ist Ahnung (ohne ›d‹) »eine mehr oder weniger dunkle Empfindung von einer Sache, die jetzt in der Ferne geschieht, oder in der nahen Zukunft geschehen wird, ohne daß man den Grund von dieser

31 Jakob Friedrich Fries: *Wissen, Glaube und Ahndung* (1805), als Ndr. in: ders.: *Sämtliche Schriften*, hg. von Gert König und Lutz Geldsetzer, Bd. 3, Aalen 1968, S. 413–755, hier S. 491 und 504 (im Original S. 63 und 76). Wolfram Högbe hat im Umfeld seiner Studie *Ahnung und Erkenntnis* (Anm. 1) philosophiehistorisch über Fries gearbeitet, vgl. den von ihm gemeinsam mit Kay Herrmann herausgegebenen Band *Jakob Friedrich Fries. Philosoph, Naturwissenschaftler und Mathematiker*, Frankfurt a.M. u. a. 1999.

Empfindung in der Sinnenwelt finden kann.«³² In beiden Richtungen wird Ahn(d)ung als möglichst klar definierbares Konzept verwendet und in systematische Zusammenhänge gestellt, bei Fries mit ›Wissen‹ und ›Glauben‹, bei Jung-Stilling mit ›Visionen‹ und ›Erscheinungen‹. Was hingegen hier wie dort ausfällt, ist die komplexe Zeitlichkeit des Konzepts zwischen Gedenken und Zukunftsempfindung, wie sie Herder und Kant sowie später auch Grimm an der (Un-)Unterscheidbarkeit von ›ahnen‹ und ›ahnden‹ diskutieren.

Es bedarf aber nicht der Aktualisierung genau dieses semasiologischen Symptoms, um das Problem zu formulieren. So findet es sich etwa, zeitgleich mit den Herder- und Kant-Texten, in einer Notiz aus Novalis' *Blüthenstaub*-Fragmenten (1798) über Ahndung und Erinnerung. Schon im ersten Satz dieses Fragments werden beide zugleich unterschieden und zusammengebracht: »Nichts ist poetischer, als Erinnerung und Ahndung oder Vorstellung der Zukunft.« Das Verb steht bezeichnenderweise im Singular, die Substantive werden durch die Konjunktionen eher ineinandergeblendet als getrennt: Nichts ist poetischer als ›Erinnerung-und-Ahndung-oder-Vorstellung-der-Zukunft‹. Auch wenn in der Folge klarer »Vorstellungen der Vorzeit« mit »Erinnerung« und »Vorstellungen der Zukunft« mit »Ahndung« verbunden, erstere als »wehmütig« und letztere als »freudig« klassifiziert werden, kommt es doch abschließend wieder auf die Entdifferenzierung beider an. Sie soll in einer vergewärtigenden Tätigkeit des Geistes stattfinden, die die eigentlich poetische Tätigkeit ist: »Es giebt aber eine geistige Gegenwart, die beyde durch Auflösung identifiziert, und diese Mischung ist das Element, die Atmosphäre des Dichters.«³³

In eine ähnliche Richtung zielen Achim von Arnims Reflexionen zum Ahnungsvermögen der Kunst, die naturphilosophisch grundiert sind, aber auf eine poetische Erkenntnistheorie hinauslaufen.³⁴ Der Bereich der Ahnungen umfasst dabei sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft, perspektiviert aus dem kritischen Moment einer transitorischen Gegenwart – so wie in Handlungsführung und Struktur von Joseph

von Eichendorffs Roman mit dem formelhaften Titel *Ahnung und Gegenwart* (1812). Dass es sich hier weniger um Kunst-Metaphysik als um die Beschreibung eines technischen Vorgehens handelt, ließe sich ausführlicher an Richard Wagners Verwendung des Begriffspaares ›Ahnung und Erinnerung‹ erläutern. Wagner versteht die leitmotivischen ›Erinnerungen‹, die in bestimmten Situationen eines Musikdramas fortwährend re-aktualisiert werden können, zugleich als ›Ahnungen‹ weiterer (möglicher) zukünftiger Aktualisierungen: »melodische[] Momente, in denen wir uns der Ahnung erinnern, während sie uns die Erinnerung zur Ahnung machen«.³⁵ Die »absolute Orchestermelodie« erhält dabei die »vorbereitende« Funktion der *Ahnung* möglicher, im selben Werk noch kommender dramatischer Aktualisierungen. Wenn eine solche Aktualisierung stattfindet, stellt der melodische »›Gedanke‹ des Instrumentalmotives« folglich eine *Erinnerung* an jene vorgängige Ahnung dar. »Das Orchester soll den Charakter dieser Ahnung uns verdeutlichen, und vollständig kann es das nur, wenn es sie an eine Erinnerung knüpft.«³⁶

Eine spätere, gleichsam raunende Verwendung des Ahnungsbegriffs, wie sie etwa in den 1930er Jahren häufig vorkommt,³⁷ hat diesen operativen Aspekt eher verdeckt. Umso nachdrücklicher wäre daran zu erinnern, dass und inwiefern das Ahnen eine Angelegenheit der Ästhetik, der künstlerischen Praxis und der ›Kulturtechniken‹ war – und als solches einen spezifischen Anteil an der sattelzeitlichen »Entdeckung der Zukunft«³⁸ hatte. Dafür spricht die zunehmende Etablierung, ja Terminologisierung des Wortes ›Ahn(d)ung‹ in der Romantik; dafür sprechen aber auch schon Herders und Kants differenzierte Auseinandersetzungen um die Gründe und Abgründe von ›ahnen‹ und ›ahnden‹, um ihre wortgeschichtlichen Herleitungen und um die Möglichkeiten ihrer Operationalisierung zum Begriff.

32 Johann Heinrich Jung, gen. Stilling: *Theorie der Geister-Kunde, in einer Natur- Vernunft- und Bibelmäßigen Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse*, Nürnberg 1808, S. 100.

33 Novalis: »Blüthenstaub« (1798), in: ders.: *Werke, Tagebücher und Briefe*, hg. von Hans-Joachim Mähl/Richard Samuel, Bd. 2, München/Wien 1978, S. 227–285, hier S. 283 (Nr. 109).

34 Vgl. Büttner: *Poesis des ›Sozialen‹* (Anm. 8), S. 122 f.

35 Richard Wagner: *Oper und Drama* (1851), Teil 3: »Dichtkunst und Tonkunst im Drama der Zukunft«, in: ders.: *Sämtliche Schriften und Dichtungen. Volks-Ausgabe*, 16 Bde., Leipzig o.J. (1911), Bd. 4, S. 103–229, hier S. 201.

36 Ebd., S. 190 und 221. Vgl. Melanie Wald/Wolfgang Fuhrmann: *Ahnung und Erinnerung. Die Dramaturgie der Leit-motive bei Richard Wagner*, Kassel 2013, S. 28–32, 76–80; Stefan Willer: »Musik«, in: Bühler/Willer (Hg.): *Futurologien* (Anm. 8), S. 457–467.

37 Vgl. Hans Kern (Hg.): *Geheimnis und Ahnung. Die deutsche Romantik in Dokumenten*, Berlin 1938; Ernst Bertram (Hg.): *Vom Künftigen. Ahnung und Bereitung*, Berlin 1939; Bernt von Heiseler: *Ahnung und Aussage* [Essays], München 1939.

38 So Hölschers Formel (vgl. Anm. 2).

(IN-)SECURITY SICHERHEIT UND NICHTVERFÜGBARKEIT

Sandra Pravica

Sicherheit kann, wenn sie zu sehr forciert wird, Unsicherheit hervorbringen oder in ihr Gegenteil umschlagen. Dies ist mittlerweile ein Allgemeinplatz, für den sich in sicherheitsrelevanten Bereichen entsprechend viele Beispiele finden lassen. Der vorliegende Beitrag geht der Rolle von Unverfügbarem oder Nichtverfügbarem für den Begriff der Sicherheit nach, mit besonderer Berücksichtigung von dessen Zukunftsbezug. Damit soll die Zweiseitigkeit von Sicherheit in einer spezifischen Hinsicht begrifflich differenziert werden. Die Vermutung ist, dass Aspekte des Unverfügbaren durch eine besondere Zukunftsgerichtetheit des Sicherheitsbegriffs Relevanz erhalten. Diese Fragestellung rührt von meiner Erforschung quantitativer, vor allem digitaler Voraussageverfahren im militärischen und Sicherheitsbereich her. Von daher ist hier von ›Sicherheit‹ vor allem in der Wortverwendung die Rede, wie sie in politischen Kontexten anzutreffen ist, insbesondere im Sicherheitsdiskurs seit dem 11. September 2001. Es geht also in einem weiten Verständnis um das ›klassische‹ Feld der Sicherheit, um nationale und internationale Sicherheit – jedoch nicht ausschließlich. Einen wichtigen Ausgangspunkt bildet aber die These, dass das vorausschauende Wissen, welches im Zusammenhang von politischen Sicherheitsmaßnahmen und von Militär zum Einsatz kommt, in besonderer Weise von Nichtverfügbarem respektive Unverfügbarem bestimmt wird.¹ Hierdurch sind epistemologische Unterschiede zu prognostischem Wissen etwa in naturwissenschaftlichen Bereichen, der Wirtschaft oder Ökologie gegeben. Die spezielle Rolle des Unverfügbaren im politischen und militärischen

Kontext wird beispielsweise an der eminenten Rolle des ›Feindes‹ in diesen Domänen, durch Nicht-Wissen um dessen Pläne, Mittel oder zukünftiges Verhalten als ein sich epistemologisch bemerkbar machender Faktor deutlich.² Ein weiteres Beispiel ist, dass bei militärstrategischen und Sicherheitsmaßnahmen im besonderen Maße Geheimwissen im Spiel ist, das sogenannte *classified knowledge*, welches nicht nur der breiteren Öffentlichkeit, sondern auch der Verfügbarkeit, Prüfung und Diskussion einer *scientific community* entzogen ist.³

Dieser Beitrag geht nun vor allem begrifflich-historischen Aspekten des Zusammenhangs von ›Sicherheit‹ und ›Unverfügbarkeit‹ nach, wobei ich historisch und konzeptuell vor allem an ›Sicherheit‹ interessiert bin.⁴ ›Unverfügbarkeit‹ oder ›Nichtverfügbarkeit‹ wird unterdessen in weiten Teilen heuristisch gebraucht, zum Zwecke der Zusammenschau bestimmter Phänomene. Nichtsdestotrotz soll vorausgeschickt werden, dass »Unverfügbarkeit« als Begriff zuerst in den 1930er Jahren auftauchte, beim Theologen Rudolf Bultmann, in Zusammenhang mit Überlegungen zur Unverfügbarkeit Gottes, zur Unverfügbarkeit eines unverfügbaren Seienden und zur Unverfügbarkeit des

1 Vgl. Zum Begriff des Unberechenbaren in diesem Zusammenhang: Sandra Pravica: »Variablen des Unberechenbaren. Eine Epistemologie der Unwägbarkeiten quantitativer Voraussageverfahren in Sicherheit und Militär«, in: *Jahrbuch Technikphilosophie* 3 (»Technisches Nichtwissen«) (2017), S. 123–146.

2 Vgl. etwa Eva Horn/Sara Ogger: »Knowing the Enemy. The Epistemology of Secret Intelligence«, in: *Grey Room* 11 (2003), S. 58–85; sowie Eva Horn: *Der geheime Krieg. Verrat, Spionage und moderne Fiktion*, Frankfurt a. M. 2007.

3 Vgl. ebd., und Peter Galison: »Removing Knowledge«, in: *Critical Inquiry* 31 (2004), S. 229–243.

4 Die Verknüpfung mit dem Begriff der Unverfügbarkeit wurde bisher in den aktuellen Debatten zu Sicherheit nicht erforscht. Reflektiert werden dagegen Begriffe wie ›Nichtwissen‹ oder ›uncertainty‹. Vgl. etwa Christopher Daase/Oliver Kessler: »Knowns and Unknowns in the ›War on Terror‹: Uncertainty and the Political Construction of Danger«, in: *Security Dialogue* 38 (2007) 4, S. 411–434.

Menschen über sich selbst. Auch das Adjektiv »unverfügbar« war zuvor im Deutschen nicht geläufig.⁵

Im Hinblick auf aktuelle *security policy* haben Autoren wie Ulrich Bröckling, Richard Grusin oder Brian Massumi auf eine zeitliche Logik hingewiesen, die sich mit dem spätestens seit dem zwanzigsten Jahrhundert selbst rechtfertigenden Titelwort der »Sicherheit« respektive den entsprechenden Sicherheitsmaßnahmen insbesondere seit dem 11. September 2001 implementiert.⁶ Mit diesen Beiträgen kommt der Zukunftsbezug von Sicherheit zur Geltung, der mir für Aspekte des Unverfügbaren besonders relevant erscheint. Im Rahmen der von den Autoren aufgezeigten Logik gilt es, stets den *worst case* anzunehmen, diesen gleichsam vorwegzunehmen, um dann dem Kommenden ohne Gefahr eines nachfolgenden Traumas begegnen zu können. Lässt man sich auf eine solche temporale Konfiguration ein, so muss die »Zukunft immer schon vorvermittelt und –bedacht« worden sein, »bevor sie sich in Gegenwart oder Vergangenheit verwandelt«, am besten aber natürlich bevor sie jemals passiert.⁷ Ziel dessen ist neben dem zuvorkommenden Vermeiden eines Übels der Zustand einer *preparedness*, des Gewappnetseins für das Schreckliche und zugleich der Aufschub desselbigen.⁸ In der von den Autoren aufgezeigten Konstellation lässt sich von Unverfügbarkeit in zweifacher Hinsicht sprechen, zum einen in Bezug auf Sicherheit – diese scheint hier einen sich nie vollständig realisierenden und sich entziehenden Zustand zu meinen –, zum anderen in Bezug auf das tatsächliche Übel, die Bedrohung, deren wirkliches Eintreten in der beschriebenen Dynamik stets fraglich bleibt und die damit einen fiktiven Charakter erhält.

»Sicherheit und Unsicherheit sind komplementäre Begriffe,« schreibt der Soziologe Hans Braun in den 1970er Jahren.⁹ Bereits bei einigen genaueren Bestimmungen einer solchen Komplementarität oder des eingangs bemerkten Wechselverhältnisses von Sicherheit und Unsicherheit – vorsichtig könnte man es auch ein dialektisches Verhältnis nennen –, die Autoren vor mehreren Jahrzehnten vornahmen, sind Momente von Entzug und Unverfügbarkeit im Spiel. Andrea Schrimm-Heins stellt in ihrer begriffshistorischen Studie, auf die ich mich im folgenden öfter beziehe, unter anderem heraus, dass das Bedürfnis nach Sicherheit eng mit der Erfahrung von Unsicherheit zusammenhängt. Sicherheit würde dann zum Thema, wenn Unsicherheit sich ausbreitet. Von daher würde der Wunsch nach Sicherheit aus der Erfahrung des Entbehrens von Sicherheit erwachsen.¹⁰ Auch der Soziologe Franz-Xaver Kaufmann gibt an, dass sich die Wertschätzung von Sicherheit erst mit der »Mangellage« der Unsicherheit ergibt.¹¹ Schrimm-Heins gibt dieser Beobachtung darüberhinaus eine historische Pointe, wenn sie behauptet, »[J]e unsicherer die Lebensumstände in der Moderne empfunden werden, desto umfassender werden die Sicherheitserwartungen des Menschen.«¹² Die Feststellung, dass Sicherheit und Unsicherheit wechselseitig aufeinander verwiesen sind, beziehungsweise dass der Begriff der Sicherheit durch die Abwesenheit von Unsicherheit bestimmt ist, mag mittlerweile trivial anmuten. Eine aktuellere politische Wendung erfährt die Problematik allerdings angesichts von Fällen, in denen Unsicherheit diskursiv und mit politischem Kalkül erzeugt wird.¹³ Für die von mir ins Auge gefasste Fragestellung – dem Zusammenhang von Sicherheit und Unverfügbarkeit – ist es jedoch zunächst relevant, dass gewissermaßen eine Schiefelage – die Nichtverfügbarkeit von bestimmten

5 Vgl. H. Vorster: »Unverfügbarkeit«, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 11 (U–V), Darmstadt 2001, S. 331–336, hier S. 334 f.

6 Vgl. Ulrich Bröckling: »Dispositive der Vorbeugung. Gefahrenabwehr, Resilienz, Precaution«, in: Christopher Daase/Philipp Offermann/Valentin Rauer (Hg.): *Sicherheitskultur. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr*, Frankfurt a. M. 2012, S. 93–108; Richard Grusin: *Premeditation. Affect and Mediality After 9/11*, Basingstoke 2010; Brian Massumi: »Fear (The Spectrum Said)«, in: *Positions* 13 (2005) 1, S. 31–48.

7 Vgl. Grusin: *Premeditation* (Anm. 6), S. 4, 12.

8 Vgl. Bröckling »Dispositive« (Anm. 6), S. 102; sowie Massumi »Fear« (Anm. 5), S. 35. Ein solches permanentes Vorbereitetsein wird jüngst als aktuelles Paradigma von Sicherheitspolitiken unter dem Begriff der Resilienz diskutiert, den Stefan Kaufmann als einen neuen Modus »Unsicherheit zu regieren« herausstellt. Vgl. Stefan Kaufmann: »Resilienz als Sicherheitsprogramm. Zum Janusgesicht eines Leitkonzepts«, in: Martin Endreß/Andrea Maurer (Hg.): *Resilienz im Sozialen*, Wiesbaden 2015, S. 295–312, hier S. 296.

9 Vgl. Hans Braun: *Soziales Handeln und soziale Sicherheit: Alltagstechniken und gesellschaftliche Strategien*, Frankfurt a. M./New York 1978, S. 17.

10 Vgl. Andrea Schrimm-Heins: »Gewissheit und Sicherheit: Geschichte und Bedeutungswandel der Begriffe certitudo und securitas« (Teil I), in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 34 (1991), S. 123–213, hier S. 125.

11 Vgl. Franz-Xaver Kaufmann: *Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem. Untersuchungen zu einer Wertidee hochdifferenzierter Gesellschaften*, Stuttgart 1973, S. 15.

12 Andrea Schrimm-Heins: »Gewissheit und Sicherheit: Geschichte und Bedeutungswandel der Begriffe certitudo und securitas« (Teil II), in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 35 (1992), S. 115–213, hier S. 204.

13 Vgl. etwa Achim Saupe: »Von ›Ruhe und Ordnung‹ zur ›inneren Sicherheit‹. Eine Historisierung gesellschaftlicher Dispositive«, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 7 (2010), S. 170–187.

Gütern, eine Mangellage respektive, allgemeiner gesprochen, die Abwesenheit von Sicherheit – den theoretischen Ausgangspunkt für das Denken von und Bestrebungen nach Sicherheit bildet. Denn es ergibt sich damit erst eine asymmetrische Wertigkeit von Sicherheit als Positivem, Wünschenswertem – jedoch Abwesendem – und Mangel und Unsicherheit als Gegenwärtigem, zu überwindendem, und Negativem. Sicherheit wird dabei stets als ›potentiell‹ verfügbar gesetzt. Durch diesen Aufschub der Verfügbarkeit von Sicherheit in die Zukunft eröffnet sich außerdem die für den Sicherheitsbegriff charakteristische Zeitachse, welche auch den Ausgangspunkt der oben angeführten aktuellen theoretischen Positionen bildet. Die Nichtverfügbarkeit von Sicherheit zu einem bestimmten Jetzt-Zeitpunkt, wird von der Annahme überlagert – und kompensiert –, dass sie zu einem späteren Zeitpunkt verfügbar sein wird.

Wenn aktuell im – weit gefassten – politischen Kontext von Sicherheit die Rede ist, dann fungiert der Begriff als ein »Wortsymbol« mit »Aufforderungscharakter«, wie Kaufmann es ausdrückt.¹⁴ »Sicherheit« ist im zwanzigsten Jahrhundert zu einem politischen Schlagwort geworden und steht seitdem als ebenbürtiger Begriff neben klassischen Forderungen wie »Demokratie«, »Freiheit« oder »Fortschritt«.¹⁵ Für dieses aktuelle – und hier als Ausgangspunkt interessierende – Verständnis von Sicherheit ist ein begriffsgeschichtlicher Einschnitt maßgeblich, den man auch als einen epistemologischen Bruch im Sinne Gaston Bachelards bezeichnen könnte.¹⁶ Die hierfür ausschlaggebende Veränderung des Begriffs vollzieht sich damit, dass Sicherheit im 16. und 17. Jahrhundert in den Staatstheorien politischer Denker zum Staatszweck erhoben wird. Die für mich mit dem Sicherheitsbegriff verknüpfte Problematik hebt von daher hier an, auch wenn sich die Geschichte der Begriffe Sicherheit und *security* bereits im ersten vorchristlichen Jahrhundert ansetzen lässt.

Vorab möchte ich dennoch auf Aspekte der Etymologie und frühen Begriffsverwendung von ›Sicherheit‹ eingehen, was aus meiner Perspektive dann eher der ›Vorgeschichte‹ und nicht der Geschichte des aktuellen Sicherheitsbegriffs zuzurechnen wäre. In Bezug auf die erwähnte Ambiguität des Begriffs ist

dies dennoch interessant. Als zweites komme ich auf die Bedeutung von Sicherheit für die Staatstheorie von Thomas Hobbes zu sprechen. Anschließend gehe ich auf das sogenannte »*security-paradox*«, respektive weitere Aspekte der Zweischneidigkeit des Sicherheitsbegriffs ein. Diese versuche ich in einem weiteren Schritt mit einer These von Franz-Xaver Kaufmann zu historisieren, um einen inneren Widerspruch des aktuellen Sicherheitsbegriffs zu artikulieren.

Sowohl der deutsche Ausdruck ›Sicherheit‹ als auch das englische ›*security*‹ lassen sich auf das lateinische Wort *securitas* zurückzuführen, das sich aus der Vorsilbe *se* (von *sine* – ›ohne‹) und *cure* (›Sorge‹) zusammensetzt. Es taucht so zunächst im ersten vorchristlichen Jahrhundert in den philosophischen Schriften von Cicero auf, dieser nimmt die Nominalisierung des schon früher vorfindlichen Adjektivs *securus* vor.¹⁷ In dieser frühen Verwendung in der lateinischen Literatur sind wiederum drei Verwendungsweisen vorfindlich: zunächst die naheliegende Bedeutung der »Sorglosigkeit«, sowohl in einem positiven als auch in einem negativen Sinn; des weiteren eine Verwendungsweise, die mehr in Richtung der Sicherheit im aktuellen Verständnis geht. »Sorglosigkeit« im positiven Sinne findet sich vor allem im Kontext philosophischer Überlegungen, speziell bei Cicero und Seneca. Cicero definiert *securitas* als das Fehlen von Kummer und Besorgnis.¹⁸ Weitere Beispiele von *curae*, von Sorgen, die – in dieser – positiven Gebrauchsweise von *securitas* vermieden oder eliminiert werden sollen, da sie die Gelassenheit des Philosophen trüben würden, sind Begierde, Elend oder Not, Furcht, Vergnügen und Ärger.¹⁹ Bei Seneca bezeichnet *securitas* auch eine fehlende Todesfurcht, wie man sie bei Kindern und »Narren« antreffe und die von Weisen durch die Anstrengung der Vernunft wiedergewonnen werden könne. *Securitas* hilft, »das Leben mit seinen Schwierigkeiten zu meistern. [...] *Securitas* macht die Seele stark, auch Schicksalsschläge zu bewältigen.«²⁰ In einem negativen Sinne wird *securitas* dagegen gebraucht, wenn sie zur Nachlässigkeit wird, wenn durch sie Wachsamkeit und Verbindlichkeit verloren gehen – es geht um ein ›sich zu sicher fühlen‹. Ein Wortgebrauch, der in Richtung des heutigen Sicherheitsbegriffs geht, taucht etwa 100 bis 200 Jahre später auf. An diesem

14 Vgl. Kaufmann: *Sicherheit* (Anm. 10), S. 124.

15 Vgl. Schrimm-Heins: »Gewissheit I« (Anm. 10), S. 123.

16 Zum Begriff des epistemologischen Bruchs vgl. Gaston Bachelard: »Der Begriff des Erkenntnishindernisses«, in: ders.: *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes*. Frankfurt a. M. 1978, S. 46–58.

17 Vgl. John T. Hamilton: *Security. Politics, Humanity, and the Philology of Care*, Princeton, N.J. 2013.

18 Vgl. Schrimm-Heins: »Gewissheit I« (Anm. 10), S. 133.

19 Vgl. Hamilton: *Security* (Anm. 17), S. 51 f.

20 Schrimm-Heins: »Gewissheit I« (Anm. 10), S. 136.

lassen sich zwei Aspekte unterscheiden, zum einen der der subjektiven Sicherheit, des Gefühls von Sichersein; und zum anderen eine objektive Sicherheit, die sowohl objektive Gefährlosigkeit bedeuten als auch im Sinne von Pfand, Garantie oder Quittung verstanden werden kann. In der Rechtsterminologie hat sich letzteres bis heute durchgehalten.²¹ Um kurz zusammenzufassen, was ich an der Etymologie für die hier interessierende Nuancierung von Sicherheit relevant finde: In der anfänglichen Verwendungsweise ist *securitas* – dies ist bereits mit der Wortherkunft *sine cura* gegeben – vorwiegend negativ bestimmt, durch Abwesenheit von Sorgen, Kummer, Gefahren oder auch durch die Abwesenheit eines Guts, für welches ein Pfand gegeben wird.

Im 16. und 17. Jahrhundert wird die Thematik der Sicherheit verstärkt zum Gegenstand des politischen Denkens. Sicherheit fungiert in der Folge als ein zentraler Begriff in staatstheoretischen Entwürfen. Als ein herausragendes Beispiel für die theoretische Auseinandersetzung politischer Denker mit Sicherheit in der frühen Neuzeit kann das Werk von Thomas Hobbes herangezogen werden, insbesondere dessen Schriften *De Cive* von 1642 und *Leviathan* von 1651.²² Mit Hobbes, so Schrimm-Heins, wird die Sicherheitsfrage »zum Dauergegenstand der politischen Philosophie«. ²³ Für den Zusammenhang von Sicherheit und Unverfügbarkeit scheinen mir vor allem drei Aspekte des Hobbesschen staatstheoretischen Ansatzes relevant. Zunächst ist festzuhalten, dass in Hobbes' Staatsentwurf als Erfahrungshorizont ein Verlust der Stabilisierung durch äußere transzendente Sicherheiten (wie religiöse Gewissheit und kirchliche Ordnung) sowie eine Erschütterung der staatlichen Ordnung durch den Bürgerkrieg zwischen monarchischen und parlamentarischen Kräften in England einhergehen. Mit seinem Staatskonzept wird dies gewissermaßen kompensiert. Vor diesem Hintergrund sucht Hobbes neue Grundfeste für das Zusammenleben der

Menschen zu konstruieren, welche zugleich helfen, Sicherheit als zentralen Zweck des Staates zu implementieren.²⁴ Für Schrimm-Heins, die Hobbes' Staatsentwurf als »Zeugnis für eine Situation, in der es an metaphysischer Gewißheit ebenso wie an physischer Sicherheit fehlt«²⁵ ansieht, findet mit dessen theoretischer Intervention und Fokussierung auf Sicherheit ein Wandel von einer Stabilisierung durch Gewissheiten von außen, hin zu einer Stabilisierung statt, die nur noch von innen her gedacht wird.²⁶ Als erster, für die vorliegende Problematik relevanter Aspekt wäre also zu nennen, dass es sich bei der Sicherheit, um die Hobbes bemüht ist, um eine weltimmanente Sicherheit des – physischen – Daseins handelt. Sein Entwurf versucht, ohne Metaphysik und transzendente Autoritäten auszukommen.

Die – theoretische – Herstellung einer solchen diesseitigen Sicherheit im Staat bewerkstelligt Hobbes – und dies wäre der zweite relevante Aspekt –, indem er das Selbsterhaltungsstreben des Menschen, welches er als rational kalkulierendes voraussetzt, in den Mittelpunkt rückt. Der Staat ist dabei die Institution, die zugleich durch die Selbsterhaltung der rational Handelnden errichtet wird und die die wechselseitige Sicherung der nach Selbsterhaltung strebenden Individuen garantiert.²⁷ Da Hobbes nun unter Selbsterhaltung nicht lediglich die schiere Aufrechterhaltung des Lebens versteht, sondern die Sicherung und Fortführung eines »guten« Lebens im Sinn hat, erhält der Sicherheitsbegriff hier eine neue, sich auf Zukunft beziehende Komponente. Denn es geht auch um eine, künftigen Wohlstand und Glück garantierende, »*securitas futuri temporis*«. ²⁸ So soll festgehalten werden, dass Hobbes die Selbsterhaltung als eine auf die Zukunft gerichtete Handlung eines rational kalkulierenden Individuums konzipiert. Mit der Ermöglichung des Handelns, welches selbst auch die Zukunft ermöglicht, kommen zwei entscheidende – vorher nicht dagewesene – Momente ins Spiel, welche auch in der aktuellen Sicherheitsproblematik eine wichtige Rolle spielen. Die Ausdehnung der Sicherheit auf die Zukunft rückt wiederum die Gegenwart, respektive das gegenwärtige Handeln in ein neues Licht. Denn die jeweils eigene Tat ist das einzige Mittel, das der auf sich selbst gestellte Mensch zur Erlangung von Sicherheit einsetzen kann, durch sie »sichert« er sich gewissermaßen seine Zukunft. »Von der Kraft seiner

21 Vgl. ebd., S. 137.

22 Vgl. Schrimm-Heins: »Gewissheit II« (Anm. 12), S. 172; vgl. Thomas Hobbes: *Leviathan*, in: ders.: *The English Works of Thomas Hobbes of Malmesbury*, William Molesworth (Hg.), 11 Bde., Aalen 1961/62 (Nachdruck der Ausgabe London 1839–1845); sowie: ders.: *De Cive*, in: Thomae Hobbes: *Malmesburiensis Opera Philosophica quae Latine scripta Omnia*, William Molesworth (Hg.), 5 Bde., Aalen 1961/62 (Nachdruck der Ausgabe London 1839–1845). Ein weiterer, diesbezüglich relevanter Autor ist Samuel Pufendorf. Vgl. Schrimm-Heins: »Gewissheit II« (Anm. 12), S. 188.

23 Vgl. Schrimm-Heins: »Gewissheit II« (Anm. 12), S. 188. Für die politisch-semantic Praxis wäre diese Aussage je nach Kontext zu differenzieren. Vgl. etwa Saupe: »Von ›Ruhe und Ordnung‹« (Anm. 13).

24 Vgl. ebd., S. 175.

25 Vgl. ebd., S. 202.

26 Vgl. ebd., S. 127.

27 Vgl. ebd., S. 177.

28 Ebd.

Tat in der Gegenwart erhält er [der Mensch, S.P.] die Sicherheit der Zukunft geschenkt«, wie Schrimm-Heins es zuspitzt.²⁹ Im Zuge dessen wird der zu Beginn als Ausgangspunkt des Sicherheitsstrebens genannte Mangel in die Zukunft projiziert. Die Furcht vor künftiger Knappheit oder einem kommenden Übel fungiert damit als Motivator für Sicherheitsbestrebungen eben zur Prävention dieses zukünftigen Mangels in der jeweiligen Gegenwart.

Der dritte, für die Thematik des Unverfügbaren interessante Aspekt rührt von Hobbes' methodischem Vorgehen bei der Rechtfertigung seines Staatssystems her. Bekanntermaßen konzipiert er die Sicherheit im Staatszustand als Negation eines Naturzustandes. Damit kommen die zwei gegensätzlichen Zustände des Berechenbaren und Unberechenbaren ins Spiel. Hobbes entwirft den Naturzustand als ein Szenario der Abwesenheit staatlicher Herrschaft, das durch die Konkurrenz der Individuen, deren vollkommene Vereinzelung, durch den vielzitierten ›Krieg aller gegen alle‹ gekennzeichnet ist.³⁰ Sicherheit und Frieden sind in diesem Zustand unverfügbar. Es mangelt an Verlässlichkeit und Ordnung – der Naturzustand wird als gänzlich unberechenbarer Zustand dargestellt.³¹ In diesem gibt es keinerlei Einschränkung der ›Freiheit‹. Der Sicherheit garantierende Staatszustand wiederum gestaltet sich in der Folge als eine Negation des Naturzustandes. Hobbes entwirft dabei den Staat als eine Institution, die der Unzulänglichkeit des menschlichen Handelns Einhalt gebietet, als eine rationale Konstruktion, die das menschliche Zusammenleben verlässlich und berechenbar machen soll.³² Als Gegenleistung für die Garantie der Sicherheit verlangt der Staat, dass der Einzelne ein Stück seiner – im Naturzustand uneingeschränkten – individuellen Freiheit abgibt. Ohne hier darauf einzugehen zu können, wie Freiheit bei Hobbes genau konzipiert ist, soll jedoch festgehalten werden, dass die Sicherheit in seinem Staatsentwurf durch eine Art Handel auf Kosten individueller Freiheit erreicht wird, welche durch das theoretische Konstrukt des Naturzustandes bestimmt ist. Zusammenfassend ist an Hobbes' Staatsentwurf für die Diskussion des jüngeren Sicherheitsbegriffs relevant: Der Staatszweck der Sicherheit wird – unter anderem – durch die theoretische Voraussetzung eines auf die Zukunft gerichteten Handelns in der Gegenwart ermöglicht. Dabei werden – in der Umkehrung des Naturzustandes – sowohl das Handeln

als auch Risiken und Gefahren rational berechenbar, sie können mit Sicherheiten aufgewogen werden. Mit einem Kommentar John Hamiltons zum kalkulatorischen Gegeneinanderaufwiegen von ›Sicherheit‹ und ›Freiheit‹ komme ich auf den aktuelleren Sicherheitsdiskurs zurück:

»We learn that security is being ›increased,‹ ›reduced,‹ or ›enhanced.‹ In other words, through quantification, a citizen may be asked or even be willing to sacrifice a certain amount of liberty in order to obtain a certain amount more of security, especially when an imminent, grave threat outweighs whatever equilibrium has formerly been conceived as normal. Yet, is it possible to submit experiential risks and protections to a quantifiable analysis? How can it ever be determined that the curtailment of a certain liberty would necessarily lead to a decrease in a specific risk? What would be the basis for such an exact trade-off?«³³

Die Basis des ›Handels‹ mit der Freiheit, nach der Hamilton fragt, ist bei Hobbes die theoretische Annahme eines Naturzustandes. In Bezug auf den neueren Sicherheitsdiskurs ist diese Frage tatsächlich schwieriger zu beantworten.

Wenn aktuell in kritischer Hinsicht auf Sicherheit Bezug genommen wird, so wird häufig – wie eingangs angemerkt – auf eine der Sicherheit und dem Sicherheitsbegriff inhärente Ambivalenz, gewissermaßen deren ›Rückseite‹ hingewiesen. Diese artikuliert sich etwa darin, dass Sicherheitsmaßnahmen zugleich Unsicherheit hervorbringen, bei John Hamilton heißt es: »In striving to eliminate apprehension, in turning the alleviation of worry into a pressing source of worry, security unworks itself.«³⁴ Hamilton weist darauf hin, dass die »Maßnahmen, Konzepte und Behauptungen zur Sicherheit, die seit einigen Jahrzehnten, wie niemals zuvor, über fast alle Kanäle unserer politischen, sozialen und individuellen Existenz zirkulieren«, zugleich als Garant von *safety* und als Quelle von Instabilität fungieren.³⁵ Er stellt dabei besonders die Konsequenzen für das subjektive Erleben heraus. Sicherheitsmaßnahmen, so Hamilton, können unsere Alltagswelt in einen gefährlichen Ort verwandeln, indem sie ständig bisher ungeahnte Bedrohungen ins Bewusstsein rufen und uns an unsere Fragilität und Verwundbarkeit erinnern.³⁶

29 Ebd.

30 Vgl. ebd., S. 180.

31 Vgl. ebd., S. 181.

32 Vgl. ebd., S. 188.

33 Hamilton: *Security* (Anm. 17), S. 292.

34 Ebd., S. 10.

35 Vgl. ebd., S. 12 (meine Übersetzung, S.P.).

36 Vgl. ebd., S. 9.

Eine weitere Seite der Ambiguität von Sicherheit wird im Bereich der Internationalen Beziehungen in der Politikwissenschaft unter dem Schlagwort »*security-paradox*« diskutiert. Als einer der ersten hat der Politikwissenschaftler John Herz 1950 vom *security paradox* gesprochen. Er versteht darunter eine Situation, in der Staaten in eine Art Sog geraten, Sicherheitsmaßnahmen zu implementieren, womit letztere sich im Endeffekt als Quellen von Unsicherheit herausstellen:

»They [states] are driven to acquire more and more power in order to escape the impact of the power of others. This, in turn, renders the others more insecure and compels them to prepare for the worst. Since none can ever feel entirely secure in such a world of competing units, power competition ensues, and the vicious circle of security and power accumulations on.«³⁷

Vor John Herz sprach bereits der Wirtschaftswissenschaftler Allan Fisher 1947 in seinem Buch *Fortschritt und soziale Sicherheit* die »Unberechenbarkeit« von Sicherheit an:³⁸

»Gerade weil diese Probleme leider so selten klar ins Auge gefaßt werden und wir dementsprechend eine etwas nebelhafte Vorstellung von der Bedeutung des Begriffs Sicherheit haben, laufen wir oft Gefahr, Maßnahmen nur Gewährleistung der Sicherheit zu ergreifen, die, wenn ihre Folgen sich voll auswirken, sich als etwas von unseren Erwartungen völlig Verschiedenes entpuppen.«³⁹

In den verschiedenen, mehr oder weniger kritischen Kommentaren wird also mittels der Figur einer Ambivalenz, eines Paradoxons, gewissermaßen auf eine Bodenlosigkeit des Sicherheitsstrebens verwiesen, auf eine unberechenbare und zugleich Unsicherheit generierende Rückseite von Sicherheit.

Neben den in den Zitaten genannten »destabilisierenden« Momenten, welche aktuell Sicherheit als Begriff kennzeichnen, taucht jedoch auch – ebenfalls in

kritischer Hinsicht – ein völlig gegenläufiges Moment auf. Es wird der Vorwurf oder das Bedenken geäußert, dass mit dem umfassenden Sicherheitsdenken etwas Wesentliches des menschlichen Lebens oder wichtige Aspekte desselben gerade stillgestellt oder verhindert werden. Als exemplarisch für die Tatsache, dass das Sicherheitsstreben allgemein mehr beklagt als gelobt wird, und dafür, dass es zu einem Topos der deutschen Kulturkritik geworden ist, führt Kaufmann ein Zitat aus dem 1960 erschienenen Buch *Der Mann von heute. Seine Gestalt und seine Psychologie* von Joachim Bodamer an. Darin wird beklagt, »daß der Mann von heute [1960; S.P.], der wie ein motorisierter Gott die Räume durchstürmt, in seinem persönlichen Leben nichts stärker scheut als das Risiko, [...] daher ist der Gott, vor dessen Altar er die üppigsten Opfer darbringt, die Sicherheit, verstanden als Sicherung gegen alle Bruchigkeiten, Überraschungen und Unsicherheiten, die seine beinahe perfekte Versicherungswelt erschüttern könnten.«⁴⁰ Eine Textstelle, die das Moment der Stillstellung besonders zuspitzt, findet sich in Jean Baudrillards *Symbolic Exchange and Death* im Rahmen eines Kommentars zum »Security-Mythos«, wie er es nennt – interessanterweise geht es ebenfalls ums Autofahren. Das Sicherheitsverlangen wird hier als etwas dargestellt, das einen quasi-Todeszustand herbeiführt:

»Thus car safety: mummified in his helmet, his seatbelt [ceinture de sécurité], all the paraphernalia of security, wrapped up in the security myth, the driver is nothing but a corpse, closed up in another, non-mythic, death, as neutral and objective as technology, noiseless and expertly crafted. Riveted to his machine, glued to the spot in it, he no longer runs the risk of dying, since he is already dead. This is the secret of security, like a steak under cellophane: to surround you with a sarcophagus in order to prevent you from dying.«⁴¹

Ich plädiere dafür, dass die zwei damit aufgezeigten gegenläufigen Momente – zum einen die Unberechenbarkeit und Bodenlosigkeit von Sicherheit, die mit dem *security-paradox* und der Ambiguität von Security angesprochen sind, und zum anderen das Moment der Stilllegung, das im letzten Zitat mit dem Bild des Sarkophags besonders pointiert zur Geltung

37 John Herz: »Idealist Internationalism and the Security Dilemma«, in: *World Politics* 2 (1950) 2, S. 157–180, hier S. 157.

38 In den folgenden Jahrzehnten, im Kontext des Kalten Krieges, bemühte man sich hingegen verstärkt um eine – quantitative – Berechenbarmachung von Risiken und Sicherheit. Vgl. Herman Kahn: *On Thermonuclear War*, Princeton, NJ 1961.

39 Allan G. B. Fisher: *Fortschritt und soziale Sicherheit*, Bern 1947.

40 Joachim Bodamer: *Der Mann von heute seine Gestalt. Seine Psychologie*, Stuttgart 1960, S. 230; zitiert nach Kaufmann: *Sicherheit* (Anm. 11), S. 86.

41 Jean Baudrillard: *Symbolic exchange and death*, London/Thousand Oaks 1993, S. 177.

kommt – beide den aktuellen Sicherheitsbegriff bestimmen.

Abschließend möchte hierzu eine These des Soziologen Franz-Xaver Kaufmann einbringen, die sich auf eben genau diese beiden gegenläufigen Tendenzen des aktuellen Sicherheitsbegriffs mittels einer Historisierung des Zukunftsbegriffs bezieht.⁴² Mit ihr lassen sich Aspekte der Unverfügbarkeit insbesondere hinsichtlich der Zukunft explizieren. Kaufmann widmet sich dieser Problematik in seinem Buch *Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem* im Kapitel »Zeitlichkeit als Horizont der Thematisierung von Sicherheit«.⁴³ Das Resultat seiner Überlegungen lautet – dies kann vorweg genommen werden –, dass es bei der Idee der Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem stets um die Vernichtung der Zeitlichkeit von Zukunft geht.⁴⁴ Nach Kaufmann sind im »gegenwärtigen« Sicherheitsdiskurs – er schrieb sein Buch vor gut 40 Jahren – zwei Auffassungen von Zukunft aktiv. Zum einen ist von »Zukunft« in einem vornezeitlichen, ahistorischen Sinn die Rede. Zukunft wird hier noch nicht als Unbestimmtes und als eine Zeitdimension verstanden. Zugleich wird Zukunft im Zusammenhang mit Sicherheit, andererseits, in einem modernen zeitbezogenen Sinn verwandt.⁴⁵ In der Folge würden mindestens zwei verschiedene, komplexe Konzeptionen von Sicherheit im öffentlichen Bewußtsein um Anerkennung ringen – eine der beiden Konzeptionen bezeichnet eine »verlorene«, die andere eine »zu gewinnende« Sicherheit. Die verlorene Sicherheit beziehe sich auf eine Sozialverfassung, die sich selbst als ahistorisch versteht, und auf eine vornezeitliche Bewußtseinslage, für die die Zeit keine Rolle spielt. Die andere Auffassung einer »zu gewinnenden Sicherheit« referiert auf einen, seit dem 17. Jahrhundert allmählich im Modus der Zeitlichkeit gedachten Begriff von Zukunft. In seiner Beziehung zur Sicherheitsthematik lässt sich mit letzterem, so Kaufmann, ein strategischer Punkt des modernen Bewußtseinswandels sprachlich fassen. In dieser Hinsicht stützen Kaufmanns Ausführungen meinen Ansatz, die Geschichte des aktuellen Sicherheitsbegriffs mit Thomas Hobbes' Positionen anzusetzen.⁴⁶

In der ersten, ahistorischen Verwendungsweise und Wertbesetzung des Wortes Sicherheit geht es sowohl um den »verbreitete[n] Wunsch als auch die generell akzeptierte Norm, Zukunft müsse sichergestellt, verfügbar sein, damit man ihrer gewiß und deshalb beruhigt sein könne.«⁴⁷ Eine volle Realisierung dieses Postulats ist zwar laut Kaufmann unwahrscheinlich, gleichzeitig sei es aber nicht gänzlich utopisch, da teilweise Verwirklichungen möglich seien. Die Möglichkeiten und Grenzen der modernen Planungsmethoden würden dies anschaulich zeigen.⁴⁸ Auch würde damit ein charakteristischer Zug der Technik, des Versicherungswesens und des Rechts abgebildet.⁴⁹ Er spezifiziert weiter, dass diese Tendenz zur Sicherstellung beim gegenwärtigen Sinn von Zukunft nur als Zukunftsbewältigung oder -überwältigung denkbar sei. Zukunft werde dabei als fortdauernde Gegenwart gedacht, auch in der Alltagssprache sei dies zu registrieren.⁵⁰

Mit dem zweiten von Kaufmann eingebrachten, dem »aufgeklärten« Sinn von Zukunft kommt das Zukünftige dagegen als wesentlich Ungewisses, Unverfügbares und damit als »Unsicheres schlechthin« zur Geltung. Konstitutiv hierfür sei, dass der Mensch als zeitliches, historisches Wesen angesehen wird, welches eine »Zukunft hat«, ohne über sie verfügen zu können.⁵¹ Er sieht also in diesem Zukunftsverständnis »Freiheit« eben gerade an die Unverfügbarkeit des Zukünftigen gebunden. Der Mensch könne überhaupt nur als frei gedacht werden, insofern er Zukunft in einem solchen Verständnis habe. In dieser Hinsicht stellt sich der zweite Sinn von Zukunft als eine Negation des ersten heraus: Zukunft sei Zukunft überhaupt nur insofern, als sie nicht fortdauernde Gegenwart, Dauer und Bestand sei. Sie sei vielmehr das Kommende, noch nicht Daseiende und deshalb Unverfügbare. Freiheit heißt in dieser Auffassung, noch ungewisse Möglichkeiten ergreifen zu können. Der Mensch »existiert« als freies Wesen insoweit, so Kaufmann, als er über noch Unverfügbares verfügen kann, insofern als die Zukunft noch nicht fest gegeben ist.⁵² Man könnte dies auch als eine positive Akzeptanz von Kontingenz begreifen. Das aufgezeigte Spannungsfeld von einerseits stillgestellter fortdauernder Gegenwart, und andererseits einer Zukunft als schlechthin nicht Verfügbares, ließe sich auch als

42 Kaufmann konnte sich – Anfang der 1970er Jahre – noch nicht auf das Buch von Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979 beziehen.

43 Vgl. Kaufmann: *Sicherheit* (Anm. 11), S. 156.

44 Vgl. ebd., S. 157.

45 Ebd., S. 157 f.

46 Vgl. ebd., S. 160.

47 Ebd., S. 156.

48 Vgl. ebd.

49 Vgl. ebd.

50 Vgl. ebd.

51 Vgl. ebd., S. 159.

52 Vgl. ebd., S. 159 f.

ein Vorschlag sehen, das Gegeneinanderaufwiegen von Sicherheit und Freiheit unabhängig von einem Naturzustand und als ein mit dem Zukunftsbegriff verbundenes und damit selbst als ein historisches Problem zu denken.⁵³ Mit Kaufmanns Überlegungen lässt sich außerdem das Verhältnis von »Sicherheit und Nichtverfügbarkeit«, welches ich diesem Beitrag als Titel vorangestellt habe, differenzieren in die »stillstellende Verfügbarmachung« und die »Unverfügbarkeit von Zukunft«.

Mit der Überprüfung der Ambiguität des Sicherheitsbegriffs und dessen Zukunftsbezug anhand einer Zusammenschau hierfür relevanter Aspekte des Unverfügbaren konnten in diesem Beitrag vor allem die ›Rück-‹ oder ›Kehrseiten‹ von ›Sicherheit‹ begrifflich ausdifferenziert werden. Im Zuge dessen habe ich mit Kaufmanns – auch nach über 40 Jahren noch interessanten – Überlegungen zum Zusammenhang von Sicherheit und Zukunft den Vorschlag gemacht, dass die Rede von »Zukunft« im Kontext von Sicherheitsanliegen aktuell zwei gegenläufige Momente in sich vereint: sowohl das Stillstellen von, als auch das Offensein für Möglichkeiten. Dies kann als eine Differenzierung und Aktualisierung der ›subjektiven‹ Seite der persönlichen Sicherheits-Verantwortung des – zukunftsgerichteten – Handelns jedes einzelnen, wie sie in Hobbes' Staatsentwurf einging, gelesen werden. Inwieweit es innerhalb dieses Spannungsfeldes – zwischen dem Einlassen auf Kontingenzen und dem Festhalten von bereits Sichergestelltem – in der Macht des individuellen, zukunftsorientierten Handelns steht, sich tatsächlich für das eine oder das andere zu ›entscheiden‹, muss an dieser Stelle jedoch dahingestellt bleiben.

53 Vgl. ebd., S. 157.

EMERGENZ UND ZUKUNFT

Tatjana Petzer

Das Fremdwort ›Emergenz‹ (von lat. *emergere* ›auftauchen‹, ›emporsteigen‹, ›sich zeigen‹) ist im frühen 19. Jahrhundert für ›sich Ereignendes‹ als auch ›Berühmtwerden‹ gebräuchlich; darüber hinaus ist in der Rechtssprache das ›emergens novum‹ als »ein sich hervorthuender neuer Umstand, wodurch die Sache eine andere Gestalt gewinnt« verankert.¹ Während sich in den 1870er Jahren in der deutschen Botanik ›Emergenzen‹ als Fachbegriff der Pflanzenmorphologie etabliert,² werden in der englischen Philosophie die qualitativen Eigenschaften des menschlichen Bewusstseins, die als solche nicht aus der Mikrostruktur des Gehirns ableitbar sind, als ›emergent‹ beschrieben.³ Damit wurde der Grundstein für die evolutionären Theorien des *Emergentismus* zu

Beginn des 20. Jahrhundert gelegt und die Konjunktur eines Emergenzbegriffs befördert, der dessen Wortbedeutungen ›sudden‹, ›unexpected‹⁴ mit ›novelty‹⁵ verknüpfte. Seither wird dieser Begriff zur Erklärung herangezogen, wie das Neue in die Welt kommt.

Theorien der Emergenz definierten aus rückblickender Perspektive emergente Phänomene als nicht vorhersehbare Qualitätssprünge. Ungeachtet der historischen Betrachtung und der prinzipiellen Unvorhersagbarkeit scheint der Emergenzdiskurs dennoch immer schon Zukunftswissen über Komplexität und spontane Ordnungsbildungsprozesse generiert zu haben. Verschiedene systemtheoretische Ansätze des 20. Jahrhunderts setzten hier an und schufen nicht zuletzt die Voraussetzung für innovative IT-Technologien, dank derer das Emergente, Neue und damit Zukünftige bereits heute die Gegenwart infiltriert. Damit befindet sich auch das Erklärungsmodell der Emergenz im Umbruch. Um diesen nachzuzeichnen, folgt mein Beitrag aus verschiedenen Perspektiven den Bewegungen des Begriffs vom *Emergentismus* bis hin zur angewandten Forschung im Bereich des *Emergent Computing*.

1 *Neues Zeitungs- und Conversations-Lexikon oder Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung vorkommenden Gegenstände. Mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der ältern bis auf die neuesten Zeiten.* Bd. 2: E–K. Wien 1812, S. 31. Vgl. auch J[ohann] D[aniel] F[riedrich] Rumpf: *Vollständiges Wörterbuch zur Verdeutschung der in unsere Schrift- und Umgangs-Sprache eingeschlichenen, fremden Ausdrücke; nebst Erklärung der wichtigsten sinnverwandten Wörter. Ein Sprachschatz für Alle, die im Schreiben und Sprechen sich reindeutsch, edel und richtig auszudrücken wünschen.* 2. vermehrte u. verbesserte Ausgabe. Berlin 1819, S. 92.

2 Mit dem Pluralwort ›Emergenzen‹ werden schuppige oder stachelige Auswüchse von haarähnlichen Oberflächenstrukturen im engeren Sinne unterschieden, wenn sie nicht wie letztere nur aus den Epidermiszellen, sondern wie bspw. die Stacheln der Rose unter Beteiligung subepidermaler Gewebe entstehen. Ferdinand Gustav Julius von Sachs: *Lehrbuch der Botanik, nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft.* 3. vermehrte und stellenweise neubearbeitete Aufl. Leipzig 1873, S. 144.

3 George Henry Lewes: *Problems of Life and Mind. First Series: The Foundations of a Creed.* 2 Bde. London 1874–1875, Bd. I, S. 246.

4 N[athan] Bailey: *An Universal Etymological English Dictionary.* 20th ed., with considerable improvements. London et. al. 1763, o.S. [299].

5 Vgl. C[onwy] Lloyd Morgan: *Emergence of novelty.* London 1933. Vom Prinzip des Neuen geleitet ist auch die Metaphysik der Kreativität von Alfred North Whitehead: *Process and Reality: An Essay in Cosmology; Gifford Lectures Delivered in the University of Edinburgh During the Session 1927–1928.* New York 1929.

I.

Anfänge des emergentistischen Denkens lassen sich über die mehrbändige Abhandlung *Problems of Life and Mind* (1874–1879) des englischen Philosophen George Henry Lewes auf John Stuart Mills philosophisches Hauptwerk *A System of Logic* (1843) zurückführen. Mill erörterte darin komplexe Wirkungszusammenhänge in chemischen Verbindungen und Organismen anhand ihrer Ganzes-Teile-Relationen und unterschied, je nachdem ob die Wirkung bzw. Eigenschaft aus der Summe der Einzelteile bzw. beteiligten Faktoren deduziert werden konnte oder nicht, gegensätzliche Formen. Am Beispiel der Eigenschaften etwa von Wasser wurde veranschaulicht, dass einige Entitäten keine Superposition von Einzelwirkungen der zugrundeliegenden Elemente darstellen. Die aus der Reaktion von Wasserstoff und Stickstoff entstehende dritte, neuartige Substanz war mehr als die Summe der Bestandteile.⁶ Die von Mill getroffene Unterscheidung von *homopathischen* vs. *heteropathischen* bzw. *abgeleiteten* vs. *letzten* Gesetzen fasste Lewes begrifflich in die Opposition von *resultierenden* (mechanisch-additiven) und *emergenten* (übersummativen) Eigenschaften.⁷ Anders als der Befund der Chemie entstammten die Emergenzphänomene *Leben* und *Bewusstsein*, auf die Lewes letztlich sein Augenmerk richtete, einer experimentell nicht nachvollziehbaren bzw. die Beobachtung ausschließenden Komplexitätsebene organischer Organisation.⁸

Theoriebildend wurde der Begriff der Emergenz in den 1920er Jahren mit dem britischen und amerikanischen *Emergentismus*. Dieser war keine homogene Bewegung mit einer einheitlichen Auffassung von Emergenz, ihre Vertreter waren vielmehr durch die Annahme hierarchischer Existenzstufen verbunden, die sich durch die Entwicklung von höheren aus niederen Ordnungen bildeten.⁹ In der zeitgenössi-

schen Debatte um die Natur des Lebendigen nahm die evolutionäre Kosmologie der Emergentisten eine Gegenposition sowohl zum biologischen Mechanismus als auch zum Vitalismus ein.¹⁰ Entsprechend der naturalistischen Grundhaltung des Emergentismus setzte sich das Universum aus materiellen Bausteinen zusammen und brachte durch deren Interaktion immer wieder genuin Neuartiges hervor, und zwar emergente Eigenschaften, Strukturen und Systeme bis hin zu Naturgesetzen, deren Entstehung ihrer Auffassung nach zwar determiniert, aber vor ihrem erstmaligen Auftreten nicht vorhersagbar waren. Emergente Evolution (lat. *evolvere*, ›entfalten‹) ist folglich nicht die Ent-Faltung bereits angelegter Eigenschaften, sondern das Eintreten neuer, höherer Existenzstufen durch Diskontinuität und somit ein sprunghafter Zuwachs an Komplexität.¹¹

Veranschaulicht wurde dieser Entwicklungsprozess als hierarchische Ordnungsrelation, und zwar in Form einer Stufenpyramide, an deren Spitze sich die zukünftige Stufe der Evolution befand – eine erst emergierende Existenzstufe, die der in Manchester

born 32007, S. 76 f., 99–128. Auf die Nähe zur Gestalttheorie verwies bereits Ludwig von Bertalanffy in seiner Schrift *Theoretische Biologie. Erster Band: Allgemeine Theorie, Physikochemie, Aufbau und Entwicklung des Organismus*. Berlin 1932, worin er die Begriffe ›emergent‹ und ›resultant evolution‹ mit ›Gestalt‹ und ›Summe‹ gleichsetzte (ebd., S. 94). Zeitnahe Rezeption der britischen Emergenzphilosophie vgl. Rudolf Metz: *Die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Grossbritannien. Bd. 2: Jüngere Strömungen (Ende 19. und Anfang 20. Jahrhundert)*, Leipzig 1935, S. 189–202; Konstantin Spetsieris: *Das Formproblem in der Naturphilosophie der Gegenwart*. München 1938, S. 67.

10 An Lewes' Terminologie anknüpfend C[onwy] Lloyd Morgan: *Emergent Evolution: the Gifford lectures, delivered in the University of St. Andrews in the year 1922*. London 1923. Ders.: ›A concept of the organism, emergent and resultant‹, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 27 (1926), S. 141–176. Ders.: *Life, Mind, Spirit*. London 1926. Weitere Vertreter in Großbritannien und Amerika waren Samuel Alexander: *Space, Time, and Deity. The Gifford Lectures At Glasgow 1916–1918*, 2 Bde. New York 1920. Roy Wood Sellars: *Evolutionary Naturalism*. Chicago/London 1922. C[harles] D[unbar] Broad: *The Mind and its Place in Nature*. Edinburgh 1925.

11 Konrad Lorenz, österreichischer Zoologe und erster Systematiker einer evolutionären Erkenntnistheorie, kritisierte den Begriff der Emergenz, da die deutsche Wortbedeutung nur ein ›Auftauchen‹ suggeriere, bei dem etwas bereits Existentes, lediglich bislang Verborgenes, zum Vorschein komme. Da das Emergente aber aus den Eigenschaften und Relationen der zugrundeliegenden Elemente und Relationen nicht erklär- und ableitbar ist, prägte er für das Hervortreten von Neuartigem den Begriff der Fulguration (von lat. *fulgur*, ›Blitz‹). Vgl. Konrad Lorenz: *Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens*. München u. a. 1973, S. 48 ff.

6 Vgl. John Stuart Mill: *A System of Logic, Ratiocinative and Inductive. Being a Connected View of the Principles of Evidence and the Methods of Scientific Investigation*. New York 1869, S. 211.

7 Vgl. Lewes: *Problems of Life and Mind* (Anm. 3) II, S. 412–415.

8 Vgl. ebd., I, S. 190 und 246, *passim*.

9 Vgl. David Blitz: *Emergent Evolution. Qualitative Novelty and the Levels of Reality*. Dordrecht 1992. Ideengeschichtlich weniger wirksam waren die Texte von Johann Christian Reil, Hermann Lotze, Gustav Theodor Fechner und Wilhelm Wundt, deren Positionen vor dem bzw. unabhängig vom Emergentismus emergenztheoretische Überlegungen enthielten und so als »kontinentale Anfänge des emergentistischen Denkens« gelten. Vgl. Achim Stephan: *Emergenz: Von der Unvorhersagbarkeit zur Selbstorganisation*. Pader-

lehrende Philosoph Samuel Alexander als das Göttliche (*deity*) bezeichnete: »Deity is thus the next higher empirical quality to mind, which the universe is engaged in bringing to birth. [...] Deity [...] emerges when certain complexities and refinements of arrangements have been reached.«¹² Das Göttliche bezeichnet so die Integration der natürlichen Mannigfaltigkeit und deren Teilhabe am unendlichen Ganzen des Raum-Zeit-Kontinuums.¹³ Dieses Argument ist nicht nur deshalb verwirrend, weil im Emergentismus eigentlich keine übernatürliche Kräfte referiert werden, sondern auch weil es auf einer in die Zukunft vorausschauenden Weltsicht beruht. Zudem offenbart sich eine innere Spannung im Emergentismus, und zwar zwischen dem – auch von Alexander – vertretenen Determinismus, der die Welt samt »Prognostiker« in Gestalt eines Laplace'schen Dämons denkbar macht, welcher aus den Informationen früherer Zustände zukünftige Zustände vorausberechnen und vorhersagen könne, und der prinzipiellen Unvorhersagbarkeit emergenter Qualitätssprünge.¹⁴ Letztere ließen sich nur durch einen gewissen Grad an Indeterminismus erklären. Dadurch stünde selbst ein »mathematischer Erzengel«¹⁵ vor der unlösbaren Aufgabe, eine Weltformel für zukünftige Emergenzen aufzustellen.

II.

Ungeachtet oder gerade aufgrund seiner begrifflichen Unschärfe wurde der Emergenzbegriff im Laufe des 20. Jahrhunderts in verschiedenen Disziplinen der Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften zunehmend zum Dachbegriff für Phänomene, die plötzlich und unerwartet auftraten und als qualitativ bzw. evolutionär neue Zustände auf der Makroebene gewertet wurden. Diese Konjunktur ging einher mit einer gewissen Arbitrarität und Nivellierung von teils notorisch überbewerteten Neuheiten, die schließlich mit jedem beliebigen Wandel assoziiert¹⁶ und lako-

nisch kommentiert wurden: »There is nothing new in novelty.«¹⁷

Sowohl die Begriffskonjunktur wie auch die Emergenzkritik setzten jedoch nicht selten bei vage formulierten Grundsätzen an. Dazu zählt auch der Satz, wonach das Ganze mehr sei als die Summe seiner Teile, der auf ein verkürztes Aristoteles-Zitat zurückgeht.¹⁸ Die Emergentisten, die sich mit der Frage der Relation zwischen dem Ganzen und seinen Teilen auseinandersetzten, zitierten nicht explizit Aristoteles,¹⁹ auch wenn Lewes' bahnbrechende Studie über dessen naturwissenschaftliches Werk die Anschlussfähigkeit des antiken Denkens für die Wissenssynthese des 19. Jahrhunderts aufzeigte.²⁰ Dass sich der Wissenschaftsphilosoph Ernest Nagel Mitte der 1950er Jahre in seiner Kritik des Emergentismus gegen den aristotelischen Satz als Kernthese des Holismus positionierte,²¹ zeigt lediglich, wie sehr sich die Konturen der Positionen von Emergentismus und Holismus verwischten.

Das Scheitern des Reduktionismus führte um 1970 zu einer Renaissance emergentistischer Positionen, allen voran in der Philosophie des Geistes und in den Kognitionswissenschaften, die zur Kreativität und zu konnektionistischen Netzphänomenen forschten.²² Im

12 Alexander: *Space, Time, and Deity* (Anm. 10) II, S. 348.

13 Ebd., I, S. 39; II, S. 397.

14 Vgl. Stephan: *Emergenz* (Anm. 9), S. 47 f.

15 Broad: *The Mind and its Place in Nature* (Anm. 10), S. 71.

16 Vgl. die Kritik des US-amerikanischen Philosophieprofessors Charles A. Baylis: »The philosophical functions of emergence«, in: *The Philosophical Review* 38 (1929), S. 372–384. Da der Emergenzdiskurs allein das »Auftauchen« von Eigenschaften fokussiere, vernachlässige er das »Abtauchen« (*submergence*), also das Verschwinden von Eigenschaften. Zudem stehe eine Neuheit nicht ausschließlich für Evolution, sondern kann ebenso Devolution bedeuten.

17 C[arlton] W. Berenda: »On Emergence and Prediction«, in: *Journal of Philosophy* 50 (1953), S. 269–274, hier S. 270.

18 Der vielzitierte Satz ist eine Verkürzung bzw. Paraphrase eines Zitats am Ende des VII. Buches (Z) der *Metaphysik*: »Das, was aus Bestandteilen so zusammengesetzt ist, dass es ein einheitliches Ganzes bildet, nicht nach Art eines Haufens, sondern wie eine Silbe, das ist offenbar mehr als bloß die Summe seiner Bestandteile«. Aristoteles: *Metaphysik*, aus dem Griech. von Adolf Lasson. Jena 1907, S. 129 (Erste Abteilung. Die Hauptstücke, IV »Das begriffliche Wesen«).

19 Nur Lloyd Morgan zitiert diesen Satz unter Bezugnahme auf Wundt. Vgl. Lloyd Morgan: *Emergent Evolution* (Anm. 10), S. 13 f. Vgl. auch das Kapitel »Whole and Parts; and Number«, in: Alexander: *Space, Deity and Time* (Anm. 10) I, S. 312–319.

20 George Henry Lewes: *Aristotle: a chapter from the history of science including analyses of Aristotle's scientific writings*. London 1864. Dt.: *Aristoteles: ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles*, aus dem Engl. von Julius Victor Carus. Leipzig 1865, S. V.

21 Ernest Nagel: »On the statement »The whole is more than the sum of its parts««, in: Paul Felix Lazarsfeld/Morris Rosenberg (Hg.): *The Language of Social Research. A Reader in the methodology of social research*. New York 1955, S. 519–527. Zur Emergenzkritik durch Kritik an der Kernthese des Holismus vgl. auch Stephan: *Emergenz* (Anm. 9), S. 147–154.

22 Vgl. Mario Bunge: »Emergence and the Mind«, in: *Neuroscience* 2 (1977), S. 501–509. Karl R. Popper/John C. Eccles:

Mittelpunkt der Debatte stand die These der *downward causation*,²³ wonach »(nicht-reduktive) emergente Eigenschaften komplexer Systeme kausal (abwärts) auf Bestandteile des Systems wirken«²⁴. Auch systemische Theorien über Selbstorganisation, Synergie, Chaos und Komplexität beschreiben in diesem Sinne emergentes Verhalten – teils mit holistischer, teils mit spezifischer Terminologie. Hermann Haken, der in den 1970er Jahren ausgehend von der Laserphysik die später auf andere Wissenschaftsbereiche übertragene Synergetik (»Lehre vom Zusammenwirken«)²⁵ begründete, spricht vom »Versklavungsprinzip«, wonach im Zustand der Instabilität ein Ordnungsparameter (auch »Moden« oder kurz: »Ordner«) den einzelnen Teilsystemen seine Ordnung aufzwingt und damit einen Phasenübergang und ein neues makroskopisches Muster herbeiführt. Nicht vorhersagbar bleibt der durch die Ordner bewirkte neue Zustand. Dieses Prinzip der Selbstorganisation ist vergleichbar mit der oben genannten Abwärtskausalität.²⁶ Gestützt auf das Konzept der Autopoiesis²⁷ folgte auch Niklas Luhmann in seiner Theorie sozialer Systeme von 1984 dieser Annahme. Für ihn ist Emergenz nicht ewige »Akkumulation von Komplexität« noch dauerhafter Zustand, sondern eine Unterbrechung und Neubeginn einschließende Dynamik der Wechselwirkung.²⁸ Auf dieser Grundannahme basiert auch das Verständnis sozialer Systeme als Zusammenwirken von Personen

(Bewusstseinträgern) durch autopoietische Kommunikation; letztere stellte Luhmann als »emergente Realität« an die Seite von Leben und Bewusstsein.²⁹

Ende der 1990er Jahre entwickelte der Philosoph Achim Stephan eine Systematik für den in historischen wie zeitgenössischen Theorien kursierenden Emergenzbegriff, unter dessen Dach die verschiedensten Phänomene in einem Spektrum von *schwacher (epistemologischer)* bis *starker (ontologischer)* Emergenz subsumiert werden.³⁰ Zur Unterscheidung emergenter Eigenschaften bzw. Dispositionen von nicht-emergenten dienten die Merkmale der Neuartigkeit, Irreduzibilität und Struktur-Unvorhersagbarkeit. Stephan definierte Spielarten der Emergenz, die zueinander in logischer Beziehung stehen.³¹ Ausgangspunkt ist der *schwache Emergentismus* mit drei charakteristischen Merkmalen: physischer Monismus, systemische Eigenschaften, synchrone Determiniertheit. Wird diesen Merkmalen durch die Neuartigkeitsthese eine zeitliche Dimension hinzugefügt, entsteht die Spielart des *schwachen diachronen Emergentismus*; geht man von nicht-resultierenden Systemeigenschaften bzw. der Irreduzierbarkeitsthese aus, erhält man den *synchronen Emergentismus*. Bei Erweiterung der schwachen Spielart durch Neuartigkeit und Irreduzibilität resultiert daraus ein *starker diachroner Emergentismus*. Entscheidend ist hier das zusätzliche Merkmal der Struktur-Unvorhersagbarkeit, wonach »die Struktur eines neu entstehenden Systems prinzipiell unvorhersagbar ist, obwohl die Eigenschaften des Systems im Prinzip aus den Eigenschaften seiner Bestandteile und deren Anordnung deduziert werden können«.³² Daraus ergibt sich, je nach Berücksichtigung der Irreduzierbarkeitsthese, entweder ein *diachroner Strukturemergentismus* oder *starker diachroner Strukturemergentismus*.

Stephans Kritik richtet sich gegen die System- und Selbstorganisationstheorien, mit denen der Emergenzbegriff zum Modeterminus avancierte, und zwar

The Self and Its Brain: An Argument for Interactionism. London/New York 1977. Vgl. auch neuere Publikationen: Achim Stephan: »Emergenz in kognitionsfähigen Systemen«, in: Michael Pauen/Gerhard Roth (Hg.): *Neurowissenschaften und Philosophie. Eine Einführung*, München 2001, S. 123–154. Philip Clayton: *Mind and Emergence: From Quantum to Consciousness*. Oxford 2004.

- 23 Donald T. Campbell: »Downward Causation« in Hierarchically Organized Biological Systems«, in: Francisco J. Ayala/Thomas Dobzhansky (Hg.): *Studies in the philosophy of biology: Reduction and related problems*. California 1974, S. 179–186.
- 24 Stephan: *Emergenz* (Anm. 9), S. 204.
- 25 Hermann Haken: *Synergetics. An Introduction. Nonequilibrium Phase Transitions and Self-Organization in Physics, Chemistry and Biology*. Berlin 1977. Populärwiss.: ders.: *Erfolgsgeheimnisse der Natur. Synergetik: Die Lehre vom Zusammenwirken*. Stuttgart 1981.
- 26 Vgl. Stephan: *Emergenz* (Anm. 9), S. 237. Da die Ordner aber durch das Zusammenwirken der Teile geschaffen werden, liegt im Verständnis der Synergetik »zirkulärer Kausalität« vor.
- 27 Luhmann stützte sich auf das Mitte der 1970er Jahre von den Biologen Humberto Maturana und Francisco Varela entwickelte Modell der Autopoiesis zur Beschreibung geschlossener lebender Systeme; dieses versammelt die Eigenschaften selbsterzeugend, selbstorganisierend, selbstreferentiell und selbsterhaltend.
- 28 Niklas Luhmann: *Soziale Systeme*. Frankfurt a. M. 1984, S. 43 f.

-
- 29 Niklas Luhmann: »Was ist Kommunikation?«, in: Fritz B. Simon (Hg.): *Lebende Systeme: Wirklichkeitskonstruktionen in der Systemischen Therapie*. Berlin 1988, S. 10–18, hier S. 12.
- 30 Stephan: *Emergenz* (Anm. 9). Vgl. auch Achim Stephan: »Eine kurze Einführung in die Vielfalt und Geschichte emergentistischen Denkens«, in: Thomas Wägenbaur (Hg.): *Blinde Emergenz? Interdisziplinäre Beiträge zu Fragen kultureller Evolution*. Heidelberg 2000, S. 33–49. Ders.: »Emergente Eigenschaften«, in: Ulrich Krohs/Georg Toepfer (Hg.): *Philosophie der Biologie*. Frankfurt a. M. 2005, S. 88–105.
- 31 Vgl. Stephan: *Emergenz* (Anm. 9), S. 71 (Abb.).
- 32 Ebd., S. 70.

ohne dass dieser kritisch hinterfragt bzw. theoretisch in Hinblick auf die neuen Ansätze ausgeführt wurde.³³ Der Emergenzbegriff, der dabei zur Anwendung kommt, um das aus einer »besonderen Prozessdynamik«³⁴ beförderte makroskopische Systemverhalten zu charakterisieren (neue, von den Eigenschaften der Komponenten nicht herleitbare, jedoch allein durch deren Wechselwirkung bestimmte Qualität)³⁵, bleibt ein *schwacher*. Dieser grenzt emergente kaum von vermeintlich emergenten bzw. nicht-emergenten Eigenschaften ab, die auch einfach als »systemische« gelten könnten.³⁶ Emergenz ist kein Regelfall der Selbstorganisation. Nicht selten erweist sich die »neue Qualität«, also die makroskopische Systemeigenschaft, die von den Eigenschaften oder Relationen der Komponenten selbstorganisierender Systeme hervorgerufen wird, als nicht irreduzibel und folglich als nicht synchron emergent. Die durch spontane Strukturbildung entstehenden neuen Systemeigenschaften sind im Allgemeinen nicht als neuartige Qualitäten im Sinne der diachronen Emergenz zu verstehen. Nicht emergent ist das Verhalten selbstorganisierender Systeme auch dann, wenn es mathematisch beschreibbar und im Prinzip vorhersagbar ist. (Vgl. das o. g. Beispiel der Synergetik, die qualitativ neues Systemverhalten auf das Zusammenwirken der Teile zurückführt und durch die mathematische Beschreibung komplexer Selbstorganisationsprozesse fundiert.) Unter den Modellen der Selbstorganisation trägt in erster Linie die Chaosforschung zur Emergenztheorie bei, da sie nichtlineare deterministische Systeme beschreibt, welche prinzipiell unvorhersagbare, nicht ableitbare Strukturen und damit struktur-emergentes Verhalten entwickeln könnten.³⁷

Abgesehen von der fehlenden theoretischen und terminologischen Stringenz ist die Emergenzforschung dem paradigmatischen Blick auf das Ganze verhaftet. Dieser sich stetig fortsetzende epistemologische Wandel ließ den US-amerikanischen Physiker und Nobelpreisträger Robert Betts Laughlin den Schluss ziehen, dass die Naturwissenschaften den Wechsel von einem Zeitalter des Reduktionismus in ein *Zeitalter der Emergenz* vollzogen haben. Es ginge nicht mehr darum, die Natur in immer kleinere Teile zu

zerlegen und deren Verhalten zu studieren. Vielmehr richte sich der Blick auf das kollektive Ganze, auf die Selbstorganisation der Natur.³⁸ Die Einsicht, dass die Suche nach einer Weltformel angesichts neuer Erkenntnisse auf dem Gebiet der Selbstorganisation an ihre Grenzen gekommen ist, wirkt weniger beunruhigend als die dadurch eröffneten Möglichkeitsräume für Brückenschläge zwischen den Natur- Sozial- und Geisteswissenschaften³⁹ und damit auch für zukünftige Forschung jenseits der klassischen Theorien.

III.

Mit Blick auf das Entropiegesetz sind emergente Phänomene physikalisch unwahrscheinliche Zustände. Doch Leben definiert sich, so bereits der Physiker Erwin Schrödinger, gerade durch die Aufnahme und Speicherung von »negative entropy«, um Energieverlust und Zerstörung entgegenzuwirken.⁴⁰ Der österreichische Zoologe und Wissenschaftstheoretiker Rupert Riedl (1925–2005) folgte Schrödingers Erklärungsmodell mit der Überzeugung, dass ökologischen, ökonomischen und kulturellen Ordnungen die Möglichkeit negentropischer Emergenz inhärent sei.⁴¹ Riedl ist Gründungspräsident des Club of Vienna, der eine an diesem Emergenzpotential ausgerichtete Zukunftsforschung betreibt. Anders als der Club of Rome, der mit einer Studie *The Limits to Growth* (1972) hervortrat, befasst sich der Club of Vienna nicht mit den Grenzen, sondern vielmehr mit den Ursachen des Wachstums. Beide international-interdisziplinären Vereinigungen betonten – aus scheinbar gegenläufigen Perspektiven, aber immer mit Blick auf die Zukunft, – zum einen den Determinismus komplexer Systeme, zum anderen deren chaotisches Verhalten. Langfristige Auswirkungen auch geringster

33 Vgl. Stephan: *Emergenz* (Anm. 9), S. 232. Stephan bezieht sich dabei insbesondere auf den Band von Wolfgang Krohn/Günter Küpper (Hg.): *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*. Frankfurt a. M. 1992.

34 Krohn/Küpper: *Emergenz* (Anm. 33), S. 7 f.

35 Vgl. ebd., S. 389 (Glossar).

36 Vgl. Stephan: *Emergenz* (Anm. 9), S. 240.

37 Vgl. ebd., S. 72, 242 ff.

38 Vgl. Robert B. Laughlin (Hg.): *Abschied von der Weltformel. Die Neuerfindung der Physik*. München/Zürich 2009, S.122.

39 Vgl. u. a. Maximilian Boost: *Naturphilosophische Emergenz. Vermittler im Dialog zwischen Naturwissenschaft und Religion*. Würzburg 2012.

40 Vgl. Erwin Schrödinger: *What is Life? The Physical Aspect of the Living Cell*. Cambridge, UK 1944, S. 44. Schrödinger führt darin Boltzmann als Ideengeber an. Ein Vorläufer dürfte auch Felix Auerbach, Professor für theoretische Physik an der Universität Jena, mit folgender Schrift sein: *Ektropismus oder die physikalische Theorie des Lebens*. Leipzig 1910.

41 Rupert Riedl: »Schrödingers Negentropie-Begriff und die Biologie«, in: *Zeitschrift für Wissenschaftsforschung* Bd. 6 (1991), S. 53–65. Ders.: »Wie wohl das Neue in die Welt kommt?«, in: Ludwig Huber (Hg.): *Wie das Neue in die Welt kommt. Phasenübergänge in Natur und Kultur*. Wien 2000, S. 9–22. Ders.: *Strukturen der Komplexität: Eine Morphologie des Erkennens und Erklärens*. Berlin/Heidelberg 2000.

Veränderungen der Ausgangsbedingungen, welche der Mensch bspw. durch Eingriffe in die Umwelt und soziale Interaktionen beeinflusst, mache die Entwicklung des Gesamtsystems letztlich unvorhersehbar. Der Unterschied liegt in der unterbreiteten Akteurs- und Handlungsperspektive. Dem Club of Vienna geht es darum, mittels interdisziplinärer Denkpulse aus der Evolutions- und Kognitionstheorie einen stabilitätsverheißenden Paradigmenwechsel einzuleiten. An die Stelle der Prognostik, der Szenariotechnik im Bericht des Club of Rome, setzte man in Wien auf die evolutionäre Erkenntnistheorie.

Nicht nur dem Club of Vienna geht es heute darum, Emergenztheorien, das heißt das Wissen um emergentes Verhalten der Natur, für die Zukunftsforschung und Gesellschaftsplanung operierbar zu machen, und zwar als konstitutives Prinzip des Wachstums und damit als Parameter für zukünftige Entwicklungsmodelle. Die Gesellschaft als soziales System ohne »basale Zustandsgewissheit« und »darauf aufbauende Verhaltensvorhersagen«⁴² muss ihre kontingente Zukunft vorausschauend planen und antizipierend gestalten, damit soziale Kommunikationssysteme überhaupt operieren können. Entscheidungen müssen getroffen werden, ohne die Auswirkungen auf die Zukunft zu kennen und mit dem Wissen, dass es unmöglich ist, Koinzidenzen von *gegenwärtiger Zukunft* (Prognose) und der *zukünftigen Gegenwart* (eintretende Zukunft)⁴³ zu steuern. Impulse der Systemtheorie und interdisziplinärer Think Tanks suggerieren dennoch, dass durch neue Methoden und Techniken die Emergenz eines komplexen Systems nicht nur simuliert, sondern auch stimuliert werden könne. Gegenläufig zu den konzeptionellen Bemühungen, den Begriff der Emergenz in seine Schranken zu verweisen, verschwimmt in diesem Zusammenhang die Trennschärfe zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit bzw. Wahrscheinlichkeit emergenter Ordnungen. Denn Zukunftsforschung schlägt nicht nur Brücken zwischen historischer Analyse, Modellierung und Vorhersage. Der Informationsaustausch ihrer fächerübergreifenden Netzwerke und Denkfabriken generiert Wissen, das selbst Aspekte des nicht Antizipierbaren, Unkonventionellen und Neuen aufweist. Dieses »emergente Wissen« gilt als wichtiger Katalysator des Zukünftigen.⁴⁴

42 Luhmann: *Soziale Systeme* (Anm. 28), S. 157.

43 Zu diesen Zeitmodi der modernen Gesellschaft vgl. Niklas Luhmann: *Beobachtungen der Moderne*. Opladen 1992, S. 140 ff.

44 Arnim Bechmann/Holger Klein/Matthias Steitz (Hg.): *Zukunftstechnologie. Transmateriale Katalysatoren – ein*

IV.

Im Unterschied zur Emergenztheorie ist die Forschung zur nichtlinearen Dynamik darum bemüht, ein exaktes methodisches Instrumentarium für die Beschreibung von emergentem Verhalten auf mathematischer Grundlage zu liefern.⁴⁵ Dabei spielen Musterbildungsprozesse des »chaotischen«, also irregulären und nicht oder schwer vorhersagbaren, aber dennoch determinierten Systemverhaltens eine große Rolle, wodurch es letztlich auch in einer bestimmten Ordnung (z. B. als selbstähnliches Fraktal) abgebildet werden kann. Das Zusammenspiel von Ordnung und Chaos lässt sich hier zu einem gewissen mathematischen Vorwissen über Strukturemergenz vereinen.

Ein Beispiel aus der Praxis ist die Untersuchung der spontanen Musterbildungsprozesse (Selbstorganisation) von Hirnaktivitäten mit bildgebenden Verfahren. Aus der mathematisch-graphischen Darstellung der elektrochemischen Informationsverarbeitung zwischen Nervenzellen und Synapsen leitet sich keine naturwissenschaftliche Erklärung über die Evolution des Bewusstseins als emergente Eigenschaft des Gehirns ab. Danach suchen Bioinformatik und Systembiologie auch nicht. Ihr Interesse gilt vielmehr den »Schaltplänen« der Natur, um nach ihrem Vorbild selbstorganisierende IT-Systeme zu entwickeln – beispielsweise neuronale Netzwerke, intelligente optische Sensoren oder so genannten Ameisenalgorithmen zur Lösung von Optimierungsproblemen.

In der angewandten Informatik wird dann von Emergenz gesprochen, wenn intelligente Systeme, die autonom und selbstlernend auf ihre Umgebung reagieren, ein unerwartetes, übersummatives Verhalten zeigen, dessen Variabilität mit zunehmender Interaktion ansteigt. Das trifft auf computergestützte Modellbildungen angefangen beim zellulären Automaten über agentenbasierte Systeme und die Robotik bis hin zur A-Life-Forschung zu. Für diese Systeme wurde der Begriff »emergent computation«⁴⁶ geprägt.

Innovationsreport. Einführung, Grundlagen, Zugänge. Barsinghausen 2009. S. 36, *passim*.

45 Johan Grasman/Gerrit van Straten: *Predictability and Nonlinear Modelling in Natural Sciences and Economics*. Dordrecht u. a. 1994.

46 Stephanie Forrest: »Emergent Computation: Self-Organizing, Collective, and Cooperative Phenomena in Natural and Artificial Computing Networks«, in: *Physica D: Nonlinear Phenomena* 42 (1990), S. 1–11. Vgl. auch Klaus A. Brunner: »What's Emergent in Emergent Computing?«, in: Robert Trappl (Hg.): *Cybernetics and Systems: Proceedings of the 16th European Meeting on Cybernetics and Systems Research*. Wien 2002, S. 189–192.

Das Feld der Informatik, das sich damit beschäftigt, wird folglich *Emergent Computing* genannt. Emergenz fungiert hier als funktionales Erklärungsmodell für ungesteuerte Systemvariabilität, die auf die synergetische Aktivität beteiligter Komponenten zurückzuführen ist.⁴⁷ Hervorgerufen wird sie unter anderen durch genetische und evolutionäre Algorithmen (naturanaloge Optimierungsverfahren), als deren Begründer der US-amerikanische Informatiker John Henry Holland (1929–2015) gilt, der auch an der Entwicklung komplexer adaptiver Systeme beteiligt war, die ein besonderes Lern- und Anpassungsvermögen an ihre Umwelt zeigen. Um mehr Möglichkeiten zu generieren, auf die Umwelt zu reagieren, verzichtet *Emergent Computing* gleichzeitig auf rechnerintensive Kontroll- und Steuerungsmechanismen. Mit emergenter IT-Technologie wird somit höhere Effizienz, Flexibilität und Robustheit der modellierten Systeme angestrebt und das Risiko der Unvorhersagbarkeit in Kauf genommen.

Folglich liegt die Herausforderung für IT-Entwickler und Programmierer darin, unerwünschtes Verhalten bei dynamischen Computersystemen möglichst auszuklammern, denn nichtlineare Systeme können sehr sensibel und unerwartet auf kleinste Änderungen reagieren (so genannter ›Schmetterlingseffekt‹). Gerade im Softwarebereich werden daran auch Katastrophenszenarios geknüpft, wo die fatale Verkettung von kleinen Programmfehlern unvorhersehbare Konsequenzen für das gesamte System hätte. Die Frage nach der Emergenz stellt sich also im Hinblick nicht nur auf Innovation, sondern auch auf die Selbstregulation von Selbstorganisationsprozessen. Zur Untersuchung von Störungsfaktoren im System werden in den Bionik-Laboren beispielsweise Erkenntnisse der Schwarmforschung genutzt.

Ein Vorteil der Schwarmrobotik ist, dass oftmals mit weniger komplexen und kostengünstig konstruierten Nanorobotern gearbeitet werden kann. Die kleinen Automaten interagieren mit ihrer Umwelt, um gestellte Aufgaben gemeinsam zu bewältigen: etwa um kollektiv Beethoven zu spielen.⁴⁸ Dabei folgen die Roboter Algorithmen, die sicherstellen, dass die berechneten Wege rechtzeitig und ohne Zusammenstöße abgefahren werden und die Roboter sich selbstständig untereinander auf die Rollenverteilung einigen, damit

immer einer zur rechten Zeit an der richtigen Stelle der ebenerdig konstruierten Klaviertastatur ist, um die nächste Note zu spielen bzw. auszulösen. Ein Schwarm wird nicht zentral gesteuert, alle Objekte regulieren und organisieren sich selbst. Durch vorprogrammierte Bewegungen wird bereits ein rudimentäres Schwarmverhalten erzeugt,⁴⁹ das sich mit wachsender Anzahl von Robotern komplett verändern kann. Einfache Algorithmen simulieren in diesem Fall intelligentes Verhalten, wodurch im Zusammenspiel des Schwarms technische Emergenz hervorgerufen wird, während der einzelne Roboter hingegen kein emergentes Produkt darstellt. Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile, kommentieren auch die Vertreter des *Emergent Computing* das Schwarmverhalten der Nanoroboter.⁵⁰

In allen denkbaren Einsatzgebieten der Transport- und Lagerwirtschaft, in der Agrarwirtschaft, beim Katastrophenschutz oder im Kosmos, ist die Schwarmrobotik bereits heute keine Zukunftsmusik mehr. Künstliche Neuronale Netze (KNN), auf denen Künstliche Intelligenz aufbaut, kommen heute in vielfältigen Bereichen (Bild- und Spracherkennung, Gewebeanalysen, Verkehrsoptimierung usw.) zur Anwendung, die aufgrund ihrer Komplexität durch klassische Berechnungen nicht geregelt werden können. KNN erkennen über Verhaltensmuster in sich aktualisierenden Datenmengen hinaus auch Muster in der Mustererkennung und können letztere stetig verbessern. Was intelligente Systeme profitabel macht, sind nicht nur die hohen Trefferquoten bei Voraussagen, sondern insbesondere ihre alternativen und selbst für ihre Schöpfer unerwarteten Wege der Problemanalyse und Problemlösung.

Technische Innovationen eilen der Gegenwart voraus und sind, so Holland in seinem Buchkapitel »What Is to Come and How to Predict It«, zumindest in einigen heute intensiv erforschten und eng interagierenden Bereichen wie der Mikroelektronik, Computertechnik, Robotik und Biotechnologie, im Gegensatz etwa zum sozialen Wandel gewissermaßen voraussagbar.⁵¹ Es

47 John H. Holland: *Emergence. From Chaos to Order*. Oxford u. a. 1998.

48 Piano-Playing Swarm Robots (2012), auf: <http://www.youtube.com/watch?v=YigAzrFoN3E&feature=youtu.be> (letzter Zugriff: 05.05.2017).

49 Das Verhalten basiert dabei zumindest auf drei einfachen Regeln, die Schwarmformationen von Zugvögeln simulieren und von den Robotern zu befolgen sind: 1. sich in Richtung des Mittelpunkts derer bewegen, die im Umfeld wahrgenommen werden (Kohäsion/Zusammenhalt), 2. sich wegbewegen, sobald jemand zu nahe kommt (Separation), 3. sich annähernd in dieselbe Richtung wie die unmittelbaren Nachbarn zu bewegen (Alignment/Angleichung).

50 Vgl. Forrest: »Emergent Computation« (Anm. 46), S. 1.

51 John Henry Holland: »What is to Come and How to Predict It«, in: John Brockman (Hg.): *The Next Fifty Years: science*

sind Neuheiten, die nicht auf ontologischer Emergenz beruhen. Emergenz in der Informatik definiert sich nicht durch Merkmale der philosophischen Emergenztheorie, sondern vielmehr durch den Einsatz erwünschter Effekte nichtlinearer Interaktion in Computersystemen und damit durch eine Kategorie, die der Emergenzforschung fremd ist: praktische Nutzbarkeit.

V.

Mitte der 1950er Jahre, als die Neurophysiologie noch in den Kinderschuhen steckte, aber bereits Vorstellungen von ›Elektronengehirnen‹ und ›neuronalen Netzen‹ kursierten⁵² und der Mathematiker Alan Turing einen Test zur Überprüfung der Denkfähigkeit von Maschinen formuliert hatte, entfachte bei der neu begründeten Kybernetik das Interesse für ›Künstliche Intelligenz‹. Das sich herauskristallisierende kognitionswissenschaftliche und technologische Forschungsprogramm stützte sich nicht nur auf empirische, sondern auch auf Gedankenexperimente. In diesem Punkt trafen sich angewandte Wissenschaft, Futurologie und Science-Fiction-Literatur. Das Surplus von empirisch ungesicherten Modellierungen liegt in der Projektion unvorhersagbarer Zukünfte. Darin nimmt die Emergenz einer ›intelligenten Technosphäre‹ einen dominanten Platz ein.

Von Anbeginn an thematisierte die Literatur die mit der rasanten Entwicklung der künstlichen Intelligenz einhergehenden Ungewissheiten und Ambivalenzen, die in einem Spektrum von Zukunftsoptimismus bis Schreckensszenario ihren Ausdruck finden. Was ist, wenn die von Isaac Asimov aufgestellten Robotergeretze⁵³ nicht befolgt werden? Wenn sich die Technik also der Kontrolle ihrer Schöpfer entzieht, was nur die logische Konsequenz einer emergierenden Intelligenz und eines eigenen Willens wäre? Wenn sich kybernetische Systeme im Schwarm organisieren und Kapazitäten zu einer Superintelligenz bündeln? Stanisław Lem konfrontierte in seiner Erzählung ›Der Unbesiegbare‹ (*Niezwyciężony*, poln. ›Unbesiegte‹, 1964) einen Raumkreuzer der Zukunft mit einem Schwarm aus metallischen Partikeln, der quasi als

Kriegsmaschine operiert und das Gedächtnis und damit die Handlungsfähigkeit des Menschen mittels starker magnetischer Felder auslöscht.⁵⁴ Emergentes Verhalten meint hier, analog zum Schwarmverhalten kleinster Organismen in der Natur, im Ganzen nicht nur komplexe, sondern zeitig beunruhigende Effekte.

Beide Autoren werfen auch Fragen der Emergenz von Intelligenz und Bewusstsein auf: Entsteht künstliche Intelligenz als singuläres Zufallsprodukt, so wie Asimovs ›Bicentennial Man‹ mit ›positronischem Gehirn‹⁵⁵ Die Fähigkeit zum Denken und Fühlen macht den sich selbst evolvierenden Androiden zur tragischen Figur. Als sich dieser juristisch als menschliches Wesen anerkennen lassen möchte, um den Bund der Ehe mit der von ihm auf ganz menschliche Weise geliebten Frau zu schließen, wird ihm dieses Recht wegen seiner potentiellen Unsterblichkeit verwehrt, die ihn vom Menschen grundlegend unterscheidet. Des Weiteren: Sind intelligente Systeme möglich, die Zugang zu den neuronalen Daten des menschlichen Gehirns haben – ähnlich dem rätselhaften Ozean in Lems *Solaris* (1961), aus dem materialisierte Kopien des menschlichen Unbewussten emergieren? Macht die Evolution vollkommener Elektronenhirne, wie Lem in seinen *Dialogen* (*Dialogi*, 1957) diskutierte, die Verpflanzung des lebendigen Gehirns in ein elektrisches Netz, also auf eine Hirnprothese und damit die kybernetische Unsterblichkeit des Menschen nicht nur möglich, sondern aufgrund der Zunahme der intelligenten Technosphäre auch erforderlich?⁵⁶

Das *mind uploading* auf ein externes Medium, wie es später von dem US-amerikanischen Biogerontologen George Martin nahegelegt wurde,⁵⁷ ist ein Grundanliegen des Transhumanismus. Der russische Unternehmer und Milliardär Dmitrij Ickov geht noch weiter: Seit einigen Jahren versammelt er Spezialisten aus

in the first half of the twenty-first century. New York 2002, S. 41–51.

52 Warren McCulloch/William Pitts: ›A logical calculus of the ideas immanent in nervous activity‹, in: *Bulletin of Mathematical Biophysics* 5 (1943), S. 115–133.

53 Vgl. Isaac Asimov: ›Runaround‹, in: *Astounding Science-Fiction* 29 (1942) 1, S. 94–103.

54 Zu Lems Erzählung vgl. Eva Horn: ›Das Leben ein Schwarm. Emergenz und Evolution in moderner Science Fiction‹, in: dies./Lucas Gisi (Hg.): *Schwärme – Kollektive ohne Zentrum. Eine Wissensgeschichte zwischen Leben und Information*. Bielefeld 2009, S. 101–124. Benjamin Bühler: ›Tierische Kollektive und menschliche Organisationsformen: Kropotkin, Canetti, Frisch und Lem‹, in: ebd., S. 253–272.

55 Isaac Asimov: ›The Bicentennial Man‹ (1976), in: ders.: *The Bicentennial Man and Other Stories*. London 1977, S. 135–173.

56 Stanisław Lem: ›IV‹, in: ders.: *Dialoge*. Frankfurt a. M. 1980, S. 154–179.

57 George M. Martin: ›Brief proposal on immortality: an interim solution‹, in: *Perspectives in Biology and Medicine* 14 (1971) 2, S. 339–340.

Informatik, Systembiologie, Medizin und Neurologie, die die Verpflanzung eines kompletten Gehirns in einen Roboterkörper (Avatar) realisieren und dafür eine Schnittstelle zwischen menschlichem Gehirn und dem Maschinenkörper konstruieren sollen. Das Avatar-Projekt ist Kern der von Ickov begründeten »Initiative 2045«⁵⁸, die kein geringeres Ziel als die menschliche Unsterblichkeit verfolgt. Angeregt wurde er insbesondere von dem US-amerikanischen Google-Ingenieur Raymond Kurzweil, der – dem Kalkül der Wahrscheinlichkeit folgend – den erwarteten Qualitätssprung der Technosphäre für das Jahr 2045 voraussagte.⁵⁹ Demnach werden komplexe intelligente Systeme in der Lage sein, sich selbst, also unabhängig von ihren Konstrukteuren, zu verbessern und so den technischen Fortschritt derart rasant vorantreiben, dass es zu einer signifikanten Veränderung der Welt kommen wird. Diese wird auch als »technologische Singularität«⁶⁰ bezeichnet.

Der Film *Transcendence* (2014) nimmt das Eintreten der Singularität vorweg, zeigt aber vor allem die Skepsis gegenüber der durch *mind uploading* entstandenen superintelligenten Hybride, die mittels Nanotechnologie Menschen ebenso heilt wie kontrolliert. Im Film wird die Ausbreitung dieser transzendenten Computermacht durch einen Virus gestoppt und damit auch alle durch diese erschaffenen Technologien und aufsteigenden Nanopartikel, die zur Heilung des Ökosystems programmiert waren, vernichtet. Das Konzept der Singularität erweist sich, das veranschaulicht auch der Film *Transcendence*, als Zusammenführung des *Emergent Computing* und dem kosmologischen Postulat des *Emergentismus*, die eine derartige Emergenzqualität freilich noch nicht vor Augen hatten. Diese Zukunft, in der eine höhere, außerhalb des menschlichen Bewusstseins stehen-

de integrative Intelligenz emergieren wird, ist, dem »Singularisten« Kurzweil zufolge, nun nah.⁶¹

Zusammenfassend ließe sich festhalten, dass »Emergenz« ungeachtet aller Systematisierungs- und Präzisierungsbemühungen ein Dachbegriff für verschiedene Phänomene bleibt und zuweilen auch als Zauberwort fungiert. Zur Mystifikation tragen transportierte ursprüngliche Konnotationen des Wortes ebenso bei wie die mitschwingende Potentialität zum (evolutionären) Qualitätssprung in Natur und Kultur. Begriffsgeschichtlich betrachtet werden mit Emergenz zunächst theoretische Leerstellen (das Unbestimmbare, Unberechenbare, Unvorhersehbare, Unerklärbare usw.) beschrieben. Systemtheoretiker verwenden den Emergenzbegriff dann synonym zu den übersummativen Effekten selbstorganisierender Ordnungsbildung. Mit der Übernahme des Begriffs in die Angewandte Wissenschaft avanciert Emergenz schließlich zur operativen Komponente der Technologieentwicklung. Mit dieser Verschiebung von der Emergenztheorie des Lebens und des Bewusstseins über die Betrachtung von Komplexität im Hier und Jetzt hin zur Programmatik der Emergenz in den Technologien des Künstlichen Lebens und der Künstlichen Intelligenz wird – nicht zuletzt auch befördert durch die entsprechende Engführung in Technikphilosophie und Science Fiction – die Trennlinie zwischen definitiv-struktur-Unvorhersagbarkeit und prognostizierbarer Strukturemergenz schmaler. Das vorhersehbare Unvorhersehbare wird nun durch Mathematik und Informatik gestützt und die vorhersehbare Unvorhersehbarkeit zum kreativen Impuls der Zukunftsgestaltung. Damit wird zwar keine neue emergenztheoretische Position markiert, wohl aber das Begriffsfeld um eine »praktische« Emergenz erweitert.

58 »2045 Strategic Social Initiative«, auf: <http://2045.com/> (letzter Zugriff: 05.05.2017).

59 Ray Kurzweil: *The Singularity Is Near: When Humans Transcend Biology*. New York et. al. 2005, S. 136.

60 John von Neumann, ein in Princeton lehrender Mathematiker ungarisch-jüdischer Herkunft, der in den späten 1930er Jahren einen der ersten Computer konstruierte, soll mit dem Begriff der Singularität bereits den kommenden technischen Fortschritt bezeichnet haben, wie ein Freund und Kollege in seinem Nachruf berichtet: Stanislaw Ulam: »Tribute to John von Neumann«, in: *Bulletin of the American Mathematical Society* 64 (1958) 3, S. 1–49, hier S. 5. Vernor Vinge: »Technological Singularity: How to Survive in the Post-Human Era«, in: *VISION-21 Symposium*. Westlake, Ohio 1993, S. 11–22, auf: <https://ntrs.nasa.gov/archive/nasa/casi.ntrs.nasa.gov/19940022855.pdf> (letzter Zugriff: 05.05.2017).

61 Kurzweil: *The Singularity Is Near* (Anm. 59).

WAS IST ›DER WESTEN‹? ZUR SEMANTIK EINES POLITISCHEN GRUNDBEGRIFFS DER MODERNE

Jasper M. Trautsch

So allgegenwärtig der Begriff des Westens in der politischen Kommunikation ist, so schwierig ist er doch zu definieren. Wo liegen die Grenzen ›des Westens‹? Wer gehört dazu? Wer bleibt außen vor? Was ist der Kern ›des Westens‹? Die Antworten auf diese Fragen hängen unweigerlich vom politischen Standpunkt und vom spezifischen Diskussionskontext ab, aber sicherlich auch davon, ob man sich zum ›Westen‹ zugehörig fühlt oder nicht. Die Begriffsgeschichte kann helfen, die unterschiedlichen Auslegungen des Begriffs zu strukturieren, seine Ursprünge aufzudecken sowie die Kontexte, in denen er verwendet worden ist, und die politischen Interessen, die mit bestimmten Bedeutungszuweisungen verbunden waren, zu identifizieren. Dabei geht es ihr nicht darum, aus der Geschichte eine allgemeingültige Definition des Begriffs abzuleiten oder das ›wahre‹ Wesen ›des Westens‹ herauszufinden. Ihr Anliegen ist es vielmehr, durch die kritische Untersuchung der Geschichte des Begriffs größeres Bewusstsein für den sorgsam Sprachgebrauch in der politischen Kommunikation zu wecken.

In diesem Artikel wird argumentiert, dass es vier grundlegende Bedeutungsebenen des ›Westens‹ gibt. Der Begriff des Westens kann a) auf eine politische Gemeinschaft verweisen, die demokratisch organisierte Staaten bzw. Gesellschaften mit liberalem Grundkonsens umfasst, b) die moderne Zivilisation meinen, zu der die wirtschaftlich am weitesten entwickelten und technologisch überlegenen Länder gehören, c) als rassische Kategorie verwendet werden, also über Weißsein (whiteness) definiert werden, oder d) als Synonym für eine historisch gewachsene

Kulturgemeinschaft benutzt werden, die vor allem auf dem gemeinsamen christlichen Erbe fußt.¹

Das heißt nicht, dass die verschiedenen Bedeutungsebenen notwendigerweise in einem Widerspruch zueinander stehen. Die demokratisch oder zumindest teildemokratisch organisierten bzw. über starke Parlamente verfügenden Staaten Westeuropas wie Großbritannien, Frankreich, Belgien und die Niederlande sowie die USA auf der anderen Seite des Atlantiks waren gleichzeitig modern, im Sinne von industrialisiert und technologisch fortschrittlich, und unterhielten Kolonialreiche, die sie in der zweiten Hälfte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ausbauten. Sie konnten damit problemlos als Teil ›des Westens‹ sowohl im Sinne einer politischen Gemeinschaft wie im Sinne der sich imperial ausdehnenden modernen Zivilisation gedeutet werden, zumal parlamentarische Regierungssysteme durchaus auch als politisch modern gesehen wurden.² Die für ›westliche‹

1 Diese Einteilung unterscheidet sich von den vier makrosemantischen Konfigurationen ›des Westens‹, die der dänische Begriffshistoriker Jan Ifversen identifiziert hat, nämlich dem »alten Westen«, dem »neuen Westen«, der »Westernisierung« und dem »politischen Westen«. Jan Ifversen: »Who are the Westerners?«, in: *International Politics* 45 (2008), S. 236–253. Sie setzt sich auch ab von der Differenzierung von »politischem Westen«, »dem Westen als Nicht-Russland« und »dem Westen als Nicht-Orient«, die Jürgen Osterhammel jüngst vorgeschlagen hat, in: »Was war und ist ›der Westen‹? Zur Mehrdeutigkeit eines Konfrontationsbegriffs«, in: ders.: *Die Flughöhe der Adler. Historische Essays zur globalen Gegenwart*, München 2017, S. 101–114, hier S. 106–107.

2 Der Begriff ›moderne Zivilisation‹ wird in diesem Artikel als Selbstbeschreibungskategorie ›des Westens‹ und nicht als normatives Leitbild verwendet und bezieht sich auf die wirtschaftliche Macht und technologische Überlegenheit

Länder charakteristische demokratische Staatsform wiederum wurde häufig historisch durch den Einfluss des Christentums, das die Würde des einzelnen Menschen in den Vordergrund gestellt habe, oder den Gegensatz zwischen Kaisertum und Papsttum im Mittelalter, der zu einer Trennung geistiger und weltlicher Macht und infolgedessen zur politischen Gewaltenteilung geführt habe, erklärt. Auch Interpretationen ›des Westens‹ als Gemeinschaft liberaler Demokratien auf der einen und als historisch gewachsener Kulturgemeinschaft auf der anderen Seite waren deshalb nicht unbedingt unvereinbar.³

Dennoch sollte zwischen diesen vier Bedeutungsebenen ›des Westens‹ differenziert werden, um unzulässige Verallgemeinerungen – wie eine einseitige Verdammung des Begriffs, der angeblich ausschließlich zur Legitimierung der Unterdrückung und Ausbeutung von Völkern außerhalb Europas und Nordamerikas genutzt worden sei,⁴ oder eine Beschwörung ›des Westens‹ als Hort der Demokratie und des Fortschritts, das dem Rest der Welt als Vorbild dienen sollte⁵ – zu vermeiden. Darüber hinaus erlaubt erst diese analytische Unterscheidung der vier Bedeutungsebenen, die Deutungskämpfe, die über ›den Westen‹ geführt worden sind, in den Blick nehmen zu können. Denn gerade die Vieldeutigkeit des Begriffs ließ ihn zum Gegenstand politischer Auseinandersetzung werden. Schließlich lässt sich durch die Differenzierung der vier Begriffsverwendungen rekonstruieren, warum sich bestimmte Bedeutungsgehalte in bestimmten Zeiträumen durchsetzten, während andere, konkurrierende Konnotationen des Begriffs zeitgleich an Relevanz verloren haben.

Die in diesem Artikel vorgestellten Überlegungen sind das Ergebnis breitflächiger empirischer Untersuchungen von Zeitungen und Zeitschriften aus den USA, Kanada, Großbritannien und Frankreich. Sie rekonstruieren also die Verwendungen des Begriffs in denjenigen Ländern, die sich seit Entstehen des Begriffs als ›westlich‹ verstanden haben und deren

Zugehörigkeit zum ›Westen‹ kaum je in Frage gestellt worden ist. Es wird also die Binnenperspektive ›des Westens‹ dargelegt. Da das Anliegen dieses Artikels konzeptionell ist, wird darauf verzichtet, Quellenmaterial zu zitieren, stattdessen nur auf weiterführende Literatur verwiesen, die die Sachverhalte, auf die in der Analyse des Begriffs des Westens Bezug genommen wird, näher erläutern.⁶

›DER WESTEN‹ ALS POLITISCHE GEMEINSCHAFT

Die Ursprünge der Vorstellung, dass es eine räumlich zusammenhängende Gemeinschaft vergleichsweise liberaler und aufgeklärter Staaten im Westen Europas gebe, die ihr Gegenbild in einem eher despotischen und barbarischen ›Osten‹ finde, liegen in den 1830er Jahren. Der Gegensatz zwischen Republiken bzw. parlamentarischen Monarchien auf der einen und absolutistischen Monarchien auf der anderen Seite bestand zwar schon seit der Amerikanischen Revolution von 1776 und der Französischen Revolution von 1789. Dieser Gegensatz war zunächst aber weder mit einem supranationalen Gemeinschaftsgefühl verbunden noch stellten die politisch-ideologischen Lager zwei sich geschlossen gegenüberstehende Blöcke dar, war das Zeitalter der Revolutionen doch von militärischen Auseinandersetzungen zwischen den Staaten, die sich später als ›westlich‹ verstehen sollten, geprägt. Im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg waren die USA mit der Bourbonenmonarchie verbündet. Im Zuge der Französischen Revolutionskriege wiederum führten die amerikanische und französische Republik dann von 1798 bis 1800 einen Seekrieg, den sogenannten Quasi-Krieg, gegeneinander. Die parlamentarische Monarchie Großbritanniens wiederum war im Zeitalter der Revolutionen an Kriegen gegen beide Republiken beteiligt.

Nach dem Wiener Kongress setzte dann eine Restaurationsepoche ein, in der liberale Bewegungen in ganz Europa zurückgedrängt wurden. Wenn in den Jahren nach 1815 überhaupt eine politische Blockkonfrontation bestand, dann verlief die ideologische Scheidelinie durch den Atlantik: War Europa von monarchischen Staatsformen dominiert, republikaniserte sich die westliche Hemisphäre zunehmend in Folge

Europas und Nordamerikas zur Zeit des Imperialismus. Die Vorstellung, dass der spezifisch ›westliche‹ Weg der Modernisierung universellen Charakter hat, ist inzwischen zurückgewiesen und durch das Konzept der Pluralität der Moderne ersetzt worden. Vgl. Shmuel N. Eisenstadt: »Multiple Modernities«, in: *Daedalus* 129 (2000) 1–29.

3 Vgl. z. B. Heinrich August Winkler: *Geschichte des Westens*, 4 Bde., München 2009–2015.

4 Vgl. etwa Sophie Bessis: *L'Occident et les autres. Histoire d'une suprématie*, Paris 2001.

5 Vgl. etwa Niall Ferguson: *Civilization. The West and the Rest*, New York 2011.

6 Für weiterführende Überlegungen zu den konzeptionellen Grundlagen einer Begriffsgeschichte des Westens s. auch Jasper M. Trautsch: »Der Westen«. Chancen und Herausforderungen einer Begriffsgeschichte«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 59 (im Druck).

der Unabhängigkeitserklärungen der lateinamerikanischen Kolonien.⁷

Erst in den 1830er Jahren bildete sich in Europa die Vorstellung ›des Westens‹ als politischer Gemeinschaft heraus. Grund hierfür waren die politisch gegensätzlichen Entwicklungen im westlichen und östlichen Teil des Kontinents. Auf der einen Seite liberalisierten sich Frankreich, Belgien und Großbritannien. In der französischen Julirevolution von 1830 wurde nicht nur ein liberalerer König, Louis Philippe von Orléans, inthronisiert; auch die Machtbefugnisse der Abgeordnetenkammer wurden deutlich erweitert, sodass sich Frankreich zu einer parlamentarischen Monarchie entwickelte. Zeitgleich erlangte Belgien die Unabhängigkeit von den Niederlanden und gab sich die damals wohl liberalste Verfassung Europas, auf die der neue belgische König einen Eid schwor. Durch die Verfassungsreform von 1832, die das Wahlrecht ausweitete und die Wahlkreise neu schnitt, um das Bürgertum auf Kosten des Landadels zu stärken, demokratisierte sich schließlich auch Großbritannien. Auf der anderen Seite schlug der russische Zar die polnischen Aufstände von 1830/31 gewaltsam nieder, setzte die polnische Verfassung von 1815 außer Kraft und schränkte die Bürgerrechte deutlich ein.

In diesem Kontext entstand die Vorstellung, dass es einen liberalen ›Westen‹ gebe, der die konstitutionellen bzw. sogar parlamentarischen Monarchien Westeuropas umfasse und von den absolutistisch organisierten Staaten im Osten abgegrenzt werde. Der Begriff des Westens als politischer Gemeinschaft erschien denn auch erstmals in den 1830er Jahren. Bündnispolitisch fundiert wurde diese politisch-ideologische Zweiteilung Europas erstmals durch die 1833 auf der Konferenz von Münchengrätz neu gegründete Heilige Allianz zwischen Russland, Preußen und Österreich auf der einen und durch die Großbritanniern, Frankreich sowie die liberalen Thronprätendenten der iberischen Halbinsel, Isabella II. von Spanien und Maria II. von Portugal, umfassende Quadrupel-Allianz von 1834 auf der anderen Seite. Größere öffentliche Wirksamkeit erhielt der Begriff des Westens als politischer Gemeinschaft dann im Krimkrieg von

1854, den die britische und französische Presse zu einem Konflikt zwischen ›westlicher Zivilisation‹ und ›östlicher Barbarei‹ stilisierte.⁸

Die Relevanz des Begriffs des Westens zur Beschreibung einer Gemeinschaft vergleichsweise freiheitlicher Staaten darf für das 19. Jahrhundert allerdings nicht allzu hoch veranschlagt werden. Zum einen verlief die politische Liberalisierung Westeuropas nicht gleichförmig. So wurde z. B. Frankreich von 1852 bis 1870 von Napoleon III. autokratisch regiert. Zum anderen blieben die Beziehungen zwischen Großbritannien und Frankreich von Rivalität geprägt, die durch den imperialistischen Wettlauf um koloniale Gebietserwerbungen und Einflussphären noch einmal verschärft wurde und erst durch die Entente Cordiale von 1904 dauerhaft entschärft werden konnte. So wurde der Begriff des Westens zur Beschreibung einer politischen Gemeinschaft westeuropäischer Staaten im 19. Jahrhundert denn auch eher selten verwendet. Wenn er doch gebraucht wurde – wie im Krimkrieg –, wurden die USA dabei zudem selten mitgedacht.

Erst im 20. Jahrhundert erlangte der Begriff des Westens als politischer Gemeinschaft einen prägenden Einfluss auf die Wahrnehmung internationaler Ereignisse. Besonders die beiden Weltkriege, die zu einem Konflikt zwischen ›westlichen Demokratien‹ und ›deutscher Autokratie‹ bzw. ›deutschem Faschismus‹ ideologisch aufgeladen wurden, sorgten für eine flächendeckende Verbreitung des Begriffes.⁹

Die Weltkriege waren es auch, die ›den Westen‹ transatlantisch erweiterten. In dem sich seit seiner Gründung als ›Land der Freiheit‹ und in Abgrenzung zu Europa definierenden Amerika hatte es im 19. Jahrhundert keinen Platz für die Vorstellung gegeben, dass demokratische Prinzipien und liberale Werte die USA mit Westeuropa verbanden. Die wurden von den Amerikanern für sich selbst beansprucht.¹⁰ In den

7 Zur Wahrnehmung eines grundsätzlichen Gegensatzes zwischen einer republikanisch geprägten Neuen Welt und einer monarchisch definierten Alten Welt nach 1815 s. Volker Depkat: *Amerikabilder in politischen Diskursen. Deutsche Zeitschriften von 1789 bis 1830*, Stuttgart 1998, S. 319–342. Robert Kagan: *Dangerous Nation. America's Foreign Policy from its Earliest Days to the Dawn of the Twentieth Century*, New York 2006, 157–180.

8 Zur Genese des Begriffs des Westens in den 1830er Jahren und seiner Bedeutung im Krimkrieg s. Jasper M. Trautsch: ›Von der ›Mitte‹ in den ›Westen‹ Europas: Die räumliche Neuverortung Deutschlands auf den kognitiven Landkarten nach 1945‹, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 63 (2015) 7/8, S. 647–666, hier S. 651–653.

9 Vgl. Marcus Llanque: ›The First World War and the Invention of ›Western Democracy‹‹, in: Riccardo Bavaj/Martina Steber (Hg.): *Germany and ›the West‹: The History of a Modern Concept*, New York 2015, S. 69–80.

10 Wie Daniel J. Boorstin es ausdrückte, wurden die Begriffe ›Amerika‹ und ›Europa‹ im 19. Jahrhundert ›less as precise geographical terms than as logical antitheses‹ genutzt. Amerika wurde ›as a kind of non-Europe‹ imaginiert. Dani-

USA verwies der ›demokratische Westen‹ nicht auf eine transatlantische Gemeinschaft, sondern auf die Frontier in Nordamerika, an der sich Freiheit, Unabhängigkeit und Gleichheit durch das selbstverlässliche Leben fernab der Zivilisation und Bundesregierung praktisch erst voll verwirklichten. Im Ersten Weltkrieg jedoch taugte der Begriff des Westens dazu, Amerikas Kriegseintritt gegen die Mittelmächte 1917 zu legitimieren.¹¹ Die US-Bundesregierung implementierte landesweit sogenannte ›war aims‹- bzw. ›war issues‹-Kurse, die an amerikanischen Colleges und Universitäten zu Pflichtveranstaltungen wurden und in denen zukünftige Rekruten der US-Armee lernen sollten, dass Amerika in den Krieg aufseiten Großbritanniens und Frankreichs habe eintreten müssen, um die ›westliche Zivilisation‹ vor ›deutscher Barbarei‹ zu verteidigen. Nach dem Krieg wurden diese Kurse dann in Überblicksvorlesungen zur Geschichte der ›westlichen Zivilisation‹ umgewandelt, die an vielen Universitäten zum obligatorischen Kursprogramm in den ersten Studiensemestern wurden.¹²

Trat Deutschland in den Weltkriegen zwischenzeitlich in den Vordergrund als primärer Gegenpol, über den ›der Westen‹ definiert wurde, blieb der Abgrenzungsdiskurs gegenüber Russland nicht nur bestehen; nach der Bolschewistischen Revolution von 1917 wurde dieser noch einmal intensiviert. Nach 1945 war die Sowjetunion dann sogar wieder der wichtigste negative Referenzpunkt, der ›den Westen‹ demarkierte und ihm Bedeutung verlieh. In der bipolaren Blockkonfrontation zwischen den USA und ihren Verbündeten auf der einen und der Sowjetunion und ihren Satel-

iten auf der anderen Seite erreichte der Begriff des Westens als politischer Gemeinschaft demokratischer Staaten, die sich einer totalitären Bedrohung des ›Ostens‹ gegenüberstehen, seine größte Wirkmächtigkeit, rechtfertigte er doch die engen Verbindungen zwischen Nordamerika und Westeuropa, die sich vor allem, aber nicht nur im Nordatlantikpakt institutionalisierten, und strukturierte über Jahrzehnte die Wahrnehmung der internationalen Beziehungen durch die historischen Zeitgenossen. Der Begriff des Westens wurde jedenfalls niemals häufiger verwendet als Mitte des 20. Jahrhunderts. Aber auch heute noch prägt die Vorstellung vom ›Westen‹ als politischer Gemeinschaft die öffentliche Diskussion über die Weltpolitik, wie sich in der häufigen Beschwörung ›westlicher Werte‹, mit denen in der Regel demokratische Prinzipien und liberale Ideale gemeint sind, zeigt.

›DER WESTEN‹ ALS MODERNE ZIVILISATION

Der Begriff des Westens zur Beschreibung der Gemeinschaft derjenigen Staaten, die im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Sinne modern, also von Industrialisierung, Urbanisierung, Arbeitsteilung, Säkularisierung und Rationalisierung charakterisiert sind, ist ebenfalls eine Erfindung des 19. Jahrhunderts und entstand im Kontext des europäischen und nordamerikanischen Imperialismus.¹³ Tatsächlich wurde der Begriff des Westens nach dem Ende des Krimkrieges und dem Beginn des Hochimperialismus sogar zumeist in dieser Bedeutung verwendet. Dabei konnotierte er nicht nur technologischen und wissenschaftlichen Fortschritt, der die europäischen Staaten sowie die USA überhaupt erst in die Lage versetzte, nicht-›westliche‹ Staaten zu beherrschen oder zumindest zu dominieren, sondern auch als modern verstandene Lebensweisen wie das Tragen von Anzügen oder die Verwendung von Nachnamen statt nur der Vornamen. Auch die vergleichsweise (oder auch nur vermeintliche) gleichberechtigte Stellung von Frauen in ›westlichen‹ Gesellschaften wurde als Zei-

el J. Boorstin: »America and the Image of Europe«, in: ders.: *America and the Image of Europe: Reflections on American Thought*, Cleveland 1960, S. 17–39, hier S. 19–20.

11 Nicht zufälligerweise wurde der Begriff der Atlantischen Gemeinschaft im Ersten Weltkrieg geprägt. Vgl. Ronald Steele: »Walter Lippmann and the Invention of the Atlantic Community«, in: Valérie Aubourg/Gérard Bossuat/Giles Scott-Smith (Hg.): *European Community, Atlantic Community?* Paris 2008, S. 28–35. Ders.: »How Europe Became Atlantic: Walter Lippmann and the New Geography of the Atlantic Community«, in: Marco Mariano (Hg.): *Defining the Atlantic Community: Culture, Intellectuals, and Policies in the Mid-Twentieth Century*, New York/London 2010, S. 13–27.

12 Für die ›Western civilization‹-Kurse s. Gilbert Allardyce: »The Rise and Fall of the Western Civilization Course«, in: *American Historical Review* 87 (1982) 3, S. 695–725. Daniel A. Segal: »Western Civ. and the Staging of History in American Higher Education«, in: *American Historical Review* 105 (2002) 3, S. 770–805. Katja Naumann: »Von ›Western Civilization‹ zu ›World History‹: Europa und die Welt in der historischen Lehre in den USA«, in: Matthias Middell (Hg.): *Dimensionen der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte*, Leipzig 2007, S. 102–121.

13 Christopher Gogwilt argumentierte, dass der imperialistische Begriff des Westens erst um die Jahrhundertwende entstanden sei. Das ist zwar nicht ganz richtig, da der Begriff bereits Mitte des 19. Jahrhunderts in Diskussionen imperialer Angelegenheiten verwendet wurde, hat aber insofern einen wahren Kern, da der Begriff mit der Zeit zunehmend ubiquitärer wurde und gegen Ende des 19. Jahrhunderts deutlich häufiger gebraucht wurde als zuvor. Christopher Gogwilt: *The Invention of the West: Joseph Conrad and the Double-Mapping of Europe and Empire*, Stanford 1995, S. 222.

chen ihrer Fortschrittlichkeit gedeutet und in Kontrast etwa zur Tradition des Fußbindens in China gesetzt. Am häufigsten wurde der Begriff des Westens als Gemeinschaft moderner Staaten dabei in Diskussionen über Japan und China und seltener über den Nahen und Mittleren Osten und Afrika verwendet.¹⁴

Im Gegensatz zum ›Westen‹ als politischer Gemeinschaft, der zumeist ausschließlich die Atlantikanrainer, die sich zunehmend demokratisierten, umfasste, gehörten zum ›Westen‹ als Inkarnation der Moderne auch das Deutsche Reich und das Russische Reich, die ja ebenfalls außerhalb Europas als ›moderne‹ Kolonialmächte auftraten und den indigenen Völkern technologisch überlegen waren. Noch entscheidender war die temporale Komponente in diesem Begriff des Westens, mit dem auf eine Gemeinschaft verwiesen wurde, die expansionsfähig bzw. sogar auf globale Ausdehnung angelegt war. Wenn Länder sich am ›Westen‹ orientierten und sich ihrem Beispiel folgend modernisierten – und dass sie das tun würden, war die Erwartung der ›westlichen‹ Öffentlichkeiten –, konnten sie ebenfalls ›westlich‹ werden. Der Begriff des modernen Westens beinhaltet also ein Entwicklungsparadigma, das in der Regel mit dem abgeleiteten Begriff der Westernisierung umschrieben wurde.¹⁵

Besonders die Bemühungen Japans, sich nach seiner erzwungenen Öffnung für den Handel mit ›westlichen‹ Staaten im Jahr 1854 schnellstmöglich zu modernisieren, wurden im ›Westen‹ regelrecht begeistert zur Kenntnis genommen, und Europäer und Nordamerikaner, die das Land gegen Ende des 19. Jahrhunderts besuchten, berichteten häufig erstaunt, wie ›westlich‹ Japan bereits sei. Als China im Ersten Japanisch-Chinesischen Krieg von 1894/95 Korea und Taiwan verlor, hoben ›westliche‹ Beobachter hervor, dass Japans deutlicher Sieg Resultat von Japans vorheriger ›Westernisierung‹ gewesen sei, und kritisierten demgegenüber China scharf dafür,

dass es sich weigerte, dem ›westlichen‹ Beispiel zu folgen. Japans Sieg im Russisch-Japanischen Krieg von 1904/05 wurde dementsprechend als Beleg dafür betrachtet, dass Japan nunmehr zum ›Westen‹ als Gruppe moderner Staaten gehörte.

Während der Begriff des Westens um die Jahrhundertwende vor allem in seiner Bedeutung von moderner Zivilisation benutzt wurde, wurde diese Begriffsverwendung nach dem Ersten Weltkrieg etwas seltener. Zwar wurde er in diesem Sinne weiterhin gebraucht, um Entwicklungen an der Peripherie zu deuten – wie die Modernisierung der Türkei unter Mustafa Kemal Atatürk – oder auf die Kritik, dass die ›westliche‹ Moderne angeblich zu zunehmender Oberflächlichkeit und geistiger Leere in den Massengesellschaften Europas und Nordamerikas geführt habe, zu reagieren; aber angesichts der pessimistischen Grundstimmung und den Untergangsszenarien, die nach dem Ersten Weltkrieg den öffentlichen Diskurs kennzeichneten, war vielen Europäern und Nordamerikanern das Überlegenheitsgefühl abhandgekommen, das den Begriff des fortschrittlichen Westens kennzeichnete.¹⁶

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Begriff des Westens stärker in transatlantischen als in imperialen Kontexten verwendet. Da Europas globale Vorherrschaft beendet schien und die Sowjetunion, als nach 1945 wichtigster Antipode ›des Westens‹, zumindest dem Anschein nach inzwischen ebenso modern wie Westeuropa oder, so die Befürchtung mancher, sogar moderner als die USA war, wurde der Begriff des Westens als politischer Gemeinschaft wichtiger in Diskussionen über die internationalen Beziehungen als der Begriff des Westens als moderne Zivilisation.

Das heißt nicht, dass der moderne Westen als gängiger Begriff verschwand. Charakterisierungen von asiatischen Städten mit Wolkenkratzern und Leuchtreklamen wie Tokio, Singapur oder Shanghai als ›westlich‹ bezeugen die fortwährende Relevanz dieses Begriffs. In dem Maße, in dem nicht-›westliche‹ Länder allerdings wirtschaftlich und technologisch zu Westeuropa und Nordamerika aufgeschlossen und

14 ›Der Westen‹ erschien deshalb vornehmlich in Diskussionen über Japan und China, da hier verschiedene europäische und nordamerikanische Nationen gleichzeitig als Imperialmächte auftraten. In Bezug auf Gesellschaften, die wie Indien von nur einer Kolonialmacht beherrscht wurden, wurde eher die nationale zivilisatorische Mission beschworen.

15 Zum Konzept der globalen Westernisierung im 20. Jahrhundert s. Theodore H. von Laue: *The World Revolution of Westernization. The Twentieth Century in Global Perspective*, New York/Oxford 1987. Für die Erwartung der Europäer und Nordamerikaner, dass sich nicht-›westliche‹ Gesellschaften ihrem Modell folgend modernisieren würden s. Dipesh Chakrabarty: *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000.

16 Für Kritik an dem Materialismus des ›Westens‹ in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wie sie u. a. vom indischen Poeten und Philosophen Rabindranath Tagore geübt worden ist, s. u. a. Alastair Bonnett: *The Idea of the West. Culture, Politics and History*, Basingstoke 2004, S. 79–106. Für die Untergangsängste s. vor allem Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, 2 Bde., München 1919/1922. Arnold Toynbee: *A Study of History*, 12 Bde., London 1934–1961.

einen vergleichbaren Lebensstandard erreicht haben und der Sachverhalt, auf den der Begriff des Westens als moderne Zivilisation verwies, damit verschwand, verlor er aber zunehmend an Bedeutung.

›DER WESTEN‹ ALS RASSISCHE KATEGORIE

Der britische Sozialgeograph Alastair Bonnett behauptete in seiner Untersuchung von imperialistischer und gesellschaftskritischer Literatur aus Großbritannien im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, dass der Begriff des Westens ab den 1920er Jahren die rassische Kategorie von Weißsein (*whiteness*) zunehmend ablöste. Denn während die weiße Hautfarbe die verschiedenen sozialen Gruppen zu einer Einheit verband, ließ sich der auf Werte und Praktiken abzielende Begriff des Westens von den oberen sozialen Schichten dazu nutzen, die angeblich ›westliche‹ Prinzipien verkörpernden Eliten von den unaufgeklärten ›Massen‹ abzugrenzen.¹⁷

Tatsächlich wurde der Begriff des Westens aber zeitweise durchaus als Synonym für die Gemeinschaft der ›weißen Rasse‹ benutzt. Demnach schloss die ›westliche Zivilisation‹ neben Europa auch alle europäischen Siedlergesellschaften ein, also neben den USA und Kanada auch Australien, Neuseeland und Südafrika. Vor allem in der Zwischenkriegszeit, als häufig vor einer Gefahr durch ›farbige Rassen‹ (*›coloured races‹*) gewarnt wurde, erfreute sich diese Verwendung des Begriffs des Westens größerer Beliebtheit. Während im 19. Jahrhundert in Europa noch ein Gefühl der Überlegenheit über asiatische Länder wie Japan und China vorgeherrscht hatte, prägten Zukunftsängste die Zeit nach 1919. Im Zuge des millionenfachen Todes von Europäern auf den Schlachtfeldern des Ersten Krieges sowie der massiven Verschuldung europäischer Staaten machte sich die Sorge breit, dass Europas Vorherrschaft in der Welt vor dem baldigen Ende stünde. Zwar hatte bereits der japanische Sieg über Russland im Krieg von 1904/1905 Befürchtungen geweckt, dass die Westernisierung Asiens langfristig den Untergang Europas einleiten könnte, und Warnungen vor der ›gelben Gefahr‹ durchzogen die ›westliche‹ Publizistik bereits um die Jahrhundertwende. Aber erst nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges war der Begriff

des Westens zum Verweis auf die ›weiße Rasse‹ häufiger anzutreffen, schien doch Japans wachsender Einfluss, aber auch der zunehmende Widerstand kolonialisierter Völker gegen ›westliche‹ Bevormundung und Beherrschung, vor allem aber das rasante Bevölkerungswachstum in vielen asiatischen Staaten gegenüber sinkenden Geburtenraten in Europa und den europäischen Siedlergesellschaften darauf hinzudeuten, dass die vorangegangene und sich noch vollziehende ›Westernisierung‹ Asiens und anderer Teile der Welt zur Gefahr für den ›Westen‹ als ›weißer Rasse‹ werden könnte. Denn hätten die nicht-weißen Völker erst einmal ›westliche‹ technologische Errungenschaften, Erfindungen, Produktionsweisen etc. übernommen, hätten sie nicht nur die Machtmittel, um die ›westlichen‹ Kolonialherrschaften abzuschütteln, sondern aufgrund ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit auch Europa und Nordamerika selbst zu bedrohen. So erschienen in Diskussion über die ›westliche Zivilisation‹ häufig Warnungen vor zukünftigen »Rassenkriegen«.¹⁸

Die Gleichsetzung ›des Westens‹ mit der ›weißen Rasse‹ prägte auch das Denken der Isolationisten in den USA nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, die sich wie Charles A. Lindbergh konsequent gegen einen Eintritt in den Krieg auf Seiten Großbritanniens aussprachen, da es ihrer Ansicht nach eben kein Krieg des demokratischen ›Westens‹ gegen das faschistische Deutschland war, sondern ein Krieg innerhalb des weißen ›Westens‹, der sich dadurch schwächen und seinen Untergang beschleunigen würde.¹⁹

Spätestens nach Amerikas Kriegseintritt 1941 verlor der Begriff des Westens als rassische Kategorie in den USA aber schlagartig an Bedeutung, untergrub die deutsche Kriegserklärung die Argumente der Isolationisten doch nachhaltig. Gleiches geschah auch in

17 Alastair Bonnett: »From White to Western: ›Racial Decline‹ and the Idea of the West in Britain, 1890–1930«, in: *Journal of Historical Sociology* 16 (2003) 3, S. 320–348.

18 Zur Wahrnehmung, dass ›nicht-weiße Rassen‹ zunehmend eine Gefahr für die Europäer bedeuteten, im Europa der Zwischenkriegszeit s. Bruce Baum: *The Rise and Fall of the Caucasian Race. A Political History of Racial Identity*, New York 2006, S. 165–170. Errol A. Henderson: »Hidden in Plain Sight: Racism in International Relations Theory«, in: Alexander Anievas/Nivi Manchanda/Robbie Shilliam (Hg.): *Race and Racism in International Relations. Confronting the Global Colour Line*, London/New York 2015, S. 19–42, hier S. 22.

19 Zu Lindberghs Kampagne, einen amerikanischen Kriegseintritt in Europa zu verhindern, s. Wayne S. Cole: *Charles A. Lindbergh and the Battle against American Intervention in World War II*, New York 1974. Lynne Olson, *Those Angry Days. Roosevelt, Lindbergh, and America's Fight over World War II*, New York 2013.

anderen ›westlichen‹ Ländern wie Großbritannien und Frankreich, die den Krieg als Kampf zur Verteidigung des ›Westens‹ als politischer Gemeinschaft interpretierten. Spätestens mit dem Zweiten Weltkrieg setzte sich die Ablehnung des Konzepts der Rasse, das die nationalsozialistische Vernichtungspolitik angeleitet hatte, als Leitbild in den internationalen Beziehungen durch.²⁰

Auch der Kontext der Nachkriegszeit verhinderte ein Wiederaufleben des Begriffs des Westens als Synonym für die ›weiße Rasse‹. Im Zuge des entstehenden Kalten Krieges mit der Sowjetunion wurde ›der Westen‹ in erster Linie als politische und Kulturgemeinschaft verstanden, da sich so die Zweiteilung Europas am ehesten erklären ließ. Auch die fortschreitende Dekolonialisierung begünstigte den Verzicht auf rassistische Kategorien, befürchteten Kolonialbeamte und Politiker doch, dass rassistische Ressentiments die unabhängig werdenden Staaten der Dritten Welt in die Arme der Sowjetunion treiben könnten.

Dies soll weder heißen, dass rassistisches Denken in westeuropäischen und nordamerikanischen Gesellschaften verschwand, noch, dass viele Asiaten und Afrikaner den ›Westen‹ nicht weiterhin mit Weißsein verbinden. Aber im öffentlichen Diskurs Westeuropas und Nordamerikas wurden Behauptungen weißer Überlegenheit marginalisiert und wurde der Begriff des Westens kaum mehr als Synonym für Weißsein benutzt.

›DER WESTEN‹ ALS KULTURGEMEINSCHAFT

Der Begriff des Westens zur Beschreibung einer Kulturgemeinschaft spielte im 19. Jahrhundert zunächst kaum eine Rolle. Im Zeitalter des Nationalismus wurden Kulturgemeinschaften primär national definiert, und europäische Nationalisten grenzten ihre Nationen zuallererst voneinander statt von außereuropäischen Referenzgesellschaften ab. Auch der Begriff des christlichen Abendlandes wurde erst in der Zwischenkriegszeit populär.²¹

Im Sinne einer Kulturgemeinschaft wurde der Begriff des Westens zu Beginn des 20. Jahrhunderts zunächst vor allem dann verwendet, wenn festgestellt wurde, dass die fortschrittlichen asiatischen Länder wie Japan nur die oberflächlichen Attribute ›des Westens‹ wie Telegraphen, Eisenbahnen und Dampfschiffe übernahmen, aber eben nicht seine tiefergehenden geistigen Merkmale ›des Westens‹ wie das Christentum. In der Regel wurde die Verbindung zwischen ›dem Westen‹ und christlichem Glauben aber nicht als fundamental erachtet. Am häufigsten erschienen beide Konzepte in einem Zusammenhang, wenn historische Zeitgenossen beklagten, dass ›der Westen‹ zu säkularisiert geworden sei und viele ›Westler‹ ihr Leben nicht mehr nach den Worten Gottes ausrichteten. Daraus wurde aber kaum geschlussfolgert, dass ›der Westen‹ nicht mehr existierte. Man mochte den Bedeutungsverlust von Religion bedauern und den Untergang des christlichen Abendlandes feststellen; die transatlantische Gemeinschaft des Westens blieb aber ungeachtet der Verweltlichung bestehen.

Dies änderte sich in der Frühphase des Kalten Krieges, in der ›der Westen‹ zunehmend nicht mehr nur als politische, sondern auch als Kulturgemeinschaft begriffen wurde, die sich über das christliche Erbe definierte. Ein wichtiger Grund hierfür mag darin gelegen haben, dass sich die Zweiteilung des europäischen Kontinents in eine anglo-amerikanische und eine sowjetische Einflussphäre, wie sie am Ende des Zweiten Weltkrieges entstanden war, nicht mit den bis dato gängigen Grenzen des politischen Westens deckte. Denn sowohl die früheren faschistischen Feindesstaaten (West-)Deutschland und Italien als auch die Militärdiktaturen Francos und Salazars lagen im Bereich des Westblocks. Portugal und Italien wurden 1949 sogar als Gründungsmitglieder in die NATO aufgenommen.

Um die Nachkriegsordnung und das ›westliche‹ Verteidigungsbündnis zu legitimieren und den Zusammenhalt der westlich des ›Eisernen Vorhanges‹ gelegenen Nationen zu fördern, reichte der Begriff des Westens als politischer Gemeinschaft nicht mehr aus; vielmehr begünstigte die historische Situation eine Neukonzeptualisierung ›des Westens‹ als Kulturgemeinschaft. Mit dem Verweis auf das gemeinsame christliche Erbe konnte erstens die Demarkation vom atheistischen ›Osten‹ forciert und zweitens die menta-

20 Zum Zweiten Weltkrieg als Wendepunkt in der Geschichte rassistischer Ideologien s. auch Frank Furedi: *The Silent War. Imperialism and the Changing Perception of Race*, London 1998.

21 Zum Abendlandbegriff s. Axel Schildt: *Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre*, München 1999; Vanessa Conze: *Das Euro-*

pa der Deutschen. Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung (1920–1970), München 2005.

le Inklusion Westdeutschlands, der Apenninhalbinsel sowie der iberischen Halbinsel in ›den Westen‹ vollzogen werden. Dieser semantische Wandel zeigte sich auch in der zunehmenden Verwendung der Begriffe ›westliche christliche Zivilisation‹, ›westliches Christentum‹ und ›christlicher Westen‹.²²

Dies bedeutete nicht, dass der Begriff des Westens als politischer Gemeinschaft verschwand oder nachrangig wurde. Beide Konzeptionen ›des Westens‹, die kulturelle und die politische, prägten den Begriff der Nachkriegszeit und wurden häufig im Zusammenhang gedacht, z. B. indem demokratische Werte wie die Achtung der Menschenwürde aus der christlichen Religion hergeleitet wurden. ›Der Westen‹ als politische Gemeinschaft erschien damit gleichsam als das Resultat vom ›Westen‹ als Kulturgemeinschaft. Die autoritären Staatsformen Spaniens und Portugals blieben demnach weiterhin problematisch bzw. wurden durch diese doppelte Definition ›des Westens‹ überhaupt erst zu einem grundsätzlichen Problem. Da Spanien und Portugal kulturell zum ›Westen‹ gehörten, schien es, dass ihre Staatsformen mittelfristig demokratisiert werden mussten, um die Diskrepanz zwischen politischem und kulturellem ›Westen‹ aufzulösen bzw. den Begriff des Westens als politischer Gemeinschaft nicht an Plausibilität verlieren zu lassen.

Die zunehmende Säkularisierung und der kontinuierliche Mitgliederschwund der Kirchen in Westeuropa seit den 1960er Jahren stellte dann wiederum die unmittelbare Bedeutung des Christentums als Wesensmerkmal ›des Westens‹ in Frage. Jedenfalls wurde ›der Westen‹ immer seltener direkt über das christliche Erbe definiert. Mit der zunehmenden Liberalisierung der Bundesrepublik und Italiens in den 1950ern und 1960ern sowie der Demokratisierung Spaniens und Portugals in den 1970ern und 1980ern wurde die Definition ›des Westens‹ über liberal-demokratische Werte hingegen zementiert.²³

›Der Westen‹ als Schlüsselbegriff der Neueren Geschichte hat seit seiner Entstehung im 19. Jahrhundert vier grundlegende Bedeutungen erhalten, die zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen

Kontexten relevant waren: Mit dem Begriff konnte auf die moderne Zivilisation der europäischen und nordamerikanischen Industriegesellschaften, die ›weiße Rasse‹ der Europäer und ihrer Siedlergesellschaften in Übersee, die Kulturgemeinschaft Nordamerikas und Westeuropas und die politische Gemeinschaft liberaler Demokratien beidseitig des Atlantiks verwiesen werden. Vor dem Ersten Weltkrieg trat der Begriff vor allem in Diskussionen über die Beziehungen der europäischen und nordamerikanischen Staaten mit Japan, China und anderen Gesellschaften Asiens, des Nahen und Mittleren Ostens und Afrikas auf. ›Der Westen‹ als rassische Kategorie tauchte in von Rassendenken geprägten Untergangsdiskursen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf. Zum Verweis auf eine Kulturgemeinschaft erlebte der Begriff seine Blüte im Kontext des frühen Kalten Krieges. Definitionen ›des Westens‹ über liberale Werte gehen bis in die 1830er zurück, hatten ihre größte Relevanz allerdings im 20. Jahrhundert, vor allem im Kontext der beiden Weltkriege und dann in der globalen Auseinandersetzung der USA und ihrer westeuropäischen Verbündeten mit der Sowjetunion. Seit den 1960er Jahren scheint die Gleichsetzung von ›Westen‹ mit der demokratischen Staatsform und pluralistischen Gesellschaftsordnungen gegenüber konkurrierenden Charakterisierungen dominant geworden zu sein.

Allerdings wäre es voreilig, die Begriffsgeschichte des Westens derart zu deuten, dass die demokratische Definition sich nach lange hinziehenden Deutungskämpfen ein für allemal durchgesetzt habe. Die Geschichte zeigt vielmehr, dass verschiedene Interpretationen ›des Westens‹ zu unterschiedlichen Zeiten plausibler waren, je nachdem, wie gut sie sich mit sachgeschichtlichen Entwicklungen in Einklang bringen ließen. Dementsprechend können Bedeutungsgehalte, die zwischenzeitlich in den Hintergrund traten, in neuen historischen Kontexten auch wieder reaktiviert werden.

Wie die große Resonanz von Samuel Huntingtons These vom »Kampf der Kulturen« verdeutlicht, erlebte die kulturgemeinschaftliche Interpretation ›des Westens‹ in den 1990er Jahre im Zuge der Herausforderung des islamistischen Terrorismus eine Renaissance.²⁴ Nicht auszuschließen ist auch, dass Rechtspopulisten versucht sein könnten, rassische Definitionen ›des Westens‹ wieder hoffähig zu machen, um eine

22 Zum Begriff des Westens als Kulturgemeinschaft nach 1945 s. Jasper M. Trautsch: »The Concept of the West«, in: *Critical Muslim* 20 (2016), S. 18–33.

23 Zur Liberalisierung der Bundesrepublik und damit ihrer Angleichung an die politischen Werte ihrer westeuropäischen Nachbarn und der USA s. Anselm Doering-Manteuffel: *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999.

24 Samuel P. Huntington: *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York 1996.

weitere Immigration und die Aufnahme von Flüchtlingen in Europa und Nordamerika zu erschweren.

Andererseits erscheint es auch denkbar, dass der Begriff des Westens seine Relevanz für die politische Kommunikation verlieren wird, wenn die europäischen und nordamerikanischen Gesellschaften immer heterogener werden, asiatische Staaten Europa und Nordamerika wirtschaftlich und technologisch überholen und die liberale Demokratie auf beiden Seiten des Atlantiks in Frage gestellt wird.

ZUR MIGRATION MUSIKALISCHER BEGRIFFE IM EUROPA DER FRÜHEN NEUZEIT

Sabine Ehrmann-Herfort

1. WAS IST MUSIKALISCHE BEGRIFFSGESCHICHTE?

Wenn wir über Musik und ihre Erscheinungsformen sprechen, gebrauchen wir Fachwörter, die in der Regel bereits eine sehr lange Geschichte haben.¹ Viele dieser musikalischen Fachwörter sind in Italien entstanden und haben sich danach in der westlichen Musikwelt verbreitet. Zur Entstehung und Prägung eines bestimmten Begriffs gehören eine besondere historische Situation, ein spezifisches soziales Ambiente und natürlich ein musikalischer Sachverhalt bzw. eine Musik, auf die dieses Fachwort gemünzt ist. In der Folgezeit hat sich das fokussierte musikalische Phänomen dann weiterentwickelt und beispielsweise durch reisende Musiker Verbreitung erfahren. Die Sache wird nun international bekannt und auch in anderen europäischen Ländern (bisweilen auch im globalen Zusammenhang) rezipiert. Das Fachwort, das die entsprechende Musik oder den dazugehörigen musikalischen Sachverhalt von Anfang an benannt hat, kann seinem Gegenstand wie ein Schatten folgen. Dabei bleibt das Fachwort häufig gleich, während die von ihm bezeichnete Sache im Laufe ihrer Geschichte Wandlungen erfährt. Manchmal ändert sich freilich auch die Benennung, so dass in unterschiedlichen Kulturräumen verschiedene Fachwörter für ein und denselben musikalischen

Sachverhalt genutzt werden. Die Interaktionen zwischen der Benennung musikalischer Zusammenhänge, den daran geknüpften Bedeutungen und der damit verbundenen Sachgeschichte untersucht die musikalische Begriffsgeschichte.²

Fokussiert man die Entwicklungen dieser Begriff-Sache-Relationen, so wird deutlich, welche historische Tiefendimension die musikalischen Begrifflichkeiten auszeichnet. Meist wird in der musikwissenschaftlichen Lexikographie nur vermittelt, was eine gesuchte Bezeichnung heute bedeutet, so dass sie in aktuellen Kontexten »richtig« anwendbar ist. Bei dieser Sicht handelt es sich jedoch häufig nur um die Spitze eines Eisberges. Denn das musikalische Phänomen und sein Name sind keine fixen Größen, sondern haben in der Regel eine lange und wechselseitige Geschichte. Aktuelle Ausprägungen einer musikalischen Sache sind vielfach historisch gewachsen, geschichtliche Details und an sie geknüpfte Bedeutungsstufen können nur durch den Blick auf und in die Geschichte verständlich werden. Wie ein Schwamm saugt der musikalische Begriff all diese Informationen in sich auf und speichert sie. Das Zusammenspiel zwischen

1 Der vorliegende Text geht auf einen Vortrag zurück, der am 24.01.2017 im Rahmen des Workshops *Semantics of Space. Conceptual History Perspectives* im Deutschen Historischen Institut in Rom gehalten wurde. Rolf Petri (Università Ca' Foscari Venezia) und das Forschungsprojekt »Spaces of Expectation« haben diesen Beitrag zum Tagungsprogramm angeregt, wofür ich allen herzlich danke.

2 Christian Kaden hat zu Recht darauf hingewiesen, dass die eben skizzierten Beziehungen nur für die »Kammlagen der Theorie« zutreffen. Bei einer Öffnung des zu untersuchenden Feldes hin zum Alltagssprachlichen und Praktischen stellen sich dagegen vielfältige Hybridisierungen ein. Vgl. Christian Kaden: »Was hat Musik mit Klang zu tun?!« Ideen zu einer Geschichte des Begriffs »Musik« und zu einer musikalischen Begriffsgeschichte, in: Karlheinz Barck/Martin Fontius/Wolfgang Thierse (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe. Studien zu einem historischen Wörterbuch*, Berlin 1990, S. 134–180, hier S. 144 f. Ernst Müller danke ich für den Hinweis auf diesen Beitrag.

einer musikalischen Bezeichnung und dem durch sie gekennzeichneten Sachverhalt in synchroner und diachroner Perspektive zu untersuchen, ist Aufgabe der musikalischen Begriffsgeschichte, die begriffsgeschichtliche und bedeutungsgeschichtliche Forschungen bündelt.

2. BEGRIFFSGESCHICHTE IN DER MUSIKWISSENSCHAFT

In der europäischen musikwissenschaftlichen Forschung gibt es derzeit nur wenige herausragende begriffsgeschichtliche Projekte, die freilich in der Mehrzahl abgeschlossen sind.

1. Das sicherlich ambitionierteste Projekt des deutschsprachigen Bereichs ist das von Hans Heinrich Eggebrecht und nach ihm von Albrecht Riethmüller herausgegebene *Handwörterbuch der musikalischen Terminologie* (HmT). In diesem von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz getragenen Langzeitunternehmen erschienen von 1971 bis 2005 rund 250 umfassende Begriffsmographien, welche die Geschichte von Begriffen vorwiegend der europäischen Kunstmusik diskutieren. Das lexikographisch ausgerichtete Projekt wurde mit der 40. Auslieferung im Herbst 2005 beendet; die bis dahin erarbeiteten begriffsgeschichtlichen Beiträge sind nunmehr über das Portal der Virtuellen Fachbibliothek Musikwissenschaft (ViFaMusik) konsultierbar.³

Methodisch geht das *Handwörterbuch der musikalischen Terminologie* von den musikalischen Fachwörtern bzw. Termini aus, denen es im Denken und Sprechen über Musik eine von jeher maßgebende Rolle zuerkennt. So beschreibt der Herausgeber des begriffsgeschichtlichen *Handwörterbuchs*, Hans Heinrich Eggebrecht, die Methoden und Ziele seines Projekts folgendermaßen: »Im Bezeichnungsprozeß spielt sich ein Begreifensprozeß ab, dessen Entschlüsselung die musikalische Terminologie zu einem Verstehensinstrument für Sachen und Sachverhalte in ihrem geschichtlichen Sein und Gelten macht.«⁴ Angesichts der Tatsache, dass Musik an sich primär begriffslos ist, kommt den die musikalische Materie erfassenden Benennungen, die als Verstehensprozesse beschrieben werden können, eine prägende Rolle zu. Für Eggebrechts *Handwörterbuch* ist das

»richtige« Verstehen eines musikalischen Fachworts unmittelbar abhängig vom ursprünglich intendierten Bedeutungsgehalt, den es jeweils zu erforschen gilt. »Diese Jeweiligkeit des Bedeutens der musikalischen Termini will das *Handwörterbuch* aufschlüsseln, indem es den musikalischen Gebrauch der Wörter nennt, datiert und belegt und dabei so chronologisch und geschichtlich verfährt, wie die Wortverwendungen zeitlich aufeinanderfolgen und geschichtlich zusammenhängen. Insofern versteht sich musikalische Terminologie als Wissenschaft von der Bedeutungsgeschichte musikalischer Fachwörter.«⁵

Eggebrechts Bestimmung der Methoden und Ziele musikalischer begriffsgeschichtlicher Forschung erscheint nach wie vor aktuell. So belegt Markus Bandur, an die Methodik des *Handwörterbuchs* anknüpfend, in seinem Beitrag »Musikalisches Wissen und seine Geschichte als lexikographische Herausforderung. Das *Handwörterbuch der musikalischen Terminologie*«⁶ die Bedeutung der begriffsgeschichtlichen Forschung für die Historische Musikwissenschaft, indem durch begriffsgeschichtliche Zugriffe historische Tiefendimensionen des musikalischen Wissens und Denkens über Musik erschlossen werden. Somit erweist sich das musikalische Fachvokabular auch für künftige Forschungen als umfangreicher Speicher von Informationen, der frühere Bedeutungsschichten und komplexe historische Prozesse in sich trägt.⁷

2. Gianmario Borio gemeinsam mit Carlo Gentili veröffentlichte dreibändige Publikation *Storia dei concetti musicali*⁸ konzentriert sich dagegen auf wenige

³ <https://www.vifamusik.de> (Zugriff am 29.04.2017).

⁴ Vgl. Hans Heinrich Eggebrecht: »Vorwort« zum *Handwörterbuch der musikalischen Terminologie*, Herbst 1971, S. 1.

⁵ Dass hier auch ganz andere Deutungsmodelle denkbar sind, hat Christian Kaden gezeigt und auf die Möglichkeit verwiesen, dass die Sachgeschichte der Musik selbst schon Begriffsgeschichte sei. Im Blick auf Musik und Sprache geht Kaden deshalb von divergenten Modalitäten der Bedeutungsbildung aus, indem er von gestischen (Musik) und logischen (Sprache) Begrifflichkeiten spricht. Vgl. Kaden: »Ideen zu einer Geschichte des Begriffs ›Musik‹« (Anm. 2), S. 142 f.

⁶ Markus Bandur: »Musikalisches Wissen und seine Geschichte als lexikographische Herausforderung. Das *Handwörterbuch der musikalischen Terminologie*«, in: *Fontes Artis Musicae* 63 [2016] 3, S. 179–191.

⁷ Vgl. ebd., S. 188–190.

⁸ Gianmario Borio/Carlo Gentili (Hg.): *Storia dei concetti musicali. Armonia, tempo*, Rom 2007 (=Bd. 1); Dies. (Hg.): *Storia dei concetti musicali. Espressione, forma, opera*, Rom 2007 (=Bd. 2); Gianmario Borio (Hg.): *Storia dei concetti musicali. Melodia, stile, suono*, Rom 2009 (=Bd. 3). Im Blick auf die in diesen Untersuchungen genutzten Methoden sind die beiden Bd. 1 und Bd. 3 einleitenden Texte von Gianmario Borio sehr aufschlussreich. Vgl. Gianmario Borio: »La storia dei concetti musicali: metodi e obiettivi«, ebd., Bd. 1, S. 11–28; Ders.: »Parola – musica –

musikalische Schlüsselbegriffe (*armonia*, *tempo*/*espressione*, *forma*, *opera*/*melodia*, *stile*, *suono*), die seit der Antike die Grundlage musikalischer Diskurse bilden. Methodisch gehen die *Concetti musicali* anders vor als die Beiträge des *HmT*. Während es in diesen primär um die Geschichte musikalischer Termini geht, greifen jene weiter aus, indem sie im Blick auf die ausgewählten Begriffe vielfältige Bezüge zwischen der Begriffs- und Sachgeschichte und den zugehörigen Kontexten in verschiedenen zeitlichen Epochen und Sprachbereichen herstellen. Dabei leiten insbesondere »historische Knotenpunkte« (»nodi storici«) die Untersuchungen. Die Auswahl der vorgestellten *Concetti musicali* berücksichtigt für den musikalischen Diskurs zentrale Begriffe, die zugleich auch in der Lage sind, eine Brücke zu anderen Disziplinen zu schlagen und somit interdisziplinäre Qualitäten aufweisen.⁹

3. Gegenstand der von Fiamma Nicolodi und ihrem Team erarbeiteten Datensammlung des *Lessico della letteratura musicale italiana* (LESMU) ist der gesamte Wortschatz des italienischen gedruckten Musikschritftums vom 15. Jahrhundert bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts. Zu den (leider nur) auf CD-ROM publizierten Quellen zählen sehr unterschiedliche Textsorten: Traktate, Dokumente, Briefe, Libretti, erzählende Literatur, Partituren, Dichtung und Rezensionen¹⁰, die ganze Fülle textlicher Materialien also, in denen sich Definitionen, Äußerungen, Überlegungen und Reflexionen zu musikalischen Fragen finden. Die in LESMU zusammengetragene Datenbank ist deshalb so besonders, weil in ihr auch informelle Texte und feuilletonistische Dokumente Berücksichtigung finden. Begriffsgeschichtliche Deutungen liefert die beschriebene Quellensammlung zwar nicht, hat aber ihrerseits wichtige lexikologische und lexikographische Forschungen angestoßen.¹¹

contesto: l'evoluzione storica dei concetti musicali«, ebd., Bd. 3, S. 13–23.

9 Vgl. dazu Borio/Gentili: »Prefazione«, ebd., Bd. 1, S. 9f. Vgl. außerdem Borio/Gentili: »La storia dei concetti musicali«, ebd., S. 13: »I concetti che sono presentati in questi primi due volumi si prestano a un'analisi critica dei discorsi almeno per due ragioni: da un lato, essi sono *componenti fondamentali* della comunicazione musicale, [...] dall'altro lato, il loro approfondimento permette di *creare un ponte tra il discorso musicale e i discorsi delle altre arti*, della filosofia o delle scienze naturali.«

10 Vgl. *Lessico della letteratura musicale italiana*, Handbuch, S. 17.

11 Vgl. Fiamma Nicolodi/Paolo Trovato (Hg.): *Le parole della musica I. Studi sulla lingua della letteratura musicale in onore di Gianfranco Folena*, Florenz 1994; Dies. (Hg.): *Tra le note. Studi di lessicologia musicale*, Florenz 1996;

4. Im Rahmen des von Hermann Danuser geleiteten DFG-Projekts *Von »Exekution« zu »Performanz«* hat Laure Spaltenstein jüngst eine auf Begrifflichkeiten der musikalischen Aufführung fokussierte Arbeit vorgelegt, in der es primär um die Termini des Musikmachens geht.¹² Die Arbeit ist 2017 unter dem Titel *Berlin 1830, Wien 1870, München 1910. Eine Begriffsgeschichte musikalischer Aufführung im 19. Jahrhundert* erschienen und auch online zugänglich.¹³

Die angeführten Projekte – so unterschiedlich sie auch sein mögen – zeigen, dass sich begriffsgeschichtliche Forschung mittlerweile auch in der Musikwissenschaft etabliert hat.¹⁴ Verbindungen zur Vielzahl der begriffsgeschichtlichen Fragestellungen anderer Disziplinen werden allerdings eher selten thematisiert und untersucht.¹⁵ Dabei lassen sich oftmals gerade für musikwissenschaftliche Fachbegriffe auch interdisziplinäre Verflechtungen nachweisen, Konstellationen, die kulturelle Aspekte unterschiedlicher Disziplinen (wie beispielsweise Musik, Kunst, Literatur, Sprache etc.) vereinen und somit auch auf kulturwissenschaftliche Verankerungen der Fachbegriffe verweisen. Es spricht also vieles dafür, die begriffsgeschichtlich ausgerichtete Musikwissenschaft in einen interdisziplinären Diskurs einzubeziehen.

Dies. (Hg.): *Le parole della musica III. Studi di lessicologia musicale*, Florenz 2000.

12 In dieser Arbeit wird das Profil der Termini des Musikmachens nicht nur anhand übergreifender Entwicklungen, sondern auch in »örtlichen« Quellenstudien in dichter Weise beschrieben.

13 Mainz 2017 [Schott Campus, urn:nbn:de:101:1-201704191812].

14 So hat sich beispielsweise in aktuellen musikwissenschaftlichen Enzyklopädien eingebürgert, zu Beginn eines Eintrags stets auch begriffsgeschichtliche Aspekte zu berücksichtigen. Vgl. dazu Bandur: »Musikalisches Wissen und seine Geschichte (Anm. 6), hier S. 187.

15 Einen umfassenden Überblick über begriffsgeschichtliche Forschungen in Geschichte und Gegenwart vermittelt die Publikation von Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2016. Fragen der Ästhetik und angrenzender Bereiche werden in Karlheinz Barck u. a. (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe (ÄGB). Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Stuttgart/Weimar 2000–2005, diskutiert (dazu ausführlich Müller/Schmieder: ebd., S. 951–971). Einen Überblick über neuere Tendenzen der begriffsgeschichtlichen Forschung im Sinne einer historischen Semantik gibt auch Willibald Steinmetz: »Vierzig Jahre Begriffsgeschichte – *The State of the Art*«, in: Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger: *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*, Berlin/New York 2008, Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 2007, S. 174–197.

2. RAUM UND MUSIKALISCHE BEGRIFFSGESCHICHTE

Als performative Kunst ist die Musik schon per se stets mit Räumen und Örtlichkeiten verbunden.¹⁶ Auch die Verbreitung und Vermittlung von Musik und musikalischem Wissen erfolgt in Räumen, und zwar insbesondere in regionalen, sozialen und kulturellen Räumen. Auf diese Weise können der Raum und die ihn prägenden unterschiedlichen Raumvorstellungen zu einem Forschungsfeld für kulturwissenschaftliche und begriffsgeschichtliche Untersuchungen werden. In der Musikwissenschaft ist die Wendung zum *spatial turn* noch einigermaßen frisch.¹⁷ In diesem kulturwissenschaftlich ausgerichteten *turn* artikuliert sich ein verändertes Raumverständnis. An die Stelle einer physisch-territorialen Raumvorstellung tritt ein vorrangig relationaler Raumbegriff, der die Raumbildung auf der Basis von Wahrnehmung, Aneignung und Machtverhältnissen fokussiert.¹⁸ Ein solchermaßen modifizierter Raumbegriff kann als Instrument zur Ergründung und Veranschaulichung sozialer Beziehungen und Praktiken dienen. Hierzu können auch kulturelle Praktiken gehören, die im weiten Bedeutungsfeld der jeweiligen musikalischen Begriffe angesiedelt sind. Daraus resultiert ein relationales Raumverständnis, das insbesondere lokale und regionale Räume aufwertet. Dabei rücken auch Überlappungs- und Vermischungsprozesse zwischen ursprünglich getrennten kulturellen Räumen in den Blick.¹⁹

»Dynamische Bewegungen zwischen Räumen und Welten«²⁰ sind freilich stets auch bei der Verbreitung von musikalischen Fachbegriffen wirksam. Solche Bewegungen zwischen Kulturräumen lassen sich terminologisch nachvollziehen und bringen vielfach unterschiedliche Semantiken mit sich.²¹ Diese verweisen auf die bunte Vielfalt der Kulturräume und deren verschiedenartige Produktions-, Rezeptions- und Aufführungsgewohnheiten. Die Migration musikalischer Begriffe und der durch sie erfassten Prozesse und Sachen geht folglich mit Bedeutungsdifferenzen einher, mit regional und kulturell unterschiedlichen Erscheinungsformen und Profilierungen, die nicht zuletzt von vielgestaltigen Produktions- und Rezeptionshaltungen geprägt sind.

3. BEGRIFFSMIGRATIONEN UND KULTURRÄUME

Im Folgenden sollen drei Beispiele für solche Migrationsprozesse skizziert werden, bei denen sich Wanderbewegungen von musikalischen Fachbegriffen und den in diesen verdichteten musikalischen Prozessen mit semantischen Transformationen verbinden. Angesiedelt sind die Beispiele in unterschiedlichen kulturellen Räumen, und sie migrieren zwischen verschiedenen räumlichen Bezugssystemen auf jeweils eigene und besondere Art. Auch unterschiedliche Zeitbereiche werden angesprochen, wenngleich alle drei Fallbeispiele in der Frühen Neuzeit angesiedelt sind.²²

MIGRATIONSBEWEGUNG 1: KANTATE

Die Gattung der Kantate entsteht in Italien um 1600, der Begriff »Cantata« begegnet erstmals kurz danach um 1620 in venezianischen Sammlungen, so beispielsweise in Alessandro Grandis Zusammenstellung von *Cantade et Arie*, Venedig 1620, mit Stücken für eine Sologesangstimme über einem Bassfundament. In der Folgezeit etabliert sich das aus Italien stammende Konzept auch nördlich der Alpen, wo es zugleich erweitert wird. Zunächst fasst die Kantate in Hamburg Fuß, um 1700 ein namhaftes Handels- und

16 Gerade in der neuen Musik und ihrer Theorie seit 1950 spielt der Raum eine zentrale Rolle, dies insbesondere auch im Kontext von Theatralität. Vgl. jüngst Martin Zenck: *Pierre Boulez. Die Partitur der Geste und das Theater der Avantgarde*, Paderborn 2017, insbesondere S. 641–726; Gisela Nauck: *Musik im Raum – Raum in der Musik. Ein Beitrag zur Geschichte der seriellen Musik* (=Beihefte zum Archiv für Musikwissenschaft 38), Stuttgart 1997. Michel Foucault beispielsweise vertritt die These, das 20. Jahrhundert sei ein »Zeitalter des Raums« gewesen (vgl. Zenck, ebd., S. 714).

17 So enthält Silvia Serena Tschopp und Wolfgang E. J. Webers: »Einführung«, in: *Grundlagen der Kulturgeschichte*, Darmstadt 2007, keine Darstellung der Methode des *spatial turn*, wohl aber den »linguistic«, »iconic« und »performative turn« als mögliche Methoden kulturwissenschaftlicher Forschung. Vgl. Doris Bachmann-Medick: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg [2006] 2010; Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008.

18 Doris Bachmann-Medick: Art. »Spatial turn«, in: Ansgar Nünning (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart/Weimar 2008, S. 664 f.

19 Ebd., S. 665.

20 Ansgar Nünning: Art. »Raum/Raumdarstellung, literarische(r)«, in: ebd., S. 604–607, hier S. 606.

21 Vgl. für den literaturwissenschaftlichen Bereich Ottmar Ette: *Literatur in Bewegung. Raum und Dynamik grenzüberschreitenden Schreibens in Europa und Amerika*, Weilerswist 2001, S. 19.

22 Auch Kaden: »Ideen zu einer Geschichte des Begriffs »Musik«, S. 155–170, hat anhand von Reisebeschreibungen über die Orte von Musikbegriffen nachgedacht.

Kulturzentrum mit engen Verbindungen nach Venedig. Die zahlreichen Italienreisenden, die nicht nur zum Karneval in die Lagunenstadt reisten, dürften dort auch mit der aktuellen Kantatengattung in Berührung gekommen sein. Im Musikleben Hamburgs jedenfalls etabliert sich die neue Gattung schnell, und sie wird dort, in einem erweiterten Sinne, als »Singstück« und als »Gesangsstück« aufgefasst. Wie kaum eine andere literarisch-musikalische Gattung ihrer Zeit steht sie außerdem für aufklärerische Tendenzen und Sichtweisen.

Der Hamburger Musiker, Komponist und Publizist Johann Mattheson (1681–1764) nivelliert 1713 in seiner musiktheoretischen Schrift *Das Neu-Eröffnete Orchestre* (Hamburg 1713) für das deutsche Musikleben den Unterschied zwischen ursprünglich solistisch ausgeführten Kantaten und größer besetzten Serenaten. Mattheson begründet das mit mangelnden Gesangsfähigkeiten nördlich der Alpen, denn die deutschen Stimmen seien nun einmal nicht so »delicat« wie die italienischen und folglich auch nicht in solchem Maße wie die italienischen Stimmen für solistisches Singen geeignet.²³ Die Kantate wird deshalb in Deutschland gerade aus aufführungspraktischen Gründen sehr viel weiter gefasst als ihr italienisches Urbild.

Außerdem verbindet sich in Hamburg mit der neuen Gattung zugleich auch ein frisches und für die dortige Situation ebenfalls kennzeichnendes Attribut: die Konnotation mit »Freiheit« und die daran geknüpfte Assoziation der »Grillen«. Wie der Hamburger Kantatendichter Christian Friedrich Hunold (1680–1721; Pseudonym Menantes), sicherlich der berühmteste unter den deutschsprachigen galanten Autoren des frühen 18. Jahrhundert, 1722 in der gemeinsam mit Erdmann Neumeister verfassten Schrift *Die Allerneueste Art, zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen*

(Hamburg 1722)²⁴ ausführt, ist der Dichter beim Verfassen von Kantatentexten, anders als bei Oden, an nichts gebunden, »sondern lasset seine Grillen aus, wie er sie am bequemsten eingefangen.«²⁵ Die dichterische und musikalische Freiheit, welche die Kantatendichtung für Hunold und das Hamburger Kulturleben seiner Zeit auszeichnet, wird hier durch das Bild der »Grillen« veranschaulicht. Sie stehen für Hunold im positiven Sinn für spontane Einfälle und Launen, wenngleich die Metapher der Grillen in anderen aufklärerisch inspirierten Texten der Zeit auch negativ konnotiert wird, weil sie einem »vernünftigen Nutzen« entgegensteht.²⁶ Hunold jedenfalls sieht das für den dichterischen Kontext anders und betont in diesem Zusammenhang den herausragenden Rang, den die Kantate vor allen anderen Gattungen einnimmt.²⁷

Damit ist eine Vertonung angesprochen, die nicht strophenweise vorgeht.²⁸ Vielmehr akzentuieren die deutschen Quellen insbesondere die Vielfalt der zugrunde liegenden Textmodelle und heben für die Kantate die Bedeutung des dramatischen Elements in Nachbarschaft zu Oratorium und Serenata hervor, das keine strophische Vertonung vorsieht. Eine strophische Vertonung wird sogar abgelehnt und zwar mit der ästhetischen Begründung, es mache keinen guten Eindruck, wenn dieselbe Melodie für unterschiedliche Affekte verwendet werde.²⁹ Die enge

23 Johann Mattheson: *Das Neu-Eröffnete Orchestre*, Hamburg 1713, II,4, § 30, S. 177 f.: »Cantaten sind Vocal-Sachen, die mehr *Attention* meritiren. [...] Sie bestehen aus einer Abwechslung zwischen *Arien*, *Recitativ*, *Arietten*, *Arioso*, *Obligato*, und sonst anderen veränderlichen Sätzen, nach Erfordern der Worte, und Gutbefinden des *Componisten*. [...] Ihre Natur soll seyn, daß sie mit einer Stimme und dem Basso *Continuo* gesetzt wird, weil diejenigen *Piecen*, so mit mehr Stimmen oder *Instrumenten* sind, eigentlich unter die *Serenaden* gehören, wiewohl man dieses nur in Italien *observiret*, als wo sie uhrsprünglich herkommen, nicht aber hier zu Lande, wo vielleicht die Stimmen nicht so *delicat* sind, als in Welschland, und dannenhero eines *Accompagnements*, sich dahinter ein wenig zu verstecken, mehr als die Italiäner bedürffen.«

24 Vgl. dazu Herbert Jaumann: *Handbuch Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit*, Bd. 1, Berlin 2004, S. 475. Nach Jaumann ist der Text in einer ersten Fassung offenbar 1695–1697 entstanden, herausgegeben wurde er dann von Menantes (Hunold), Hamburg 1707.

25 Christian Friedrich Hunold: *Die Allerneueste Art, zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen*, Hamburg 1722, S. 284.

26 Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Bd. 11, Halle/Leipzig 1735, Sp. 922 f., Art. »Grillen«: »Grillen nennet man in der Gelehrsamkeit diejenigen Gedanken, die keinen wücklichen Nutzen haben. [...] Ein vernünftiger Mensch muß in allen seinem Vornehmen auf einen vernünftigen Nutzen sehen, wo nicht seine Handlungen vergeblich und folglich sündlich werden sollen.«

27 Hunold: *Die Allerneueste Art, zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen* (Anm. 25): »was die *Grandes* in Spanien, die Printzen vom Geblüte in Franckreich, die Mylords in Engelland, die Woywoden in Pohlen, die Bojaren in Moscau, die Bassen in Türckey, die Mandarinen in China, das sind die *Cantaten* in der Poesie und Music. Sie sind auch unvergleichlich nette, und ist so wohl vor einen Poeten als Musicum, kein *Genus* schöner als dieses.«

28 Eine solche strophische Struktur liegt beispielsweise noch den von Caspar Kittel 1638 in Dresden publizierten *Arien und Cantaten* zugrunde. In Kittels Publikation findet sich wohl erstmals im deutschsprachigen Raum der Begriff »Cantate«.

29 Hunold: *Die Allerneueste Art, zur Reinen und Galanten*

Nachbarschaft der Kantate zur Gebrauchsmusik der Serenata wird von deutschsprachigen Theoretikern immer wieder hervorgehoben, insbesondere vom Aufklärer Johann Christoph Gottsched (1700–1766), der in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf den ephemeren Charakter von Kantaten verweist, die fast immer auf besondere Personen und Gelegenheiten gemünzt seien, »die unsern Componisten zu nichts gedienet haben«.³⁰

Dass die ersten Rezipienten der italienischen Kantate in Hamburg für die neue Gattung insbesondere die angesprochene dichterische Freiheit betonen, passt gut zu der überaus großen Beachtung, welche die Kantate insgesamt in den Kreisen der Frühaufklärung erfährt. So verweist die mit der frühen deutschsprachigen Kantate konnotierte Freiheit des Dichters auf neue, frühaufklärerische Tendenzen, wie sie sich insbesondere in Hamburg, später auch in Leipzig und Halle als wichtigen Zentren der Frühaufklärung finden.³¹ Im bürgerlichen Kulturleben dieser Städte etabliert sich die neue Gattung. Waren es im Ursprungsland Italien vorrangig höfische Kontexte, in denen die Kantate gepflegt wurde, so wird sie in Deutschland zu einem wesentlichen Bestandteil der bürgerlichen Kultur. Auch die Semantik des frühen deutschen Kantatenbegriffs belegt eine solche Tendenz zur Verbürgerlichung.³²

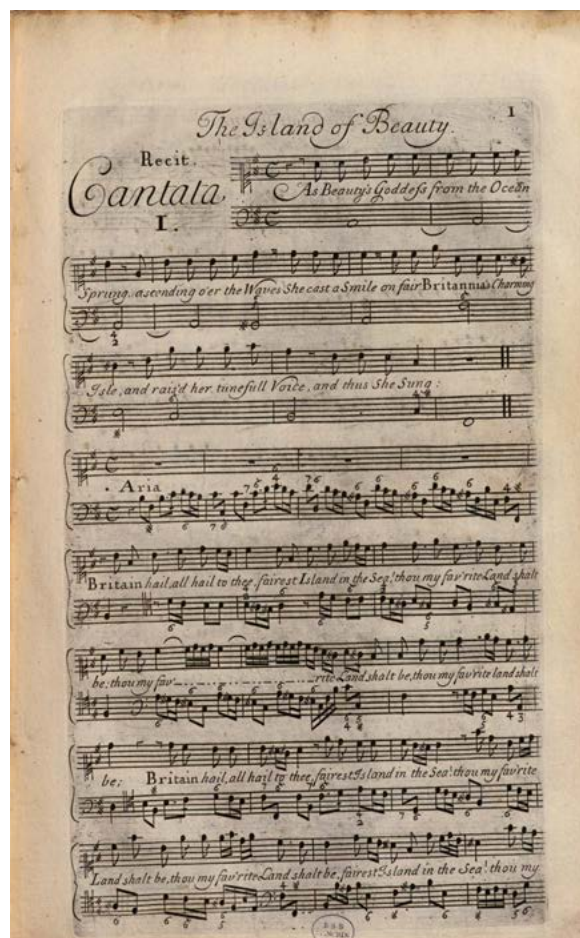


Abb. 1: Johann Christopher Pepusch: Cantata »The Island of Beauty«, aus: *Six English Cantatas*, London [1720], erste Seite, Bayerische Staatsbibliothek München.

Poesie zu gelangen (Anm. 25), S. 284: »Allein wie übel es läst, wenn unterschiedliche *Affectus* einerley *Melodie* haben, oder die *Musicalische Variation* auf widrige und *incommode* Wörter fällt, kan jedweder leicht *judiciren*.«

30 Johann Christoph Gottsched: *Versuch einer Critischen Dichtkunst durchgehends mit den Exempeln unserer besten Dichter erläutert*, Leipzig 1751, II, 3: »Von Cantaten, Serenaten, und Kirchenstücken, oder Oratorien«, S. 729.

31 Auch Gottsched, ebd., empfiehlt Dichtern, die über eine »natürliche, fließende und bewegliche Schreibart« verfügen, sich vermehrt auf das Verfassen von Kantatentexten zu verlegen. Das hätte, so Gottsched, auch ganz praktisch zur Folge, dass man nun endlich die Texte versteht, weil sie Deutsch und nicht Italienisch sind. »Denn wie will er [der Sänger] den Worten mit der gehörigen Art ihr Recht thun, wenn er wie ein Papagey, oder wie eine Schwalbe, lauter unverständene Sylben hergurgelt, oder abzwitschert?«

32 Vgl. dazu das Symposium »Die Kantate als Katalysator. Zur Karriere eines musikalisch-literarischen Strukturtypus um und nach 1700«, das vom 20.–22.11.2014 am Interdisziplinären Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung (IZEA) stattfand. Der Druck der Symposiumsbeiträge in den *Halleschen Beiträgen zur Europäischen Aufklärung* ist in Vorbereitung. Vgl. dazu außerdem Hansjörg Drauschke: »Johann Matthesons Kantatenproduktion. Zur Auseinandersetzung Hamburger Komponisten mit einem italienischen Modell«, in: Simon Kannenberg (Hg.): *Studien zum 250. Todestag Johann Matthesons. Musikschaffstellerei und -journalismus in Hamburg*, Berlin 2017, Musik und. Eine Schriftenreihe der

In England wird die beliebte italienische Gattung der Cantata bereits um 1708 übernommen, allerdings sogleich mit Texten in englischer Sprache »eingebürgert«.³³ Allerdings verändert das Genus bei seiner »Reise« von Italien nach England ebenfalls seinen Charakter. So hebt Ephraim Chambers 1728 in der ersten englischsprachigen Enzyklopädie an der Cantata hervor, sie sei »extremly fantastical and capricious«, »and seems only to please by its Novelty«.³⁴ Ähnlich wie in Hamburg sind auch bei der englischen Kantatenadaption Neuartigkeit und der

Hochschule für Musik und Theater Hamburg, N. F. 12, S. 141–189.

33 Die erste im Englischen auch so bezeichnete Cantata stammt wohl von Daniel Purcell, »Love, I defy thee«, veröffentlicht in John Walsh: *Monthly Mask of Vocal Musick*, 1708. Vgl. Malcolm Boyd/James R. Goodall: Art. »The English cantata to 1800«, in: Stanley Sadie (Hg.): *The New Grove Dictionary of Music and Musicians*, Bd. 5, London 2001, S. 35 ff. Danach begegnet Cantata häufig auf Titelblättern, so beispielsweise bei Johann Christoph Pepusch: *Six English Cantatas*, London 1710.

34 Ephraim Chambers: *Cyclopaedia*, London 1728, S. 150 a.

Hang zum Phantastischen und Kapriziösen prägende Aspekte. Während also solche Eigenschaften Anfang des 18. Jahrhunderts ein spezifisch »nördliches« Interesse an dieser Gattung kennzeichnen, stehen sie bei der italienischen Kantatenproduktion niemals im Vordergrund.

MIGRATIONSBEWEGUNG 2: MADRIGAL

Der Begriff Madrigal findet sich im 16. Jahrhundert zunächst in Oberitalien und in Florenz, ehe er mit den Komponisten des Medici-Umfeldes nach Rom wandert. Das Madrigal, das als erste italienische Gattung auch die italienische Sprache nutzt, wird vom Hause Medici zur Politisierung von Musik im Dienste der Machtdemonstration genutzt. So wirkt die florentinische Sprache, die »volgar lingua«, daran mit, eine Gemeinschaft im Umfeld des Hauses Medici zu schaffen³⁵ und für die Angehörigen dieser Gemeinschaft kulturelle Identität zu stiften.³⁶ Vermutlich ist bereits auch die Namensgebung »Madrigal« im Kontext eines erstarkten Traditionsbewusstseins in Florenz zu verstehen. Der von der Bedeutung »muttersprachlich« abgeleitete Begriff »matricale« bzw. »matrighale« ist spätestens seit den 1520er Jahren allgemein verbreitet und scheint im Blick auf die neue Gattung des Cinquecento-Madrigals eine Tradition zu konstituieren, die bis in die Zeit der italienischen Trecento-Musik zurückreicht.

Da setzt die Rezeption des Madrigals in Deutschland und England völlig andere Akzente. Während in Italien nach der beschriebenen politischen Instrumentalisierung durch die Medici im späteren Madrigal die musikalische Darstellung von Emotionen eine zentrale Rolle spielt, wird das Madrigal dann unter französischem Einfluss verändert und mit einem »zärtlichen und artigen Einfall« konnotiert.³⁷ So verbindet sich sowohl in Deutschland wie auch später in England Madrigal mit Bezeichnungen wie »Lied« oder »Song«. Während also in Italien die »großen Emotionen« die Gattung prägen, sind es in Deutschland eher »fröhli-

che oder lustige Lieder«³⁸ oder in England vorrangig kontrapunktische Formationen.³⁹

Der englische Musiker Christopher Simpson (1605–1669) nennt Mitte des 17. Jahrhunderts aus dem Bereich der weltlichen Vokalmusik, die dem bürgerlichen Vergnügen des Menschen diene, an erster Stelle das Madrigal. Allerdings identifiziert auch er das Madrigal zugleich mit Fugen und anderen »Blüten« der Figuralmusik. Das englische Madrigal ist also für ihn und die englische Rezeption vorrangig kontrapunktisch geprägt und vielstimmig angelegt. In Italien dagegen hatte sich das schon etwa fünfzig Jahre zuvor grundlegend verändert, indem der konzertierende Stil nunmehr auch für das Madrigal bestimmend wurde. So lässt sich an der deutschen und englischen Rezeption des Begriffs Madrigal und am Profil der Gattung selbst ablesen, wie weit die Rezeption des Madrigals nördlich der Alpen von den gesellschaftlichen und politischen Implikationen entfernt ist, die das frühe italienische Madrigal in Florenz und Rom im 16. Jahrhundert zunächst bestimmt hatten, zumal das italienische Madrigal vornehmlich an italienischen Höfen gepflegt wird, während die Weiterentwicklung des Madrigals nördlich der Alpen mit einer Verbürgerlichung einhergeht.

38 Vgl. Daniel Speer: *Grund-richtiger, Kurtz-Leicht- und Nöthiger, jetzt Wol-vermehrter Unterricht der Musicalischen Kunst. oder Vierfaches Musicalisches Kleeblatt*, Ulm 1697, S. 285 b: »Madrigalien, lustige Lieder«. *Kurtzgefaßtes Musicalisches Lexicon*, Chemnitz 1749, S. 211 f.: »Madrigale, sind insgemein lustige Lieder: eigentlich sind es eine Art Verse in der Poesie, welche zur Music gar beqvem sind, wie denn keine Art der Gedichte, so sich in ein künstlich Concert besser darzu schicke, als diese, und haben die Freyheit, daß man die Zeilen nach seinem Gefallen lang oder kurtz unter einander mischen darff, ja wenn sich auch gleich eine Zeile gar nicht reimet.« Heinrich Fuhrmann: *Musicalischer Trichter, dadurch ein geschickter Informator seinen Informandis die Edle Singe-Kunst nach heutiger Manier bald und leicht einbringen kann*, Franckfurt an der Spree 1706, S. 85: »Magdrigale, ist ein frölich Lied, so geschwinde gehet, weil es gemeiniglich mehrentheils aus Semiminimis, Fusen, Semifusen, und geschwinden Tripeln besteht.«

39 Christopher Simpson: *A Compendium of Practical Musick*, London 1667, S. 139: »Of Vocal Musick made for the solace and civil delight of man, there are many different kinds; as namely, *Madrigals*, in which Fuges and all other Flowers of Figurative Musick are most frequent. Of these you may see many Sets, of 3, 4, 5, and 6 Parts, published both by English and Italian Authors.«

35 Vgl. Christiane Maaß: *La lingua nostra patria. Die Rolle der florentinischen Sprache für die Konstitution einer florentinischen WIR-Gemeinschaft im Kreis um Lorenzo de' Medici*, Materialien zur Geschichte der Sprachwissenschaft und der Semiotik, Bd. 13, Münster 2002.

36 Ebd., S. 34.

37 Johann Gottfried Walther: *Musicalisches Lexicon oder musicalische Bibliothec*, Leipzig 1732, S. 376 b.

MIGRATIONSBEWEGUNG 3: OPER

Auch die Entstehung des Fachbegriffs Oper zur Bezeichnung der neu konzipierten Bühnenwerke setzt Migrationsprozesse voraus und erfolgt bezeichnenderweise vor allem außerhalb Italiens. Die Etablierung des Begriffs vollzieht sich insbesondere im englischen und im französischen Kulturraum. Ein wichtiger Protagonist für diesen Transfer ist der Chronist und Italienreisende John Evelyn (1620–1706). In seinem englischsprachigen Tagebuch findet sich 1644 einer der ersten Belege für das Fachwort ›Opera‹. Evelyn stand mit der italienischen Musikszene der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in intensivem Kontakt, worüber sein Tagebuch Auskunft gibt. So berichtet er in einem Eintrag vom 19. November 1644 von einer öffentlichen Opernaufführung in Rom, die er als »a public opera« kennzeichnet und zugleich mit »show« und »Unterhaltung« in Verbindung bringt.⁴⁰ Auch in Deutschland wird Opera dann zu Beginn des 18. Jahrhunderts vorrangig mit performativen Elementen verknüpft.⁴¹

Früher als in Deutschland etabliert sich die Bezeichnung Opera jedoch in England, und zwar offenbar insbesondere durch John Evelyn. War noch Mitte des 17. Jahrhunderts in England dramatische Musik, wie sie die Oper ausmacht, eher unbekannt,⁴² so hat sie

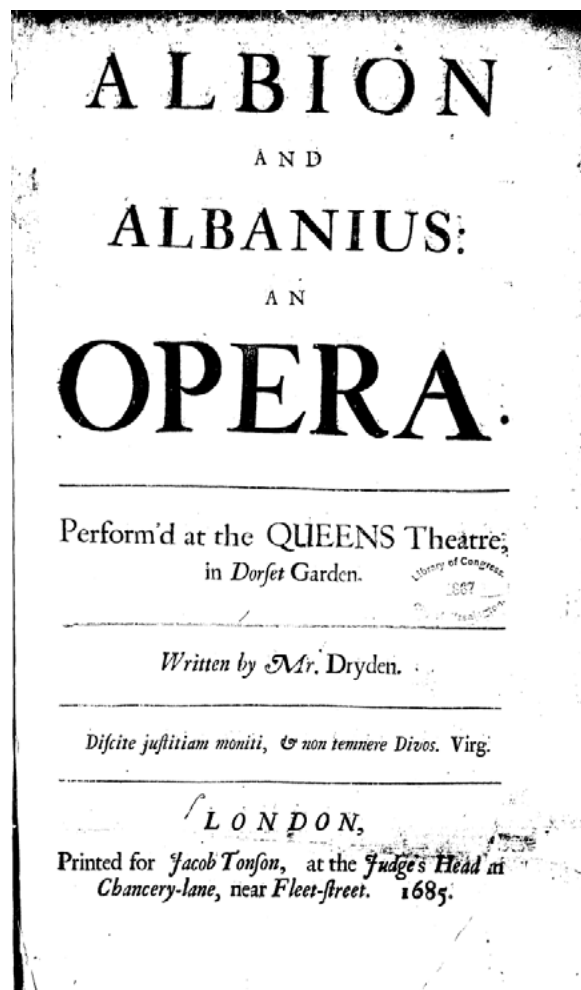


Abb. 2: John Dryden/Louis Grabi: *Albion and Albanus*, London 1685 [Onlineressource Bayerische Staatsbibliothek in München].

sich dennoch bald schnell und offenbar selbstverständlich verbreitet. Bereits 1660 findet sich im *Diary* des Londoner Bühnenenthusiasten Samuel Pepys (1633–1703) die italienische Bezeichnung ›Opera‹ im Kontext eines Bühnenstücks des englischen Schriftstellers und Theaterimpresarios William Davenant.⁴³ Dieser selbst spricht in seinem Libretto – es gehört zu der 1656 aufgeführten englischen ›Oper‹ *The siege of Rhodes* – im Übrigen noch nicht von ›Opera‹, sondern von ›Representation‹.⁴⁴

Madrigals, in which Fuges and all other Flowers of Figure Music are most frequent. Of these you may see many Sets, of 3, 4, 5, and 6 Parts, published both by *English* and *Italian* Authors. Next, the *Dramatick* or *Recitative* Musick; which (as yet) is something a stranger to us here in *England*.

40 William Bray (Hg.): *Diary and correspondence of John Evelyn*, Bd. 1, London 1850, S. 122: »Bernini, a Florentine sculptor, architect painter, and poet, who, a little before my coming to the city [Rome], gave a public opera (for so they call shows of that kind), wherein he painted the scenes, cut the statues, invented the engines, composed the music, writ the comedy, and built the theatre.« Die Musik des Opern-Werks schreibt Evelyn freilich irrtümlich dem Bildhauer und Baumeister Gian Lorenzo Bernini zu. Unklar ist, welches Werk Evelyn hier anspricht, eventuell Stefano Landis: *S. Alessio. Damma Musicale*, Rom 1634, mit Bühnenbildern von Bernini. Vgl. Saverio Franchi: *Drammaturgia romana*, Bd. 1, Rom 1988, S. 201 f. Ein halbes Jahr später, im Juni 1645, bezieht Evelyn anlässlich der Beschreibung einer Bühnen-Darbietung in Venedig den Begriff Opera zusätzlich auch auf die aufführende Institution und das gastgebende Opernhaus: »This night, having with my Lord Bruce taken our places before, we went to the Opera, where comedies and other plays are represented in recitative music, by the most excellent musicians, vocal and instrumental, with variety of scenes painted and contrived with no less art of perspective, and machines for flying in the air, and other wonderful motions; taken together, it is one of the most magnificent and expensive diversions the wit of man can invent« (ebd., S. 204).

41 Vgl. beispielsweise Johann Hübner: *Reales Staats- und Zeitungs-Lexicon*, Leipzig 1704, Sp. 803: »Opera ist ein musicalisches Schauspiel, in Versen bestehend, worbey insgemein Däntze und kostbare Maschinen vorkommen.«

42 Simpson: *A Compendium of Practical Musick* (Anm. 39), S. 139: »Of Vocal Musick made for the solace and civil delight of man, there are many different kinds; as namely,

43 »...Where among other things I was pleased that I could find out a man by his voice, who, I had never seen before, to be one that sang behind the curtaine formerly at Sir W[illiam] Davenant's opera...« Vgl. Samuel Pepys: *Die Tagebücher*, Bd. 1 (1660), Berlin 2010, S. 219 (Eintrag vom 28.06.1660).

44 Und davon, dass Rezitative noch nicht praktiziert würden. Oper ist also in England in den 1660er Jahren, obwohl als

Das ändert sich erst 20 Jahre später, wenn 1685 John Drydens englisches Libretto *Albion and Albanus* wohl erstmals in London »An opera« genannt wird.⁴⁵ Der Begriff wird nun für das englischsprachige Musiktheater selbstverständlich verwendet und mit »entertainment«, »action« und »singing« verbunden.⁴⁶ Erst 1706 gibt es in London auch eine italienische Oper, die ebenfalls als »opera« bezeichnet wird. Giovanni Maria Bononcini's *Camilla* wird bei ihrer Aufführung in London »Opera« genannt, während das Stück in Venedig 1698 noch als »Drama Da rappresentarsi in Musica« bezeichnet wurde. Ab den 1720er Jahren entsteht als Pendant zur italienischen Oper die sogenannte Beggar's opera, die große Popularität gewinnt und die, von einer Metaebene aus, die italienischen Oper parodiert, indem sie diese »von unten« kommentiert.

Die Entwicklung der neuen Gattung Oper, wie sie im repräsentativen Kontext der italienischen Höfe entsteht, ist also keineswegs geradlinig mit der ihr später unmittelbar zugehörigen Fachbezeichnung verbunden. Im Gegenteil. Erst Reisende, die sich wie John Evelyn eine Weile in Italien aufhielten, brachten Erfahrungen mit der neuen Gattung in ihre Heimatländer und in die dortige Kultur.

So entsteht einer der zentralen musikalischen Fachbegriffe interessanterweise aus umgangssprachlichen Wendungen und ist zunächst in informellen Dokumenten wie Reiseberichten belegt.⁴⁷ Auch die Zeitgenossen haben immer wieder bestätigt, dass der Name »Opera« im italienischen Kontext sehr viel seltener verwendet werde als im nicht-italienischen Ausland. Auch dass die Bezeichnung anfangs nur umgangssprachlich kursierte, war den Zeitgenossen vertraut.⁴⁸

Begriff dort bereits bekannt, in der Sache noch ziemlich fremd.

45 Vgl. das Titelblatt und »The Preface«.

46 Vgl. beispielsweise Roger North: *Memoires of Musick*, hg. von Edward F. Rimbault, London 1846, Reprint Hildesheim 2004, S. 32.

47 So bezeichnet beispielsweise Saint-Disdier: *La ville et la republique de Venise*, Amsterdam 1680, S. 347 ff. (offensichtlich auch er auf umgangssprachliche Gewohnheiten gestützt) sowohl die Gattung als auch die Institution mit dem italienischen Ausdruck »Opera«.

48 Vgl. Hinrich Elmenhorst: *Dramatologia antiquo-hodierna, das ist: Bericht von denen Oper-Spielen*, Hamburg 1688, S. 100; Elias August Stryk: *Disputatio juridica de eo quod justum est, circa ludos scenicos operasque modernas, dictas vulgò Operen*, Kiel 1693.

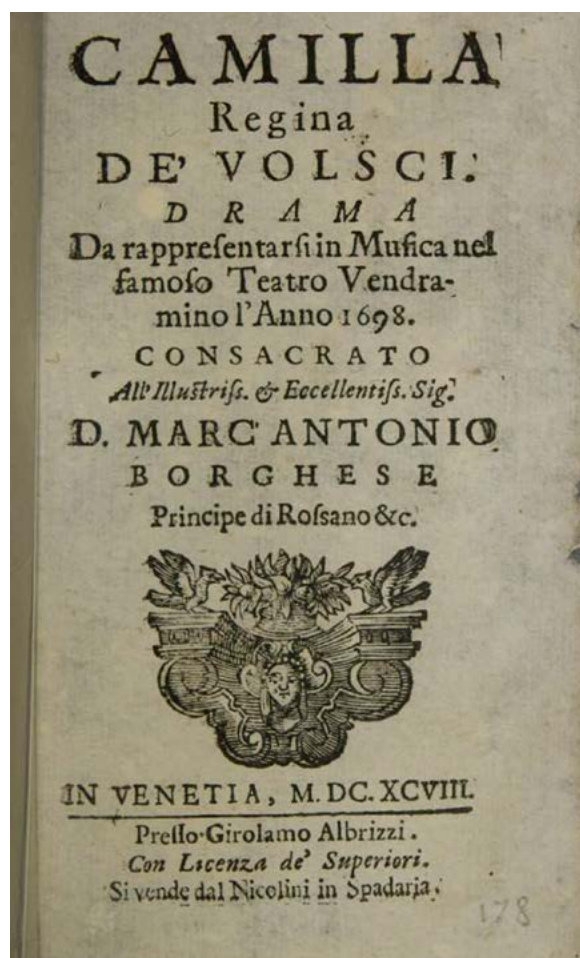


Abb. 3: Giovanni Bononcini/Silvio Stampiglia: *Camilla regina de' Volsci*, Venedig 1698, Titelblatt, Deutsches Historisches Institut in Rom, Musikgeschichtliche Abteilung, Rar. Libr. Ven. 344.

4. KULTURELLE KOMMUNIKATION

Die hier vorgestellten Migrationsbewegungen haben exemplarisch gezeigt, wie musikalische Fachbegriffe Disziplinen übergreifend mit stets neuen Bedeutungselementen angereichert und deshalb zum Gegenstand einer interdisziplinären Begriffsgeschichte werden können. So gewinnen die drei porträtierten Begriffsbedeutungen ihr Profil nicht nur durch genuin musikalische Kontexte, sondern eben auch durch literaturwissenschaftliche und poetologische Konzepte, geistesgeschichtliche Entwicklungen und aufklärerische Impulse (Kantate), durch politische Machtkonstellationen (Madrigal) oder durch performative Entwürfe und Einflüsse der Alltagswelt (Oper). Ein solches Kaleidoskop möglicher Prägungen gilt es stets im Blick zu behalten, will man den vielschichtigen Dimensionen musikalischer Begriffsprägungen analytisch gerecht werden.

Nicht nur die Musikgeschichte, sondern auch Fachbegriffe, wie sie für die verschiedenen Erscheinungsformen der Musik verwendet werden, erzählen eine ganze Menge über die Musik selbst, über ihre Rezeption und ihre Migrationswege. Auch bei musikalischen Begriffen lohnt es deshalb, genauer hinzuschauen, um ihre Verwendungsmodi, ihre Akzeptanz und ihre unterschiedlichen Konnotationen wahrzunehmen. Denn der Gebrauch der in Rede stehenden Begriffe signalisiert, wie die entsprechende Musik in unterschiedlichen kulturellen Räumen aufgenommen wird bzw. was in anderen Kulturregionen jeweils verändert und an örtliche Bedingungen angepasst wird. Insgesamt zeigt das in Europa präsente Panorama musikalischer Begrifflichkeiten auch in der Frühen Neuzeit eine lebendige und grenzüberschreitende kulturelle Kommunikation.

THE CONCEPT OF ›CLASSIC‹ AS AN INTERNATIONAL MARKER OF EUROPEAN ART MUSIC BETWEEN THE 18TH AND THE 19TH CENTURY

Luca Aversano

This paper deals with the terms ›classic‹ and ›classical‹ in European art music. It assumes an historical-lexicological perspective and refers to German, Italian, English and French literary sources in the music field.

Before the last third of the 18th century only a few testimonies of the word ›classical‹ are known in musical writings.¹ The lexical instances have always been detected in contexts referring to rules, canons or patterns for the correct learning of musical composition. For example, in 1648 Heinrich Schütz writes in the preface to his *Geistliche Chormusic*:

»besondern will ich vielmehr alle und jede / an die von allen vornehmsten Componisten gleichsam Canonisirte Italienische und andere / Alte und Neue Classicos Autores hiermit gewiesen haben/als deren fürtreffliche und unvergleichliche Opera zu denenjenigen / die solche absetzen und mit Fleiß sich darinnen umsehen werden; in einem und dem anderen Stylo als ein helles Liecht fürleuchten/und auff den rechten Weg zu dem Studio Contrapuncti anführen können.«²

Even from the linguistic-morphological point of view, the connection to the latin-humanistic semantics of the concept is evident. The etymology of the terms ›classic‹/›classical‹ traces back to the substantive *classis*, any one of the five divisions into which Servus Tullius divided the Roman citizenry. In pedagogical parlance the adjective ›classical‹ later assumed the meaning of ›what is taught in school classes‹:

»Lt. *Classis*, ursprünglich ›aufgebot in militärischem sinn‹ erhält durch die von Servius Tullius getroffene einteilung der bürger in sechs gruppen die bed. ›volkklass‹, sodann ›landheer‹ und ›flotte‹, endlich zu Augustus zeit, auch ›gruppe von knaben, die gemeinsam unterrichtet werden‹. In verschiedenen dieser bed. ist es vom fr. entlehnt worden: 1 aus der bed ›flotte‹ (wohl nur mit bezug auf das Altertum); 2 a aus der bed. ›volksklasse‹, zuerst auch mit bezug auf das alte Rom, dann aber auf moderne verhältnisse übertragen; dabei ist b eine sekundäre verwendung dieser bed. in der naturwissenschaftlichen terminologie. 3 a aus der bed. ›schulklasse‹; b ist daraus übertragen, weil auch die jahresklasse der soldaten aus gleichaltrigen besteht.«³

In the Latin tradition the epithet was therefore associated with authors who, regardless of when they lived, thanks to the excellence of their works had to be studied in school, remaining actual and becoming exemplary. So, at the beginning of the 18th century, classicality in music can be defined as a metahistori-

1 Regarding the history of the terms ›classic‹ and ›classical‹ in Western literatures see René Wellek: »Das Wort und der Begriff ›Klassizismus‹ in der Literaturgeschichte«, in: *Schweizerische Monatshefte* 45 (1965–66), pp. 154–173. On the concept of ›classic‹ according to a different perspective, in relation to other literary, aesthetic and philosophical sources, see Wilhelm Voßkamp: »Klassisch/Klassik/Klassizismus«, in: Karlheinz Barck/Martin Fontius/Dieter Schlenstedt/Burkhard Steinwachs, Friedrich Wolfzettel (ed. by), *Ästhetische Grundbegriffe*, Stuttgart 2010, vol. 3, pp. 289–305.

2 Heinrich Schütz: »Gesammelte Briefe u. Schriften«, ed. by

Erich Hermann Müller von Asow, Regensburg 1931, p. 195.

3 Jacques Derrida: »Glas«, Paris 1974, p. 102 (see also pp. 100–101).

cal concept with a strong pedagogical imprint: in their validity over time, which is independent of any composition-style trends, classical authors are those who assure the perpetuation of a correct grammar of counterpoint (understood here as the technique of putting together voices rather than as a style preference) and offer apprentice composers the best schooling in music composition. Later testimonies, around the middle of the 18th century, confirm the metahistorical character of the attribute and the link to the humanistic tradition: without making any distinctions of style or epoch, classical authors can be Graun, Telemann, C.P.E. Bach, Nichelmann and Händel, diverse composers whose commonality must be found in the excellence of their works.

Thus, from the 16th until the middle of the 18th century, the history of the term ›classical‹ in music seems to register no change. Its employment occurs always in adjectival form and is crystallized in different adaptations of the syntagma *classicus Autor*, e.g. *classici Symphonetae*, *classische Musiker*, *classici scriptores*, etc. This syntagma was, in fact, the only one officially sanctioned. For example, the 1753 entry in Diderot and D’Alambert’s *Encyclopédie* reads: »Classique, adj. gramm. Ce mot ne se dit que des auteurs que l’on explique dans les collèges«.⁴

From the last third of the 18th century onwards, the diffusion of the word ›classical‹ increases, especially in German areas, where the development of neo-humanism promulgates the spread of the word in the literature, and consequently in musical writings.⁵ At the same time the adjective frees itself from the only substantive-type with which it has, till now, been regularly combined (author, musician, composer, etc.). Some examples: 1779 Forkel names Kirnberger’s *Kunst des reinen Satzes* a »gründliches und classisches Werk«; 1784 Hertel writes that Kraus’ *Musikalische Poesie* is a »fürtreffliches classisches Werk«; in Gerbers *Lexicon* (1790) Heinichen’s *Generalbaßschule* is considered a »klassisches Werk«.⁶ The sign

of classicality, before only reserved for the creators, is now employed also for the creations. From the formal point of view this is an important novelty: the entry of the expression ›classical work‹ into the literature on music. On the other hand, concerning the semantics, one cannot point out any development in the actual musical use of the word ›classical‹. In the late 18th century, the meanings of excellence, of pedagogical exemplarity and of meta-historical stylistic neutrality still correspond completely to the humanistic tradition. The classical creations mentioned are indeed manual-like works: not musical compositions, but musical treatises and essays with educational aims.

The first evidences of a use of the word referring to musical compositions appears only at the beginning of the 19th century. The reason is probably that in this period the full affirmation of a canonized repertoire in the musical world (ie the idea that one could continue to listen to a piece of music even after its first performance) can secure the musical work a fundamental element of classicality: durability over the time. It is likely that the attribute ›classical‹ was previously reserved for theoretical works for the simple reason that, composed of written words, they could stay alive in the reader’s memory much better than musical pieces.

The first example for the expression ›classical music‹ comes from two Italian musicians and publishers, Cianchettini and Sperati, who in 1805 opened in London a firm with the name »Classical Music-Warehouse«. In 1807, courting the amateur market like all music publishers of the time, Cianchettini and Sperati decided to publish Haydn, Mozart and the first three Beethoven’s symphonies. They launched a subscription with the following text:

»Cianchettini and Sperati, Publishers and Importers of classical Music, have the honour to acquaint the Nobility, Gentry, and Amateurs of Music, that they have undertaken to publish in Score all the universally admired Symphonies of Haydn, Mozart and Beethoven. The Names of those celebrated Composers they conceive is more than sufficient to give credit to this invaluable undertaking. [...] The respect that every Amateur of Classical Music must entertain for the Symphonies of these wonderful Masters, persuades the Publishers, that a general anxiety

4 »Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers...«, III, Paris 1753. This *Encyclopédie* entry certainly favored the spread of the syntagma for the whole of Europe (see Paolo Trovato: »Per la storia di «classico»«, in: Patrizia Castelli (Hg.): *L’ideale classico a Ferrara e in Italia nel Rinascimento*, Firenze 1998, p. 125–161: 131).

5 On the concept of Neo-humanism see Herwig Blankerts/Kjeld Matthiessen: »Neuhumanismus«, in: Dieter Lenzen (Ed.), *Pädagogische Grundbegriffe*, Reinbek 2001 (Sixth Edition), vol. 2, pp. 1092–1103.

6 See respectively Johann Nikolaus Forkel: »Musikalisch-kritische Bibliothek«, III, Gotha 1779, p. 193; Johann Wilhelm Hertel: »Selbstbiographie«, Köln 1784, p. 34; Ernst Ludwig

Gerber: »Historisch-biographisches Lexicon der Tonkünstler« (2 volumes), Leipzig 1790, 1792, s. v. *Heinichen*.

to possess a Collection so precious to the Musical World, will afford ample encouragement to a Publication honoured with the immediate Patronage of His Royal Highness the Prince of Wales, who has most graciously condescended to sanction it, by accepting the Dedication«.⁷

Here, for the first time, Haydn, Mozart and Beethoven's symphonies are provided with the epithet ›classical‹, about thirty years earlier than the ›classic triad‹ formula created by Amadeus Wendt⁸ (but without any aesthetic-historical awareness or intention).

It is no fortuity that this important testimony is contained in a publishers' announcement. In the early 19th century most instances of the word ›classical‹ are to be found in press advertisements and catalogues edited by publishing houses or in titles of printed music anthologies. If one considers the brevity of such texts, this is still more surprising. For example, in 1801 Breitkopf & Härtel announced in the *Vossische Zeitung* a print edition of Haydn's *Sieben letzten Worte des Erlösers am Kreuze* in the following way: »Bekanntlich war dieses klassische, längst von jedem Kenner geschätzte Werk, ursprünglich bloß ein großes Instrumentalstück; erst späterhin gab ihm der Verfasser, durch die gänzliche Umarbeitung desselben zugleich für Gesang, die Vollendung, in der es hier zum erstenmal im Druck erscheint«.⁹

In 1806 Leduc published a *Collection générale des oeuvres classiques* in Paris containing sacred works from composers of different eras, such as Leo (1694–1744), Desprez (1450 ca.–1521), Jommelli (1714–1774), Palestrina (1525 ca.–1594) and Pergolesi (1710–1736). The publication can be seen in the context of an extraordinary development of the music trade in Europe towards the end of the 18th century. In this period, the English, French and German-Austrian publishing houses systematically followed policies of expansion in national and foreign markets. In order to realise their commercial aims they made use of modern promotional techniques to arouse a desire to purchase within their customers. Thus, in the hands of the publishers, classicality became a promotional label. The title of an anthology published in 1762, *Tonstücke für das Klavier, vom Herrn C. P. E. Bach*,

und einigen anderen classischen Musikern, can be considered a precursor element of this development.

Receivers of the advertising language used by publishers were mostly amateurs who bought music editions not in order to learn the correct composition rules, but to play or collect music. In this context, the meaning of pedagogical exemplarity loses importance and eventually atrophies, so that even if Haydn and Mozart could still be proposed as patterns to be imitated, we cannot imagine Ciani and Spertini's 1807 usage of ›classical‹ in relation to Beethoven's *Eroica* as intended to designate the work a model of symphonic composition. In fact Beethoven's second symphony was already considered an eccentric work by his contemporaries — a very original and strange composition, which could hardly be understood as the kind of structure to be taught at school:

»Die neueste Sinfonie von Beethoven [die zweite] wurde, ohngeachtet ihrer grossen Schwierigkeiten, zweymal so gegeben, dass man sie ganz nie geniessen konnte. Auch wir finden, wie man von Wien und Berlin bemerkt hat, das Ganze zu lang und Einiges überkünstlich [...] und das Finale halten wir, auch jetzt, nach genauer Bekanntschaft, für allzu bizarr, wild und grell: aber alles das wird durch den gewaltigen Feuergeist, der in diesem kolossalem Produkt wehet, durch den Reichthum an neuen Ideen und die fast durchaus originelle Behandlung derselben, sowie auch durch die Tiefe der Kunstgelehrsamkeit, so weit überwogen, dass man dem Werke das Horoskop stellen kann, es werde bleiben und mit immer neuem Vergnügen gehört werden, wenn tausend eben jetzt gefeyerte Modesachen längst zu Grabe getragen sind«.¹⁰

The sense of classicality in the early 19th century is no longer the exemplarity of the composition, but its high quality. Even if founded on an original style, this quality gives to the music a durability over time, beyond all variable fashions. In other words, classicality has moved from the ambit of composition to that of performance and reception, changing from a pattern of artistic production to a measure of aesthetic evaluation. The shift is strongly influenced by the entrance of the adjective ›classical‹ into the jargon of publishers' advertising. According to this terminology, the music for sale splits into ›novelties‹ and ›classical works‹. An opposition develops between classical music, with its enduring success on the market, and music of rapid

7 Cit. in Georg Kinsky: »Eine frühe Partitur-Ausgabe von Symphonien Haydns, Mozarts und Beethovens«, in: *Acta Musicologica* 13 (1941), p. 78–84: 80.

8 See note 9.

9 *Vossische Zeitung*, 10.10.1801.

10 *Allgemeine musikalische Zeitung* 7 (1804), p. 215.

consumption, destined to be easily forgotten. ›Classical‹ are those works which, due to their internationally recognised value, stay alive in the memory of the public and always deserve to be purchased: not as examples for a few composers to learn from, but as pieces which can be played or listened to repeatedly by a large number of music amateurs. Niemetschek, for example, writes in his 1798 Mozart biography that the beauty of Mozart's works isn't exhausted even after frequent performance. According to him, »dieses ist der wahre Probestein des klassischen Werthes«.¹¹

For this reasons, classical works constituted the *forté* of a publishing house. The origins of the modern semantics of the expression ›classical music‹ can be found in the contrast between classical works and novelties, which today generally means distinguishing classical-music from so-called popular music. In an article by Antonio Ghislanzoni in the *Gazzetta Musicale di Milano* (1867), titled *Musica classica e musica popolare*, the phenomena is particularly evident:

»If classical music is not popular in Italy, it happens for the quite obvious reason that the people, who are not obliged to be deeply versed in literature or in music, live from hand to mouth and ask of books, such as works of music, that they reflect the spirit and the progressive form of their age. [...] To deliver ancient scores from oblivion, to have them performed in the conservatory and also in concerts which the most cultivated class attend is a very laudable thing – but to hope that such musical works can be today so popular as in other ages is an illusion which I cannot share with anybody«.¹²

Without any interruption in its semantic line, the expression ›classical music‹ is used today as it was in the daily language of 19th century, independent of any trait of style or epoch, and with a supernational character. In fact, if we compare authors and compositions

marked with the epithet ›classical‹ in different European countries like Italy, France, England and Germany, we can see that around the middle of the 19th century the repertoire was common to all these countries. A hypothetical council of musical classicism embracing German composers of instrumental music between the XVIII and XIX century (particularly Haydn, Mozart and Beethoven), vocal polyphonists from Palestrina's period, sacred pieces by Stradella, Pergolesi, Händel, operatic music by Gluck, Rossini and others, would have certainly been accepted throughout Europe, at least at that time (the repertoire canon is constantly updated). Each genre had its classical pieces and composers, irrespective of their nationality. That means, in the consciousness of the 19th century, the phenomenon of musical classicism was not limited to the Austro-German area – neither in a linguistic sense nor concerning the music selected. This is a consequence of the fact that the evaluation process which sanctioned the classicality of a work and its entrance into the musical canon was in substance international, as an effect of the internationalization of the music market and the consequent globalization of musical taste in early nineteenth century Europe.¹³ Other meanings attested in musicography – like the identification of a ›classical period‹ with the triad Haydn-Mozart-Beethoven (Wendt, 1836)¹⁴ – enjoyed very limited diffusion, which didn't influence the current semantics of the concept.

Summarizing, from the beginning of the XIX century classicality loses the traditional and generic function of referring to authorized models and achieves a specific musical meaning, though without yet being imprinted with a historic-stylistic mark. This process of linguistic and conceptual specification is strongly supported by the affirmation of an international musical canon and an international musical market, which are both cause and effect of an internationalization of musical taste. Therefore, for some aspects, when we speak about a classical-romantic era of European music, we are talking about a paradox: the cohabitation of two opposite tendencies, the romantic search for national roots in the context of stylistic-compositional research and the international imprint of so-called classical music on public perception, influencing both the markets and public taste.

11 Franz Xaver Niemetschek: »Leben des k.k. Kapellmeisters Wolfgang Gottlieb Mozart«, Prag 1798, pp. 46–47.

12 »Se la musica classica non è popolare in Italia ciò avviene per la ragione abbastanza ovvia che il popolo, il quale non ha nessun obbligo di essere profondamente versato nella letteratura e nella musica, vive alla giornata, e domanda naturalmente e necessariamente ai libri come alle opere musicali lo spirito e la forma progressiva del suo tempo. [...] Rivendicare i vecchi spartiti dall'oblio, farli eseguire nel conservatorio ed anche nei concerti a cui intervenga la classe più colta, è opera lodevolissima – ma sperare che a tali musiche debba arridere oggi giorno la popolarità di altre epoche, è una illusione che non posso dividere con alcuno« *Gazzetta musicale di Milano*, 22 (1867) 26, p. 201–203: 202–203.

13 See Luca Aversano: »Editoria musicale e globalizzazione del gusto all'inizio del XIX secolo«, in: Roberto Illiano, Luca Sala (Hgg.), *Instrumental Music and the Industrial Revolution*, Bologna 2010, pp. 321–328.

14 Johann Amadeus Wendt: »Über den gegenwärtigen Zustand der Musik, besonders in Deutschland, und wie er geworden«, Göttingen 1836, p. 3.

REZENSION

JÖRN LEONHARD, WILLIBALD STEINMETZ (HG.): SEMANTIKEN VON ARBEIT. DIACHRONE UND VERGLEICHENDE PERSPEKTIVEN; MICHAEL S. ASSLÄNDER, BERND WAGNER (HG.): PHILOSOPHIE DER ARBEIT. TEXTE VON DER ANTIKE BIS ZUR GEGENWART.

Ernst Müller

»Arbeit« ist keineswegs ein vernachlässigter Gegenstand der Begriffsgeschichte. Werner Conze hat im ersten Band der von ihm mit herausgegebenen *Geschichtlichen Grundbegriffe* über diesen Begriff eine Art Musterartikel verfasst. 1972 erschienen, ist er inzwischen selbst schon historisch und war es fast schon zeitgenössisch: denn Conzes »Meistererzählung« konzentriert sich auf die Sattelzeit und endet mit Quellen der 1870er Jahre; nur in einem Ausblick thematisiert er mit der Semantik der »nationalen Arbeit« vor allem Debatten des Nationalsozialismus. Seitdem sind immer wieder Spezialarbeiten zu verschiedenen Facetten des Begriffs der Arbeit in unterschiedlichen historischen und regionalen Kontexten entstanden, insbesondere aber hat der Arbeitsbegriff in einem fortgeschrittenen, globalisierten und als entfesselt beschriebenen Kapitalismus andere Formen angenommen. Beobachtet werden dabei durchaus gegensätzliche Prozesse: einerseits solche, die in der These vom Ende der Arbeitsgesellschaft münden, andererseits solche, die umgekehrt von der semantischen Entgrenzung des Arbeitsbegriffs einschließlich seiner Verschmelzung mit ursprünglichen Gegenbegriffen (Freizeit, Unternehmertum etc.) ausgehen.

Sicher ist diese Krise der Arbeit und ihrer Semantik auch einer der Gründe dafür, warum zwei jüngst erschienene Bände diesen Begriff erneut in seinem historischen Wandel zum Gegenstand gemacht haben: Die *Semantiken der Arbeit. Diachrone und vergleichende Perspektiven* ebenso wie der im Suhrkamp-Verlag erschienene Band zur *Philosophie der Arbeit*, der – einer einfachen Epocheneinteilung folgend – eine Genealogie von Texten zur Arbeit von der Antike über das Mittelalter, der Aufklärung und späten Neuzeit bis zu – extra für den Band ver-

fassten – Arbeiten zur gegenwärtigen Problemlage bietet. Auffällig an der philosophischen Anthologie des Suhrkamp-Verlages ist, dass ihre Sammlung von Texten sich abgesehen vom aktuellen Teil weitgehend mit den Quellen deckt, die auch Conze für seine Darstellung genutzt hat – was umgekehrt nicht nur heißt, dass man diese Quellen nun an einem Ort versammelt und in extenso lesen kann, sondern auch, dass Conzes Artikel weitgehend eine Geschichte der Philosophie der Arbeit ist.

Während der Band zur *Philosophie der Arbeit* also eine durchaus legitime, aber auch wiederum kaum reflektierte ideengeschichtliche Perspektive aufmacht (wobei die Einleitung von Assländer und Wagner abseits der ahistorisch-analytischen Verflachung der Philosophie einen instruktiven, auch Kontexte einbeziehenden Abriss der Geschichte des Arbeitsbegriffs geben), nehmen die *Semantiken der Arbeit* die Methodendebatten zur Begriffsgeschichte der letzten Jahrzehnte auf. Die Historiker Jörn Leonard und Willibald Steinmetz, die selbst mit wichtigen Arbeiten zur historischen Semantik in der Tradition Kosellecks hervorgetreten sind,¹ führen mit ihrer umfangreichen Einleitung und der Auswahl der Beiträge vor, wie die Begriffsgeschichte nach den großen Wörterbuchprojekten fortgeführt werden kann. Zu-

¹ Vgl. die ebenfalls komparatistisch vorgehende Monographie von Jörn Leonard: *Liberalismus. Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters* (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London. Band 50), Oldenbourg/München 2001. Willibald Steinmetz: »Vierzig Jahre Begriffsgeschichte – *The State of the Art*«, in: Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger (Hg.), *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*, Berlin/New York 2008, S. 174/197.

nächst als kritisches Resümee auf deren Leistungen und Grenzen; dazu gehört eine Art Metaperspektive, die die Erzählformen der Begriffsgeschichten selbst als solche kenntlich macht und zugleich reflektiert, was Begriffsgeschichte leisten kann und was sie notwendig ausblendet. In diesem Sinne wird die Groß-erzählung Conzes im einleitenden, sechzigseitigen Beitrag der Herausgeber einer differenzierenden und die Perspektiven erweiternden Kritik unterworfen. Der von ihnen vertretene methodische Perspektivwechsel ›von der Begriffsgeschichte zur historischen Semantik‹ intendiert, statt verkürzt nur den Knotenpunkten begrifflicher Entwicklungen nachzugehen, den Blick auf den wirklichen Sprachgebrauch. Es geht um ›Situationen des Wortgebrauchs‹ (Ludger Kuchenbuch), um ›concepts in action‹. Die Herausgeber umreißen die Erweiterung ihres semantikgeschichtlichen Programm, das auch die Neubesichtigung bereits untersuchter Zeiträume einschließt, in drei Punkten: *zeitlich* (statt der einen Sattelzeit werden unterschiedliche Knotenpunkte ausgemacht), *räumlich* (Fokus auf verschiedene Sprachen innerhalb und außerhalb Europas, vor allem auch auf die Kolonialgeschichte) und *methodisch-disziplinär* – und das heißt vor allem die Erweiterung der punktuellen Begriffsgeschichte zur historischen und vergleichenden Semantik. (45) Der Ansatz bestimmt auch die Form der Publikation: statt eines geschlossenen Artikels ist das nur in einem multidisziplinären und nationale Kontexte berücksichtigenden Sammelband verschiedener Autoren möglich, der zwar verschiedene Perspektiven und Disziplinen zusammenführt, aber nicht den Anspruch erheben kann, eine vollständige Begriffsgeschichte zu präsentieren.

Die Herausgeber des durchdachten und materialreichen Bandes versammeln dafür ein breites Spektrum von Autoren verschiedener Disziplinen, Gegenstandsbereiche und methodische Zugänge. Die auf zwei Tagungen zurückgehenden Beiträge stammen von Vertretern der Kulturosoziologie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Rechtswissenschaftler, Afrikanist, Islamwissenschaft, Japanologe, Ethnologie und natürlich von Historikern verschiedener Perioden. Zugleich ist ein breiteres internationales Feld punktuell abgedeckt: iberisches Königreich und amerikanische Kolonien (Sven Korzilius), Frankreich (Laura Levine Frader), arabische Sprachgeschichte (Reinhard Schulze), koloniales Kongo (Julia Seibert), Japan (Shingo Shimada).

JENSEITS DER SATTELZEIT

Strukturierte bei Conze die Untersuchung der ›Sattelzeit‹ noch den gesamten Artikel, so dass die These im Nachhinein geradezu wie ein Kunstgriff erscheinen konnte, um eine Narration in einem überschaubaren Artikel zu entwerfen, so sparen die Beiträge des Bandes *Semantiken von Arbeit* diese einheitliche Zäsur eher aus, der Schwerpunkt des Bandes liegt im 20. Jahrhundert. Von den fünfzehn Beiträgen beschäftigen sich drei mit alteuropäischen Semantiken des Arbeitsbegriffs, einige mit außereuropäischen Entwicklungen in zeitlicher Parallelität zur Sattelzeit, die anderen mit modernen oder postmodernen Verschiebungen.

Die Meistererzählungen des Arbeitsbegriffs, und darin waren sich unterschiedliche Denker von Hannah Arendt bis Werner Conze einig, vertraten ein Aufwertungsnarrativ der Arbeit: deren zentrale These, dass die in der Antike sozial noch abgewertete (vor allem körperliche) Arbeit seit der Reformation und frühen Neuzeit deutlich aufgewertet wurde, stellen die Beiträge des Bandes nicht in Frage, differenzieren sie aber. Sie stellen unterschiedliche Knotenpunkte heraus: einerseits wurde die Arbeit schon in mittelalterlichen Ordensgemeinschaften anerkannt (42), andererseits bleiben traditionelle Bedeutungselemente erhalten, so dass Arbeit auch im 19. Jahrhundert durch Aristokraten und Gebildete noch verachtet wurden.

Leonard und Steinmetz plausibilisieren die These, dass – im Anschluss an Hannah Arendts Unterscheidungen zwischen Herstellen und Arbeiten – nach einer Phase, in der alles zur Lohnarbeit wurde, seit den 80er Jahren wieder Anzeichen für eine Gegenbewegung zu erkennen seien, in der der Arbeitsbegriff auf den (selbstbestimmten) Work-Aspekt (gekoppelt mit bürgerschaftlichem Handeln) zu erkennen sei. Dennoch sind bei dieser These Zweifel angebracht: es könnte auch so sein, dass – auch dort wo im Englischen *work* statt *labour* verwendet wird – *work* nun schon selbst nicht anders als unter dem Aspekt von *labour* gefasst werden kann. Legitimiert ist nicht nur, was Anstrengung kostet, sondern die positiven Konnotationen, die Arbeit in der bürgerlichen Gesellschaft genießt, soll auf andere Bereiche übertragen werden (Traumarbeit, Beziehungsarbeit, Erziehungsarbeit, Pflegearbeit). Wobei die Frage, ob es sich bei solchen Erweiterungen des Arbeitsbegriffs »womöglich lediglich« um einen metaphorischen Wortgebrauch handelt, (32) nach den – auch in der Begriffsgeschichtsforschung geführten – Debatten zu

Metaphern überhaupt etwas merkwürdig erscheint. Umgekehrt deutet sich vielleicht ein anderes Verständnis im Verhältnis von Arbeit und Erwerb eher dort an, wo politisch Forderungen nach einem von der Arbeitsleistung abgekoppelten Bürgergeld oder einem bedingungslosen Grundeinkommen lauter werden.

DAS ANDERE DES BEGRIFFS

Wenn die Herausgeber des Bandes Bedeutung in einem doppelten Sinne verwenden, nämlich »als Referenz auf Sachverhalte und Vorstellungen einerseits (semantische Dimension), als folgenreiche Verwendung im Kommunikationsfluss andererseits (pragmatische Dimension)«, (10) dann greift diese Differenzierung offenbar Kosellecks Unterscheidung von Begriffen als Indikatoren und Faktoren auf. Verweist dessen Unterscheidung auch auf die heute nicht selten ausgeblendete sozialhistorische Dimension der Begriffsgeschichte, so ist gerade bei den Darstellungen der Geschichte des Arbeitsbegriffs in diesem Band auffällig, wieviel historisches Kontext- und Sachgeschichtswissen die einzelnen Beiträge aufnehmen. (vgl. S. 59) Anders als bei den großen geschichtsphilosophischen Begriffen, bei denen die Idee der semantischen Kontingenz und Konstruktion vielleicht noch plausibel ist, funktionieren die meisten Narrationen des Bandes überhaupt nur als Mischformen. Nahezu alle Beiträge überschreiten die rein semantische und hermeneutische Ebene und liefern Kontextwissen zu Institutionen und Rechtsformen, Technik- und Sozialgeschichte. Der Export europäischer Semantiken ist mit sehr materialen Wanderungen von Praktiken, Arbeitsmigrationen etc. verbunden. Julia Seibert zeigt, wie sich in der belgischen Kolonie des Kongo eine Aufwertung des einheimischen Wortes *Kazi* vollzieht, das zunächst auf Sklaverei und Zwangsarbeit verwies, dann aber mit dem Wandel zu freien Lohnarbeit mit Freiheit und Modernität assoziiert wurde. Noch komplexer stellt sich die von Shinyo Shimada skizzierte japanische Entwicklung dar, wo *rôdô* eine Übersetzung westlicher Sprachen und damit verbundener Arbeitserfahrungen aus dem späten 19. Jahrhunderts abbildet, während das vom deutschen Wort *Arbeit* stammende *arubaito* in den 1980er Jahren für Teilzeitsjobs, *frîta* (von engl. *free*) seit den 1990er Jahren dagegen für irreguläre Arbeitsformen steht.

Sigrid Wadauer spricht von »neuen sozialen Tatsachen«, wenn Arbeit, am Ende des 19. Jahrhunderts zur Sache staatlicher Politik (mit der Definition von Ar-

beitslosigkeit, Versicherungen etc.) wird. Die Herausgeber betonen, es ginge nicht um eine Metaerzählung über die Geschichte der Arbeit, sondern »die konkrete Geschichte von Arbeit« solle bewusst integriert werden. (45) Plausibel ist Benedict Zimmermanns Unterscheidung des »Begriffs« von »Kategorien der Praxis«, womit eine »Pragmatik der Anwendung des Begriffes in konkreten Handlungssituationen« gemeint ist. (273) Vielleicht zielen auch die methodisch interessanten ethnographisch-historischen Fallstudien im Beitrag von Gerd Spittler auf Kategorien der Praxis wenn er in einer Metaperspektive Arbeit dort zur Sprache bringen will, wo die Akteure sie praktizieren, aber spontan nicht selbst versprachlichen. (165) Die Fälle seiner teilnehmenden Beobachtung reichen von der Hüttenarbeit im Ruhrgebiet über Nutzer von Kopierern bis zur nomadischen Hirtenarbeit in der Sahara. Natürlich ist, was der Autor selbst reflektiert, die von außen erzeugte oder nachträgliche Versprachlichung nicht unproblematisch, weil leicht der verfremdende ethnographische Blick entsteht. Dennoch bilden solche Ansätze den Gegenpol zu einer Ideengeschichte von Arbeit, die über Arbeit, ihre Wertung und Umwertung handelt, dabei also von denen reflektiert wird, die nicht in sie involviert sind. Je mehr es sich dagegen um Semantiken der tatsächlichen Akteure der Arbeit handelt, umso weniger lässt sie sich von der ›Sache‹ trennen. Eher zur Perspektive der Arbeitenden gehört, wie Sigrid Wadauer schreibt, auch die Frage, was jeweils als Arbeit bezeichnet oder verstanden wird. (12, 227) Und sie hat dafür ein schönes Beispiel aus dem Bericht eines Arbeiterkindes, das zugleich zeigt, das Kohärenz gerade kein Kriterium der historischen Semantik sein kann: »Nun war Vater wieder für uns da, aber leider bekam er keine Arbeit mehr. Er half auch Mutter beim Wäscheschwemmen, arbeitete viel im Garten, so daß wir immer reichlich mit Gemüse versorgt waren. Sehr viel Zeit verbrachte er mit politischer Arbeit.« (235)

VERGLEICHENDE PERSPEKTIVE

Gerade wenn die Begriffsgeschichte zur historischen Semantik wird und sich vom einzelsprachlichen Wort hin zu Wortfeldern, von einzelnen Nationalsprachen hin zu einer transnationalen Perspektive bewegt, wenn in zeitlicher und räumlicher Hinsicht voneinander isolierte Worte oder Begriffe existieren oder epochenübergreifende Beschreibungen angestrebt werden, stellt sich die Frage nach der wechselseitigen Beziehbarkeit bzw. Vergleichbarkeit begriffsgeschichtlicher Befunde. Ein wichtiger methodischer Akzent

des Bandes betrifft das Problem einer komparativen historischen Semantik. Barbara Cassins *Dictionnaire des Intraduisibles* hatte 2004 die Darstellung der europäischen Sprachenvielfalt vor allem philosophischer Begriffe mit der These verbunden, dass adäquate Übersetzungen zwischen den Nationalsprachen weder möglich noch wünschenswert seien. Bezogen auf ›Arbeit‹ wird die Schwierigkeit der Übersetzung schon dadurch evident, dass es für das im Deutschen einheitliche Wort in vielen europäischen Sprachen zwei Ausdrücke unterschiedlicher Bedeutung wie im Englischen Work und Labour gibt. Bénédicte Zimmermanns zeigt im deutsch-französischen Vergleich, wie ›Arbeitslosigkeit‹ und ›chômage‹ ursprünglich unterschiedliche Bedeutungen hatten, dann aber ähnliche Bedeutungen annehmen. Das Problem der Vergleichbarkeit, zu dem Steinmetz inzwischen das DFG-Forschungsprojekt *Vergleichsbegriffe. Historische Semantik des Vergleichens, 16.-20. Jahrhundert* innerhalb des *Sonderforschungsbereichs Praktiken des Vergleichens* begonnen hat, betrifft nicht nur die unterschiedliche Struktur synchroner Wortfelder, sondern ebenso die Möglichkeit, unterschiedliche Arbeitsbegriffe diachron auf einander zu beziehen. Ein begriffliches Vorverständnis, auf das niemals ganz verzichtet werden kann, könnte aber einen konsequent begriffsgeschichtlichen Ansatz auch unterlaufen. Auch die Herausgeber des Bandes diskutieren in ihrer Einleitung, ob es sinnvoll ist, heuristisch mit »hinreichend abstrakten Vorab-Definitionen« zu operieren, verzichten aber auf verbindliche Rahmendefinition verzichtet. (11, 41) Denn wie auch Sigrid Wadauer feststellt, besteht die Gefahr, dass sich trotz Historisierungsbemühungen ein ahistorischer Gegenstand durchsetzt. (230) Wenn Ludolf Kuchenbuch, als Vorschlag für ein abstraktes Vorverständnis, Arbeit als Oberbegriff für »alles Handeln, das in irgendeiner Weise dem Unterhalt dient«, unterstellen will, so stellt sich einerseits die Frage, ob damit nicht schon ein die Differenzen nivellierendes modernes Verständnis verallgemeinert wird bzw. ob die Abstraktheit nicht dazu führt, dass Unterschiede nicht mehr deutlich werden. Eine solche Definition böte kaum ein Differenzkriterium gegenüber Diebstahl oder Bettelei, umgekehrt wird ein anderer Vorschlag, Arbeit als Sammelbezeichnung für jede absichtsvolle Hervorbringung von Gütern und Diensten einem Arbeitsbegriff nicht gerecht, bei dem das intendierte Arbeitsergebnis hinter der Erwerbsfunktion zurücktritt. Es ist deswegen sehr plausibel, wenn die Herausgeber anstelle eines Allgemeinen auf sehr konkrete Übersetzungs- und Vergleichsarbeit setzen, wobei Onomasiologie (Ausgangspunkt vom Bezeichneten) und Semasiologie (Ausgangspunkt von der Bedeutung) sich wech-

selseitig ergänzen müssen. Dabei wäre in Betracht zu ziehen, dass Übersetzungen die Einmaligkeit historischer Erfahrungsverdichtung zugunsten eines allgemeinen Äquivalents zu nivellieren drohen. Solch ein methodisches Dilemma, das macht Thomas Sokoll in seinem, den Band abschließenden Kommentar deutlich, droht auch deswegen, weil der in der westlichen Moderne entstandene Kollektivbegriff der Arbeit als abstrakter ökonomischer Kategorie retrospektiv geradezu notwendig auf frühere Epochen ausstrahlt, so dass wir hinter den Scheitelpunkt dieser begrifflichen Entwicklung nicht zurückkommen (395) – damit bringt der Sozialhistoriker noch einmal auf den Punkt, was wohl Koselleck mit seiner gleichermaßen geschichtlich wie hermeneutisch zu interpretierenden, nicht selten aber empiristisch missverstandenen Sattelzeithese gemeint haben könnte.

Insgesamt liegt mit *Semantiken der Arbeit* ein begriffsgeschichtliches Werk vor, das methodisch sehr durchdacht ist und zeigt, in welche Richtung Begriffsgeschichte nach den großen Unternehmungen des 20. Jahrhunderts gehen könnte. Gerade um die Heterogenität der Zugriffe möglichst zu vernetzen, wäre allerdings in einem Band, der die vergleichende Perspektive betont, ein Register dringend notwendig gewesen.